A 5242

# IWK

# Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

39. JAHRGANG, MÄRZ 2003, HEFT 1

ILKO-SASCHA KOWALCZUK: 17. Juni 1953 – Arbeiteraufstand, Volksaufstand, Revolution. Aufstandsgeschichte, Forschungskontroversen und Erinnerungskultur

GÜNTER FROMM: Der 17. Juni 1953 in Stalinstadt und Fürstenberg/Oder im Spiegel der Gerichtsakten

MATTHIAS LOEDING: Zwischen politischer Selbstbehauptung, Wahlfieber und Kooperation. Die politische Lage des Zentralausschusses der SPD zu Beginn der KPD-Einheitskampagne in Berlin und der SBZ im Frühherbst 1945 (Oktober/Anfang November 1945)

NEUE LITERATUR

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNG

# Wunder gibt es immer wieder

Fragmente zur Geschichte der Offenen Arbeit Berlin und der KIRCHE von UNTEN

Was ist eigentlich Kavauuh ?Heute ist es oft unverständlich, warum politischer Widerstand in der DDR in einem Atemzug mit Kirche genannt wird. Um Leuten, die nicht so tief in der "Ost-Tzien" steckten, Kirche von Unten zu erklären, planten wir ursprünglich die Herausgabe einer kurzen Selbstdarstellung.
Uns wurde aber deutlich, daß einzelne knapp abgehandelte Themen viel zu verkürzt dagestanden hätten, zumal sich inzwischen Sichtweisen dazu verändert hatten und auch eine Fülle von Material vorlag.
Das Buch ist eine Zusammenstellung ganz verschiedener Herangehensweisen an unsere Geschichte. Persönliche Zeitbeschreibungen, Persiflage und Erkenntnisse aus Literatur- und Aktenstudien stehen gleichberechtigt nebeneinander.
In der 5jährigen Arbeitszeit befragten wir dazu auch 45 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen.
Wir versuchen widerständiges und selbstbestimmtes Leben in der DDR zu beschreiben, das wir nicht nur mit Begriffen wie Opposition, politische Diskussion oder Konspiration füllten, sondern auch mit Aktion, Spaß, Happening, Lust und "einfach gewaltfrei miteinander leben".

1997, 408 S., Br., Euro 7,50 + Versandkosten

Herausgeber und zu beziehen über: KIRCHE von UNTEN
Kremmener Str. 9-11
10435 Berlin
Tel. Büro: 030 / 449 11 72

IWK

# Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

## Inhalt

Heft 1/03

ILKO-SASCHA KOWALCZUK: 17. Juni 1953 – Arbeiteraufstand, Volksaufstand, Revolution. Aufstandsgeschichte, Forschungskontroversen und Erinnerungskultur ..... 1

GÜNTER FROMM: Der 17. Juni 1953 in Stalinstadt und Fürstenberg/Oder im Spiegel der Gerichtsakten ..... 37

MATTHIAS LOEDING: Zwischen politischer Selbstbehauptung, Wahlfieber und Kooperation. Die politische Lage des Zentralausschusses der SPD zu Beginn der KPD-Einheitskampagne in Berlin und der SBZ im Frühherbst 1945 (Oktober/Anfang November 1945) ..... 51

NEUE LITERATUR

Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Generalstreikbeschluß am 3. März 1919 bis zur Spaltung der Räteorgane im Juli 1919. Hrsg. und bearb. von Gerhard Engel, Gaby Huch und Ingo Materna, Berlin 2002 *(Dirk H. Müller)* ..... 73

Die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums 1817–1934/39. Bd. I/11 und II: 14. November 1918 bis 31. März 1925. Bearb. von Gerhard Schulze, Hildesheim, Zürich und New York 2002 *(Dirk H. Müller)* ..... 75

Sozialistische Blätter. Das Organ der „Sozialistischen Front" in Hannover 1933–1936. Bearb. von Karin Theilen, Hannover 2000 *(Klaus Drobisch)* ..... 76

Werner Krauss, Briefe 1922 bis 1976. Hrsg. von Peter Jehle unter Mitarbeit von Elisabeth Fillmann und Peter-Volker Springborn, Frankfurt a. M. 2002 *(Bernd Florath)* ..... 77

Die Protokolle des Sekretariats der SED-Bezirksleitung Suhl. Von der Gründung des Bezirkes Suhl im Juni 1952 bis zum 17. Juni 1953. Bearb. von Norbert Moczarski, Weimar 2002 *(Andreas Herbst)* ..... 80

Karl Marx und Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA). Erste Abteilung. Bd. 31. Friedrich Engels: Werke, Artikel, Entwürfe. Oktober 1886 bis Februar 1891. Bearb. von Renate Merkel-Melis. Text und Apparat, Berlin 2002 *(Till Schelz-Brandenburg)* ..... 82

Alice Cherki, Frantz Fanon. Ein Porträt, Hamburg 2001 *(Susan Arndt)* ..... 84

Jean-Jacques Marie, Staline, Paris 2001 *(Reiner Tosstorff)* ..... 88

Erhard Kiehnbaum, Peter Imandt – Eine Biografie (1823–1897). Freund und Kampfgefährte von Karl Marx und Friedrich Engels – Ein vergessener Saarländer, Berlin 2002 *(Heinrich Gemkow)* ..... 89

August H. Leugers-Scherzberg, Die Wandlungen des Herbert Wehner. Von der Volksfront zur Großen Koalition, Berlin und München 2002 *(Michael F. Scholz)* ..... 90

Willy Buschak, Edo Fimmen. Der schöne Traum von Europa und die Globalisierung. Eine Biographie, Essen 2002 *(Sigrid Koch-Baumgarten)* ..... 94

Ernst von Waldenfels, „Der Spion, der aus Deutschland kam". Das geheime Leben des Seemanns Richard Krebs, Berlin 2002 (Michael F. Scholz) ..... 95

Uwe-Jens Heuer, Im Streit. Ein Jurist in zwei deutschen Staaten, Baden-Baden 2002 *(Volker Gransow)* ..... 97

Robert Gellately, Backing Hitler. Consent and Coercion in Nazi Germany, Oxford and New York 2001 *(Stefan Rudschinat)* ..... 99

Wolfgang Dierker, Himmlers Glaubenskrieger. Der Sicherheitsdienst der SS und seine Religionspolitik 1933–1941, Paderborn u.a. 2002 *(Hartmut Rübner)* ..... 100

Michael Steffen, Geschichten vom Trüffelschwein. Politik und Organisation des Kommunistischen Bundes 1971 bis 1991, Berlin, Hamburg und Göttingen 2002 *(Markus Mohr)* ..... 102

Thomas Klein, „Für die Einheit und Reinheit der Partei". Die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbricht, Köln, Weimar und Wien 2002 *(Bernd Florath)* ..... 104

Mike Schmeitzner und Stefan Donth, Die Partei der Diktaturdurchsetzung. KPD/SED in Sachsen 1945–1952, Köln, Weimar und Wien 2002 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* ..... 107

Sandra Pingel-Schliemann, Zersetzen. Strategie einer Diktatur. Eine Studie, Berlin 2002 *(Christof Geisel)* ..... 108

Werner Mittenzwei, Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945 bis 2000, Leipzig 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* ..... 111

Victor G. Reuther, Verraten in Gorki. Die Tragödie der ausländischen Arbeiter in den sowjetischen Autowerken in Gorki. Auf der Grundlage eigenen Erlebens, persönlicher Information und weiterer Forschung, Bonn 2002 *(Gerd Kaiser)* ..... 114

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Die deutschen und österreichischen Freimaurerbestände im Deutschen Sonderarchiv in Moskau (heute Aufbewahrungszentrum der historisch-dokumentarischen Kollektionen). Hrsg. von Helmut Reinalter, Frankfurt a. M. u.a. 2002 *(Manfred Warnecke)* ..... 117

Wirkungsgeschichte als Kulturgeschichte. Viktor von Andrian-Werburgs Rezeption im Vormärz. Eine Dokumentation. Mit Einleitung, Kommentar und einer Neuausgabe von „Österreich und dessen Zukunft" (1843). Hrsg. von Madeleine Rietra, Amsterdam und Atlanta, GA, 2001 *(Helmut Bleiber)* ..... 117

Hanna Zweig-Strauss, David Farbstein (1868–1953). Jüdischer Sozialist – sozialistischer Jude, Zürich 2002 *(Manfred Warnecke)* ..... 118

Monika Schmittner, Verfolgung und Widerstand 1933 bis 1945 am bayerischen Untermain, Aschaffenburg 2002 *(Klaus Drobisch)* ..... 118

Konzentrationslager. Geschichte und Erinnerung. Neue Studien zum KZ-System und zur Gedenkstättenkultur. Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager vom 12. bis 15. Oktober 2000 in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Hrsg. von Petra Haustein, Rolf Schmolling und Jörg Skriebeleit, Ulm 2001 *(Klaus Drobisch)* ..... 119

Hans Adamo und Florence Hervé, Natzweiler-Struthof. Regards au-delà de l'oubli – Blicke gegen das Vergessen, Essen 2002 *(Manfred Warnecke)* ..... 120

Charles W. Sydnor, Soldaten des Todes. Die 3. SS-Division „Totenkopf" 1933–1945, Paderborn u. a. 2002 *(Klaus Drobisch)* ..... 121

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION..... 122

PROJEKTFRAGEBOGEN..... 123

## Die IWK im Internet

Die IWK ist auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

*Autoren dieses Heftes:*

Günter Fromm, Fritz-Heckert-Straße 14, 15890 Eisenhüttenstadt, Telefon: 03364/46896

Dr. Matthias Loeding, Bückebergstraße 11, 31789 Hameln, E-Mail: matthias.loeding @t-online.de

Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk, Lychener Straße 51, 10437 Berlin, E-Mail: bf@bstu.bund.de

ISSN 0046-8428

**Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung**
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

**Redaktion: Gideon Botsch, Andreas Graf (verantw.), Christoph Kopke**

**Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf**

**Anschrift der Redaktion:**
**Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin**
**Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010**
**Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de**

**Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768**

**Belegexemplare und Bestellungen:**
**Franz Jean Frohn (Telefon: 030/83870704; E-Mail: fjf@zedat.fu-berlin.de)**

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
**Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!**

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

# 17. Juni 1953 – Arbeiteraufstand, Volksaufstand, Revolution

## Aufstandsgeschichte, Forschungskontroversen und Erinnerungskultur

**Von Ilko-Sascha Kowalczuk**

### 1. Einleitung: Ein halbes Jahrhundert zurück und die Gegenwart

Der 50. Jahrestag des 17. Juni 1953 bietet in diesem Jahr vielfältige Möglichkeiten, sich mit diesem historischen Ereignis auseinanderzusetzen. Nach aktuellen Erhebungen (Stand: Anfang April 2003) werden sich annähernd 500 öffentliche Veranstaltungen der Geschichte und Wirkung des 17. Juni 1953 widmen. Das Spektrum reicht von wissenschaftlichen Konferenzen, über vielfältige Angebote in der politischen Bildung bis hin zu Ausstellungen, Theateraufführungen, Spiel- und Dokumentarfilmen sowie politischen Gedenkveranstaltungen. Auch eine Reihe von Straßenumbenennungen sind geplant und werden aller Voraussicht in mehreren Städten Ostdeutschlands über das Jahr 2003 hinaus an die Vorgänge vor fünfzig Jahren erinnern. Aufgerufen hatte dazu im Juni 2002 eine Gruppe Prominenter aus Politik und Gesellschaft.[1] Rechnet man noch die zu erwartende Flut an Veröffentlichungen in Tageszeitungen und Wochenjournalen hinzu sowie die geplanten Beiträge von Rundfunk- und Fernsehstationen wird man kaum behaupten können, daß nach diesem Jubiläumsjahr der „17. Juni" zu jenen historischen Ereignissen zu rechnen sei, die ein Rand- oder Schattendasein führen. Ungeachtet dieser öffentlichen Würdigung jedoch wird zu beobachten bleiben, was davon dauerhaft in die Erinnerungskultur Eingang finden wird. Dabei ist nicht nur die nationale Ebene von Interesse, sondern ebenso wird die internationale in diesem Zusammenhang wichtig sein – das, was wir heute zumeist mit der europäischen Erinnerungs- und Geschichtskultur umschreiben.

Zunächst wird in den kommenden Jahren zu prüfen sein, inwiefern sich der allgemeine Wissensstand über die historischen Vorgänge von 1953 veränderte. Eine Emnid-Umfrage förderte im Juni 2001 erhebliche Wissenslücken in Bezug auf den 17. Juni 1953 zutage.[2] Nur 43 Prozent aller Deutschen konnten benennen, was am 17. Juni 1953 geschah. 11 Prozent dagegen glaubten, an diesem Tage sei die Mauer errichtet worden, jeweils 6 Prozent gaben an, die Bundesrepublik bzw. die DDR sei gegründet worden, 5 Prozent dachten, an diesem Tag sei die D-Mark eingeführt worden und 29 Prozent machten gar keine Angabe. Nur bei den über 45jährigen Deutschen konnten etwas mehr als 50 Prozent korrekt angeben, was am 17. Juni 1953 geschah. Bei den 30- bis 44jährigen wußte immerhin noch gut ein Drittel Bescheid, bei den 25- bis 29jährigen nur noch 28 Prozent

1 Vgl. den Aufruf u. a. in: *Deutschland Archiv* [künftig zitiert: DA], Jg. 35 (2002), H. 4, S. 563. Zu den Unterzeichnern zählen u. a.: Christine Bergmann, Marianne Birthler, Rainer Eppelmann, Thomas Flierl, Karl Wilhelm Fricke, Hans-Dietrich Genscher, Maybrit Illner, Günther Jauch, Dietmar Keller, Manfred Krug, Erich Loest, Ulrike Poppe, Richard Schröder, Werner Schulz, Peter Sodann, Wolfgang Tiefensee, Wolfgang Ullmann und Heinrich August Winkler.

2 *Der Spiegel*, Nr. 25 vom 18. Juni 2001.

und bei den 18- bis 24jährigen nicht einmal mehr jeder Fünfte (19 Prozent). Bei solchen Befunden ist zu berücksichtigen, daß auch andere historische Vorgänge und Prozesse tendenziell einem allgemeinen Kenntnisschwund unterliegen. Selbst Basisdaten über die nationalsozialistische Diktatur sind bei immer weniger Deutschen korrekt abrufbar.[3]

Prinzipiell steht die Auseinandersetzung mit der kommunistischen Vergangenheit in Deutschland vor den gleichen wissenschaftlichen, politischen und kulturellen Problemen, die seit Jahrzehnten den Umgang mit der NS-Diktatur prägen.[4] Der „17. Juni" hat zwar geschichtspolitisch seit langem einen festen Platz in den eingespielten politischen Ritualen der Bundesrepublik – allerdings weniger als historisches Ereignis und den daraus resultierenden Folgen für ganz Deutschland denn mehr als Legitimationsbasis und Ausgangspunkt oder Standortbestimmung jeweils aktueller politischer Debatten.[5] Versteht sich Wissenschaft nicht allein als erkenntnisorientiert, sondern auch als probates Mittel, um Erkenntnisse in die Gesellschaft zu tragen, so sollten Geschichts- und Erinnerungskultur nicht nur als Gegenstand theoretischer Analysen und Debatten Beachtung finden, sondern zugleich wäre zu überlegen, welche spezifischen Mittel und Wege der Wissenschaft zur Verfügung stehen, um die Geschichts- und Erinnerungskultur bewußt und zielgerichtet zu beeinflussen. Das hört sich selbstverständlich an, ist es aber in der Praxis bei weitem nicht.

Prinzipiell fällt der historischen Wissenschaft aber zunächst die Aufgabe zu, zu rekonstruieren, zu analysieren und einzuordnen. Galt der Forschungsstand über den „17. Juni" bereits bislang als eher gut,[6] so ist zu erwarten, daß er nach diesem Jubiläumsjahr

3 Vgl. dazu ausführlich: Alfons Silbermann und Manfred Stoffers, Auschwitz: Nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland, Berlin 2000; siehe zum Problem der Vermittlung historischer Stoffe u. a.: „Erziehung nach Auschwitz" in der multikulturellen Gesellschaft. Pädagogische und soziologische Annäherungen. Hrsg. von Bernd Fechler, Gottfried Kößler und Till Lieberz-Groß, Weinheim und München 2000.

4 Vgl. dazu nur Peter Reichel, Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, Frankfurt a. M. 1999; Aleida Assmann und Ute Frevert, Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999; Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.

5 Vgl. dazu ausführlich die Studie von Edgar Wolfrum, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990, Darmstadt 1999, sowie die Folgen des Ereignisses „17. Juni" bis in die Gegenwart analysierend Bernd Eisenfeld, Ilko-Sascha Kowalczuk und Ehrhart Neubert, Die verdrängte Revolution. Der Platz des 17. Juni 1953 in der deutschen Geschichte, Bremen 2003.

6 Aus den diesbezüglichen bilanzierenden Beiträgen vgl. etwa exemplarisch: Armin Mitter, Der „Tag X" und die „Innere Staatsgründung" der DDR, in: Der Tag X – 17. Juni 1953. Die „Innere Staatsgründung" der DDR als Ergebnis der Krise 1952/54. Hrsg. von Ilko-Sascha Kowalczuk, Armin Mitter und Stefan Wolle, 2., durchges. Aufl., Berlin 1996, S. 9–30; Torsten Diedrich, Waffen gegen das Volk. Der 17. Juni 1953 in der DDR, München 2003, S. 135–165; Ilko-Sascha Kowalczuk, 17. Juni 1953, in: Erträge und Perspektiven der DDR-Forschung. Festschrift Hermann Weber. Hrsg. von Ulrich Mählert, Paderborn, München, Wien und Zürich 2003; Beate Ihme-Tuchel, Die DDR, Darmstadt 2002, S. 22–42, sowie Eisenfeld, Kowalczuk und Neubert, Die verdrängte Revolution (Anm. 5); siehe auch die Kontroverse zwischen Torsten Diedrich, Zwischen Arbeitererhebung und gescheiterter Revolution. Retrospektive zum Stand der zeitgeschichtlichen Aufarbeitung des 17. Juni 1953, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1994*, S. 288–305, und Ilko-Sascha Kowalczuk, Die Ereignisse von 1953 in DDR. Anmerkungen zu einer „Retrospektive zum Stand der zeitgeschichtlichen Aufarbeitung des 17. Juni 1953", in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1996*, S. 181–186.

als ausgezeichnet angesehen werden kann. Bis zum Ende des Jahres werden mehrere neue Monographien, eine Vielzahl Dokumenten- und Sammelbände sowie eine kaum überschaubare Anzahl von empirisch gesättigten Aufsätzen erschienen sein. Vor allem regionalhistorisch ist zu erwarten, daß wir dann über das Geschehen in vielen bislang – bezogen auf den „17. Juni" – vernachlässigten Städten und Gemeinden erheblich besser Bescheid wissen werden.[7] Erfahrungsgemäß aber werden dieser Forschungsstand und damit verbunden das Thema nicht automatisch allgemeinen Eingang in übergreifende wissenschaftliche Debatten und Fragestellungen finden. Man vergegenwärtige sich nur, daß in den drei voluminösen und wegweisenden Bänden „Deutsche Erinnerungsorte" der „17. Juni" keine Aufnahme fand.[8] Man mag sich über die Aufnahme von so manchem Stichwort in diesen Bänden streiten können, aber daß der „17. Juni" fehlt, hätte auch schon vor zwanzig oder vierzig Jahren harscher Kritik unterzogen werden müssen. Zugleich ist dies aber ein Indiz dafür, wie wenig selbst gestandene Historiker offenbar etwas mit diesem Ereignis und seinen langanhaltenden Folgen anfangen können, wie schwer sie es sich mit einer Einordnung machen und – ganz allgemein – wie stark noch immer die Geschichte der DDR und des europäischen Kommunismus an den meisten deutschen Hochschulen, Universitäten und historischen Forschungsinstitutionen ein Schattendasein führen. Die Geschichte des berühmten Kochlöffels von der Ostseite des Bodensees im mittleren 16. Jahrhundert scheint noch immer attraktiver, interessanter und offenbar auch karrierefördernder zu sein als die Gesellschaftsgeschichte kommunistischer Diktaturen.

Mag diese Aussage auch polemisch und überspitzt formuliert sein, unterm Strich bleibt allemal festzuhalten, daß insbesondere in der Lehre an historischen Instituten der Bundesrepublik die Geschichte der DDR und des Kommunismus immer stärker marginalisiert werden. Über die Ursachen zu schreiben, hieße hier zu spekulieren. Für den vorliegenden Zusammenhang aber ist daran wichtig, daß davon auch die Geschichte – die Ursachen, die Abläufe, die Folgen – des „17. Juni" betroffen ist. Vor diesem Hintergrund stellt sich der nachfolgende Aufsatz zum Ziel, problemorientiert in die Geschichte des „17. Juni" einzuführen. Dabei geht es nicht um Handlungsabläufe. Die sind in den bereits erwähnten Publikationen ausführlich und im allgemeinen, nicht immer, präzise

7 Zum Zeitpunkt der Niederschrift des Beitrages waren bereits mehrere Bücher erschienen. Dazu zählten u. a.: Diedrich, Waffen gegen das Volk (Anm. 6); Roger Engelmann und Karl Wilhelm Fricke, Der „Tag X" und die Staatssicherheit. 17. Juni 1953 – Reaktionen und Konsequenzen im DDR-Machtapparat, Bremen 2003; Thomas Flemming, Kein Tag der deutschen Einheit – 17. Juni 1953, Berlin 1953; Philippe Kermarrec, Der 17. Juni 1953 im Bezirk Erfurt, Erfurt 2003; Hubertus Knabe, 17. Juni 1953. Ein deutscher Aufstand, München 2003; Hannes Hofmann und Gerald Praschl, Der Aufstand, Berlin 2003; Guido Knopp, Der Aufstand, Frankfurt a. M. 2003; Volker Koop, Der 17. Juni 1953. Legende und Wirklichkeit, Berlin 2003; Ilko-Sascha Kowalczuk, 17. Juni 1953 – Volksaufstand in der DDR. Ursachen – Abläufe – Folgen, Bremen 2003; Hans-Peter Löhn, Spitzbart, Bauch und Brille – sind nicht des Volkes Wille! Der Volksaufstand am 17. Juni in Halle an der Saale, Bremen 2003; Der 17. Juni 1953. Ein Aufstand und seine Vorgeschichte. Hrsg. von Ulrich Mählert, Bonn 2003; „... und das wichtigste ist doch die Einheit". Der 17. Juni 1953 in den Bezirken Halle und Magdeburg. Hrsg. von Hermann-Josef Rupieper, Münster, Hamburg und London 2003; Der Aufstand im Juni 1953. Hrsg. von Annegret Stephan, Magdeburg 2003; Rolf Steininger, 17. Juni 1953 – Der Anfang vom langen Ende der DDR, Landsberg am Lech und München 2003; Stefan Wolle, Der 17. Juni 1953, Erfurt 2003.

8 Vgl. Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde. Hrsg. von Etienne François und Hagen Schulze, München 2001.

und korrekt nachzulesen.[9] Statt dessen skizziere ich zunächst die Ursachen des Aufstands und gehe ebenso knapp auf die Ausmaße der Erhebung ein. Vor diesem Hintergrund diskutiere ich dann offene oder kontroverse Forschungsfragen, frage nach dem Stellenwert des „17. Juni" in der deutschen und europäischen Geschichte und gehe schließlich am Beispiel des Umgangs mit dem „17. Juni" auf das Problem ein, worin die Verantwortung von Historikern und Historikerinnen für die Erinnerungskultur und Geschichtspolitik liegt.

## 2. 17. Juni 1953: Ursachen und Ausmaße

Als Bundeskanzler Konrad Adenauer hörte, daß in Ost-Berlin, Magdeburg, Halle, Leipzig, Jena, Görlitz, Dresden und vielen weiteren Orten am 17. Juni 1953 mächtige Demonstrationen stattfanden, glaubte er zunächst wie viele andere westliche Politiker an eine Inszenierung der kommunistischen Machthaber, die diesen aber aus der steuernden Hand entglitten sei.[10] Es lag außerhalb des Vorstellungsvermögens, daß in der DDR das Volk massenhaft gegen die Diktatur aufbegehrt. Aber nicht nur in der Bundesrepublik, in Großbritannien oder den USA, auch im kommunistischen Machtbereich waren die Herrschenden von der Volksbewegung vollkommen überrascht. Charakteristisch war die Reaktion von einigen MfS-Mitarbeitern in Magdeburg: Als Tausende Demonstranten am Vormittag des 17. Juni 1953 vor der Untersuchungshaftanstalt im Magdeburger Stadtteil Sudenburg versuchten, diese zu stürmen, um die politische Gefangenen zu befreien, glaubten die anwesenden MfS-Mitarbeiter zunächst, der Lärm der Massen rühre von einem Fußballspiel von einem unweit gelegenen Sportplatz her.[11]

Für die politische Klasse im Westen war ein Aufstand gegen die Diktatur nicht vorstellbar, weil der Staat übermächtig erschien, die Gesellschaft stillgelegt und ihre eigenen Erfahrungen, nicht zuletzt gespeist aus den Jahren 1933 bis 1945, eine eruptive Volkserhebung als vollkommen unrealistisch erscheinen ließen. Auch in den dominierenden politikwissenschaftlichen Theorien war ein Aufstand nicht vorgesehen. Im Osten dagegen waren die Herrschenden ihrer eigenen Ideologie erlegen: Aufstände müßten zwangsläufig von außen initiiert und gesteuert sein. Die Regierung und die kommunistische Parteiführung würden dem Volkswillen Geltung verschaffen, ein Aufstand des Volkes gegen die Regierung käme deshalb einem Aufstand gegen sich selbst gleich. Die propagierte Kongruenz zwischen Herrschafts- und Volkswille wurde zur Falle der kommunistischen Herrscher. Dabei waren sie nicht davon überzeugt, daß das gesamte Volk hinter ihnen stünde, aber der Macht- und Sicherheitsapparat bot ihrer Meinung nach

9 Ich verzichte auf ausufernde Literaturangaben. Es existieren mehrere Bibliographien, zumeist auch in den neueren Publikationen (Anm. 7), vgl. etwa die umfangreichen Angaben bei Diedrich, Waffen gegen das Volk (Anm. 6); Der Tag X – 17. Juni 1953 (Anm. 6); oder auf die wesentlichen Arbeiten beschränkt bei Kowalczuk, 17. Juni 1953 – Volksaufstand in der DDR (Anm. 7). Zusätzlich ist zu empfehlen: www.17juni53.de.

10 *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. Juni 1953, S. 1.

11 [Götzschel, Stellvertretender Abteilungsleiter der IX, Antwort auf die 26 Fragen von Stave, etwa April 1982], in: BStU, ASt. Magdeburg, BV Magdeburg, Abt. IX, Bd. 11, Bl. 60.

genügend Gewähr, um diese Kongruenz zu erzwingen. Die Ereignisse im Juni 1953 in der DDR zeigten einmal mehr, daß in einer historisch günstigen Situation ein allein auf Gewalt basierender „Gesellschaftsvertrag" nicht nur schnell aufgekündigt werden kann, sondern niemals als ein solcher von der unterdrückten Signatarseite anerkannt werden wird.

Die unmittelbaren Wurzeln des Aufstands vom Juni 1953 lagen im Sommer 1952, als die SED-Spitze in Absprache mit der Moskauer Führung auf der 2. SED-Parteikonferenz den „Aufbau der Grundlagen des Sozialismus" proklamierte. In Folge dieses Beschlusses kam es zu einem regelrechten Vernichtungskampf gegen Selbständige, private Unternehmen, die freie Bauernschaft, die Kirchen und bürgerliche Mittelschichten. Zehntausende verschwanden unter fadenscheinigen Gründen in Zuchthäusern. Die SED forcierte den Kampf gegen die evangelischen „Jungen Gemeinden" und erklärte sie zu „illegalen Organisationen". Etwa zwei Millionen Menschen wurden aus politisch-sozialen Gründen die Lebensmittelkarten entzogen. Sie mußten fortan in den völlig überteuerten HO-Läden einkaufen, wo beispielsweise ein Kilogramm Butter 20 Mark kostete. Zur gleichen Zeit betrug das Durchschnittseinkommen 308 Mark. Vor dem Hintergrund einer beschleunigten Militarisierung der Gesellschaft und dem Aufbau eigener Streitkräfte kam es zur Vernachlässigung der Leichtindustrie zugunsten des intensivierten Aufbaus der Schwermaschinen- und Stahlindustrie. Eng damit zusammen hing eine eklatante Vernachlässigung des zivilen Wohnungsauf- und -neubaus. Das ohnehin niedrige Lebensniveau senkte sich weiter ab, die allgemeine Unzufriedenheit im Land war nicht zu übersehen. Die Fluchtbewegung nahm rapide zu und erreichte in der ersten Hälfte des Jahres 1953 ein bislang nicht gekanntes Ausmaß.

Seit April 1953 war die krisenhafte Entwicklung in der DDR mehrmals Gegenstand von Sitzungen des sowjetischen Ministerrates und des Politbüros. Die DDR drohte bei einer Fortführung der bisherigen Politik zu kollabieren. Die sowjetische Führung griff schließlich ein, bestellte Anfang Juni 1953 eine dreiköpfige SED-Delegation nach Moskau und verordnete den „Neuen Kurs". Der Kampf gegen die Mittelschichten sollte eingestellt, die Kollektivierung der Landwirtschaft gestoppt, die freie Arbeit der Kirchen wieder garantiert, die politischen Justizurteile überprüft und die einseitige Wirtschaftspolitik revidiert werden. Konsterniert kehrten Walter Ulbricht, Otto Grotewohl sowie Fred Oelßner aus Moskau zurück und verkündeten schließlich am 9. Juni 1953 namens des SED-Politbüros den „Neuen Kurs", manifestiert im „Kommuniqué".[12] Am 11. Juni folgte eine ähnliche Erklärung der Regierung.

Die gesamte Gesellschaft wurde von dieser politischen Wendung überrascht. Innerhalb der SED artikulierten sich immer lauter Stimmen, die Ulbrichts Machtfülle kritisierten und den mächtigsten Mann der Partei zum Rücktritt bzw. wenigstens zur Machtteilung aufforderten. Außerhalb der SED gingen die Forderungen weiter. Schon am 11. Juni mehrten sich die Stimmen, die den Rücktritt der Regierung und freie Wahlen verlangten. Demonstrationen und Streiks entflammten im gesamten Land. In mehreren Städten versammelten sich Menschen vor den örtlichen Gefängnissen und verlangten die Freilassung der politischen Gefangenen, so in Brandenburg, Stralsund, Weimar,

12 Dokumente der SED, Bd. IV, Berlin 1954, S. 428–431.

Güstrow, Halle, Leipzig oder Neuruppin. In Dutzenden Betrieben stellten Arbeiter politische und soziale Forderungskataloge auf. Bauern feierten bereits die Abdankung der Kommunisten. In sehr vielen Dörfern gab es regelrechte Freudenfeste, man trank auf das Wohl Adenauers.

Die Bevölkerung begriff den „Neuen Kurs" mehrheitlich als „Bankrotterklärung" des Systems. Diese Einschätzung dominierte in allen sozialen Gruppen.[13] Auch westliche Beobachter schätzten den Kurswechsel so ein. Konrad Adenauer erklärte am 14. Juni in Augsburg vor 2000 Zuhörern und Zuhörerinnen, das „ist die Bankrotterklärung des kommunistischen Regimes in Deutschland".[14]

Die Verkündung des „Neuen Kurses" war eine Bankrotterklärung der bisherigen Politik. Die Führungen in der UdSSR und der DDR mußten eingestehen, daß die Wirtschaftspolitik, die Sozialisierungspolitik, die strafprozessuale Praxis und die „ideologische Offensive" seit Sommer 1952 gescheitert waren und das Land in eine tiefe Krise geführt hatten. Sie gingen davon aus, mit einer veränderten, mit weniger Zwang und Druck ausgeübten Politik das Land aus der Krise führen zu können. Die Bevölkerung dagegen vertrat mehrheitlich die Auffassung, das System sei abgewirtschaftet und die Regierung müsse abtreten.

Zum Aufstand kam es in dem Augenblick, in dem die Macht entblößt und geschwächt schien. Das Fehlereingeständnis der Machthaber wirkte mobilisierend für den Widerstand. Die Aufständischen konnten hoffen, in dieser Situation Erfolg zu haben. Zudem vermittelte ihnen die selbstkritische Analyse der kommunistischen Führung das Gefühl, mit ihren individuellen Erfahrungen und Erlebnissen in den vergangenen Monaten und Jahren gesellschaftlich nicht isoliert gewesen zu sein. Vielmehr war die Erfahrung von Zwang, Repression, Verfolgung und sozialer Armut ganz offenbar die dominierende im Vorfeld des Juni 1953. Insofern wirkte das Kommuniqué vom 9. Juni 1953 mobilisierend für den Ausbruch des Aufstands. Das Eingeständnis der Machthaber, Fehler begangen zu haben, weckte zudem Hoffnung, wirklich etwas verändern zu können.

Der von der Moskauer Führung verordnete und von der ostdeutschen Bevölkerung erzwungene „Neue Kurs" erwies sich zunehmend als Bumerang. Kaum hatte das Regime die Zügel etwas lockerer werden lassen, nutzten die Arbeiter, nutzte die Bevölkerung die Situation, um politische Veränderungen zu erzwingen. Sie hoffte auf Rechtssicherheit, demokratische Verhältnisse, auf die Überprüfung von Gesinnungs- und Terrorurteilen, auf Freizügigkeit, auf bessere Arbeits- und Lebensverhältnisse, insbesondere auf eine gesicherte Versorgung, und nicht zuletzt auf die Wiedervereinigung Deutschlands. Die Volkserhebung begann im Juni 1953, weil sich das Land seit Monaten in einer tiefen gesellschaftlichen Krise befand und weil die SED-Diktatur zum ersten Mal so geschwächt und entblößt war, daß die Machthaber und ihr Apparat wie paralysiert erschienen – und es einige Tage lang auch waren.

13 Vgl. dazu ausführlich neben Kowalczuk, 17. Juni 1953 – Volksaufstand in der DDR (Anm. 7), auch Der Tag X – 17. Juni 1953 (Anm. 6); Armin Mitter und Stefan Wolle, Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte, München 1995.

14 Zit. nach Hans-Peter Schwarz, Adenauer. Bd. 2: Der Staatsmann. 1952–1967, München 1994, S. 82.

Daß der Volksaufstand genau in jenem Moment losbrach, in dem sich die SED anschickte, begangene Fehler zu korrigieren und vor allem ihre Fehler eingestand, lag in der Logik des Systems. Alexander Weißberg-Cybulski berichtete in seinen Erinnerungen von einem Gespräch, das er Mitte der dreißiger Jahre in einem sowjetischen Untersuchungsgefängnis des Staatssicherheitsdienstes mit einem Mitgefangenen führte. Weißberg-Cybulski, zum Zeitpunkt des Gesprächs noch immer einer glühender Anhänger Stalins und der Sowjetunion, fragte seinen Mitgefangenen, warum die fehlerhafte Versorgungs- und Wirtschaftspolitik der sowjetischen Führung nicht korrigiert worden sei. Er bekam zunächst zur Antwort, dies könne man nicht machen, weil man so die fehlerhafte Politik ja eingestehen würde. Weißberg-Cybulski antwortet daraufhin: „Jeder Mensch weiß selbst genau, ob er hungert oder nicht. [...] Sein Magen sagt ihm die Wahrheit und korrigiert die falschen Erklärungen auf den Sitzungen des Zentralkomitees." Sein Gesprächspartner antwortete ihm nüchtern und überlegen: „Da irren Sie [...]. Eine Tatsache an sich ist für Millionen keine Tatsache. Sie wird es erst dadurch, daß man sie offiziell ausspricht. Sie verstehen nicht die Bedeutung der revolutionären Propaganda. Hätten wir es zugelassen, daß die Tatsache des Hungers offen ausgesprochen und diskutiert würde, wir hätten die Jahre 1932 und 1933 nicht überlebt. Eine Tatsache, die man ausspricht, wirkt mobilisierend auf die Massen. Der Bauernaufstand hätte uns in diesen Jahren des Hungers hinweggefegt. Der erste Versuch, eine sozialistische Gesellschaftsordnung zu schaffen, wäre in den Stürmen der Konterrevolution zusammengebrochen."[15] In der DDR war die Situation 1952/53 prinzipiell nicht anders. Die Krise war akut, aber erst in dem Moment, als die Regierung zugab, daß eine Krise herrsche, fanden Hunderttausende den Mut, gegen das Regime aufzubegehren. Sie wußten nun, sie sind nicht allein. Der Alltag, die Erfahrungen des Einzelnen waren nicht singulär, sondern typisch.

Der Aufstand erstreckte sich dann flächendeckend in der gesamten DDR. Zwischen dem 16. und 21. Juni kam es zu Demonstrationen, Streiks, Kundgebungen, Erstürmungen öffentlicher Gebäude und anderen öffentlichen Akten in über 700 Städten und Gemeinden der DDR.[16] Beteiligt waren sämtliche Großstädte der DDR, aber auch Hunderte Dörfer und Gemeinden. Die Bewegung war spontan, weitgehend unorganisiert und führerlos. Es dominierten politische Forderungen („Rücktritt der Regierung", „Weg mit der SED", „freie Wahlen", „Abzug der Besatzungstruppen", „Einheit Deutschlands"), aber auch soziale wurden allerorten vertreten („Senkung der HO-Preise", „Senkung der Normen"). Gleich einem Flächenbrand weitete sich der Aufstand von den Zentren an die Peripherie aus. Ost-Berlin, Magdeburg, Halle, Dresden, Jena, Leipzig, Görlitz, Gera, Bitterfeld, Buna-Leuna-Merseburg, Brandenburg erwiesen sich als solche Zentren, von denen der Funke der Bewegung aufs Land übersprang.

Ost-Berlin nahm dabei eine besondere Rolle ein, weil von den Vorgängen in dieser Stadt intensiv in den Westmedien (RIAS, NWDR) berichtet worden ist. Diese Medien

15 Alexander Weißberg-Cybulski, Im Verhör. Ein Überlebender der stalinistischen Säuberungen berichtet, Wien u. a. 1993, S. 155.

16 Vgl. ausführlich nebst einer Auflistung sämtlicher aus den Akten eruierter Orte, in denen es in diesem Zeitraum zu Unruhen kam bei Kowalczuk, 17. Juni 1953 – Volksaufstand in der DDR (Anm. 7).

berichteten vorsichtig, waren bemüht, sachlich darzustellen und versuchten, die Situation nicht durch eigene Aufrufe oder dergleichen mehr anzuheizen. Die amerikanische und britische Politik zeigte sich bemüht, aus weltpolitischer Sicht die Lage nicht eskalieren zu lassen. In London und Washington wie in Paris und Bonn war man sich sicher, daß Moskau und Ost-Berlin den Status quo nicht aufgeben würden. Vor diesem Hintergrund kommentierten die Radiosender, vor diesem Hintergrund berichteten und würdigten sie die Bewegung, aber sie gaben sich nicht der trügerischen Hoffnung hin, daß die Diktatur beseitigt werden könnte. Die riesige sowjetische Armee in der DDR würde dafür sorgen, daß die Blockgrenzen unverändert blieben.[17]

Die ostdeutsche Bewegung bedurfte keiner westlichen Mentoren. Die Radiosender berichteten über die Verhältnisse so, wie sie Millionen tagtäglich erlebten. Ihre besondere Bedeutung lag darin, daß sie über die Vorgänge überhaupt informierten, so daß in der gesamten DDR zumindest die Ereignisse in Ost-Berlin und einigen anderen Großstädten bekannt wurden. Diese Informationen wirkten katalytisch, aber nicht ursächlich. Die westlichen Geheimdienste sind von den Vorgängen genauso überrascht worden wie ihre östlichen Pendants. Ein CIA-Mitarbeiter der Berliner Basis notierte trocken: „Wir wurden kalt erwischt."[18] Oft, auch im Westen wiederholte Behauptungen, der CIA habe überlegt, die Aufständischen mit Waffen zu versorgen,[19] gehören ebenso ins Reich der historischen Legenden wie Unterstellungen, westdeutsche Dienste hätten den Aufstand initiiert oder unterstützt. In einer Analyse vom 20. Juni 1953 stellte der westdeutsche Geheimdienst fest: „Der bisherige Gesamteindruck über die Vorgänge in Ost-Berlin und in der Zone verstärkt die Auffassung, daß es sich um von östlicher Seite inszenierte Aktionen mit dem Ziel handelt, die Wiedervereinigung im großdeutschen Rahmen zu Gunsten anderer wichtiger außen- und innerpolitischen Absichten ins Rol len zu bringen. Als erste Phase wurde vermutlich die Ausschaltung des diesen Absichten entgegenwirkenden Moments in Gestalt der bisherigen ostzonalen Politiker ins Auge gefaßt. Die Aktion ging jedoch über den gewünschten Rahmen durch das Eingreifen unvermuteter Widerstandskräfte hinaus."[20] Die „Organisation Gehlen" hatte versagt und versuchte nachträglich, sein Versagen zu legitimieren. Im selben Papier mußten seine Mitarbeiter eingestehen, so wie auch CIA-Mitarbeiter, daß sie am 17. Juni 1953 ihre Kontakte zu ihren ostdeutschen Agenten völlig verloren hatten. Der Leiter

17 Vgl. dazu ausführlich Ilko-Sascha Kowalczuk und Stefan Wolle, Roter Stern über Deutschland. Sowjetische Truppen in der DDR, Berlin 2001.

18 Zit. nach George Bailey, Sergej A. Kondraschow und David E. Murphy, Die unsichtbare Front. Der Krieg der Geheimdienste im geteilten Berlin, Berlin 1997, S. 218. Vgl. auch On the Front Lines of the Cold War. Documents on the Intelligence War in Berlin, 1946 to 1961. Ed. by Donald P. Steury, Washington 1999, S. 233–249, sowie verschiedene Dokumente in: Uprising in East Germany 1953. The Cold War, the German Question, and the First Major Upheaval Behind the Iron Curtain. Ed. by Christian F. Ostermann, Budapest and New York 2001.

19 Siehe etwa Thomas Powers, CIA. Die Geschichte, die Methoden, die Komplotte. Ein Insider-Bericht, Hamburg 1980, S. 87; Christian Ostermann, The United States, the East German Uprising of 1953, and the Limits of Rollback (= CWIHP Working Papers; 11), Washington 1994. In einem späteren Beitrag hat Ostermann diese These selbst entkräftet: ders., Keep the Pott Simmering. The United States and the East German Uprising of 1953, in: *German Studies Review*, No. 1 (1996), S. 61–89.

20 Zit. nach Kowalczuk, 17. Juni 1953 – Volksaufstand in der DDR (Anm. 7), S. 117.

des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Otto John, ging ebenfalls davon aus, daß die Demonstrationen von den Russen organisiert worden seien.[21]

Die Bewegung in der DDR zwischen dem 17. und 21. Juni 1953 läßt sich nicht auf einen einfachen Nenner bringen. In den Großstädten gingen die Streiks und Demonstrationen fast immer von Bauarbeitern und/oder Industriearbeitern aus. Insofern begann die Bewegung als ein Arbeiteraufstand, der innerhalb kürzester Zeit in einen Volksaufstand überging. In den Aufstandszentren waren sämtliche soziale Gruppen an Streiks, Demonstrationen und der Erstürmung öffentlicher Gebäude beteiligt. In stärker agrarisch geprägten Regionen ist die Bewegung oft von Pendlern ausgelöst worden. Mindestens ebenso häufig aber brachen Unruhen aus, die von Beginn an Bauern, die unter dem Zwang der Kollektivierung und einer drakonisch-repressiven Steuer- und Ablieferungspolitik zu leiden hatten, trugen. In mehreren Fällen strömten Bauern und ihre Angehörigen zu Tausenden in umliegende Kreisstädte und initiierten dort Demonstrationen und Kundgebungen.

Unter den etwa eine Million Demonstranten und Streikenden befanden sich aber auch viele Auszubildende, Hausfrauen, Rentner und Intelligenzler. Während Jugendliche oft zu den Aktivposten bei der Erstürmung öffentlicher Gebäude zählten und betroffene Familienangehörige im mittleren Alter die Befreiung von politischen Häftlingen in die Hand nahmen, erwiesen sich Personen mit einer höheren Ausbildung (Facharbeiter, Studium) oftmals als besonders befähigt für eine Tätigkeit in Streikkomitees oder als Streiksprecher.

Der Verlauf des Volksaufstandes folgte keinem einheitlichen Muster. Am Beginn standen zumeist Forderungskataloge, die am frühen Morgen des 17. Juni auf Belegschaftsversammlungen diskutiert wurden. Lediglich in Ost-Berlin war bereits am 16. Juni der Entschluß gefaßt worden, am 17. Juni im Zentrum der Stadt zu demonstrieren. Über den RIAS ist davon die Stadt und das gesamte Land in Kenntnis gesetzt worden. Die Belegschaftsversammlungen in den anderen Städten erwiesen sich als falsches Medium, weil die politischen Forderungen von den Betriebsleitungen und den örtlichen Parteifunktionären nicht erfüllt werden konnten. Zum Beschluß der Arbeiter, auf die Straße zu gehen und für die Forderungen zu demonstrieren, war es dann nicht mehr weit. Inspiriert von Informationen aus anderen Städten bedurfte es keiner großen Überzeugungsarbeit, um innerhalb weniger Stunden Zehntausende in den Städten zu mobilisieren.

Auf den Straßen formierten sich schnell mächtige Marschformationen. Die Menschen waren fröhlich und freundlich, zeigten sich siegesgewiß. Der Sturm auf öffentliche Gebäude erwies sich im allgemeinen als leicht. Ernsthafte Gegenwehr war bis in die frühen Nachmittagsstunden eher die Ausnahme. Die Machthaber waren geschockt und auf den Flächenbrand überhaupt nicht vorbereitet. Sie hatten lediglich in Ost-Berlin einige Sicherungsmaßnahmen vorgenommen, aber auch hier bekamen die sowjetische Armee und die ostdeutsche Polizei die Lage erst ab den Mittagsstunden allmählich und sehr langsam unter Kontrolle.

21 Dokument Nr. 23 vom 18. Juni 1953, in: Gerhard Beier, Wir wollen freie Menschen sein. Der 17. Juni 1953 – Bauleute gingen voran, Köln 1993, S. 119–121 – es handelt sich um ein britisches Geheimdienstpapier.

Der Schwung der Bewegung nahm in vielen Städten und Gemeinden nach den ersten Erfolgen recht schnell wieder ab. Nachdem die Aufständischen politische Häftlinge befreit, Forderungskataloge übergeben, Verhandlungen mit den örtlichen Funktionären geführt und die wichtigsten Gebäude der Stadt besetzt – und oft auch verwüstet – hatten, breitete sich Ratlosigkeit aus, was nun zu tun sei. In Bitterfeld, Halle, Görlitz, Leuna-Buna und anderen Regionen konstituierten sich zwar überbetriebliche Komitees, aber der schnelle Sieg über die örtlichen Machthaber ließ ebenso schnell ein Handlungsvakuum entstehen. Die Aufständischen waren sich ihres Sieges gewiß, wußten oftmals aber nicht, wie sie ihre augenblicklichen Chancen politisch umzusetzen hätten und waren auf das massive Eingreifen der sowjetischen Armee nicht vorbereitet. Eine solche Vorbereitung hätte ihnen auch nichts genützt, weil sie weder über Waffen noch andere wirksame Gegenmaßnahmen verfügten. Als die sowjetischen Einheiten in die Städte und Dörfer einmarschierten kam hinzu, daß deren Auftreten im allgemeinen nicht sofort den Schluß zuließ, daß diese mit allen ihnen zur Verfügung stehenden militärischen Mitteln den Aufstand niederschlagen würden. Die Soldaten waren verunsichert, die Offiziere nicht auf Polizeieinsätze vorbereitet und die Einsatzleiter bemühten sich zunächst, die Menge mit Aufrufen zu zerstreuen. Erst als das nichts half, griff die Armee zu militärischen Mitteln. Zumeist erfolgten diese Einsätze behutsam und waren nicht von übermäßiger Härte gekennzeichnet. Die meisten Toten durch Schußverletzungen waren durch Querschläger zu beklagen. Gezielte Schüsse in die Menge blieben – abgesehen zum Beispiel von Ost-Berlin – ebenso Ausnahmen wie die Panzer zumeist – Ausnahmen waren zum Beispiel Ost-Berlin, Jena und Magdeburg – im Schrittempo fuhren. Die martialische Wucht der Armeeeinheiten und der ohrenbetäubende Lärm von Panzerketten nur acht Jahre nach Kriegsende reichten oft aus, um die geschockten Menschen auseinander zu treiben.

Viele Städte glichen tagelang Belagerungsstätten. Dennoch zog sich die Bewegung noch – regional verschieden – über Tage hin. Der Volksaufstand ist zwar am 17. und 18. Juni niedergeschlagen worden, die Protestbewegung jedoch blieb noch Tage darüber hinaus vital. In vielen Städten und Dörfern kam es erst am 18. oder 19. Juni zu Streiks, neue Betriebe gesellten sich hinzu, auch Demonstrationen und Kundgebungen entflammten immer wieder. Insgesamt zog sich der Aufstand bis zum 21. Juni hin, wobei der Zenit des Volksaufstandes zwischen dem 16. und 19. Juni zu verorten ist.

Neben den sowjetischen Panzern trug zur Niederschlagung des Aufstands ganz wesentlich bei, daß das Ministerium für Staatssicherheit sehr schnell, noch im Laufe des 17. Juni, im Verbund mit sowjetischen Dienststellen, der Polizei und den Justizorganen dazu überging, die größte Verhaftungsaktion in der DDR-Geschichte einzuleiten. Die Massenverhaftungen blieben zwar tagelang willkürlich, aber durch zugleich gezielt vorgenommene Verhaftungen von Streikleitungen und Streikführern konnte in vielen Betrieben den Streikaktionen durch diesen Enthauptungsschlag die Spitze abgebrochen werden.

Zur Bilanz des Volksaufstandes gehören Aktionen in über 700 Städten und Gemeinden, an denen über eine Million Menschen beteiligt waren. Die sowjetische Militäradministration verhängte am 17. bzw. 18. Juni über 167 der 217 Land- und Stadtkreise den Ausnahmezustand, der am längsten in Ost-Berlin, Halle, Magdeburg und Leipzig –

bis einschließlich zum 11. Juli 1953 – aufrecht erhalten worden ist. Zu Streiks kam es in weit über 1000 Betrieben und Genossenschaften. Die Aufständischen erstürmten über 250 öffentliche Gebäude. Darunter befanden sich fünf MfS-Kreisdienstellen (Niesky, Görlitz, Bitterfeld, Jena, Merseburg), zwei SED-Bezirksleitungen (Halle, Magdeburg), eine VP-Bezirksdirektion sowie jeweils Dutzende SED- und FDGB-Gebäude, VP-Reviere, Kreisratsämter, Gemeinderäte und andere öffentliche Gebäude. Vor mindestens 22 Gefängnissen versammelten sich Demonstranten zwischen dem 17. und 20. Juni mit dem Ziel, die politischen Häftlinge zu befreien. Aus zwölf Haftanstalten sind knapp 1400 Häftlinge befreit worden, von denen bis Ende des Monats über 1200 wieder eingesperrt wurden. Die anderen konnten in den Westen flüchten. Die sowjetische Besatzungsmacht zeichnete für 18 standrechtliche Erschießungen verantwortlich.

Die Gesamtzahl der Festgenommenen belief sich auf 13000 bis 15000. In den städtischen Zentren der Volkserhebung kam es prozentual zu den meisten Festnahmen, wobei allein auf Berlin ein Viertel bis ein Drittel entfiel. Neben den 18 Todesurteilen verhängten sowjetische Militärtribunale (SMT) auch Haftstrafen, die in ostdeutschen Gefängnissen oder in sowjetischen Zwangsarbeitslagern verbüßt werden mußten. Wie viele Urteile die SMT aussprachen ist bislang unbekannt. Die Anzahl dürfte zwischen 500 und 750 gelegen haben.

Die SMT verhängten höhere Strafmaße als die ostdeutschen Gerichte. Strafen zwischen drei und fünf Jahren waren die Ausnahme, acht bis zwölf Jahre die Regel und fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre nicht selten.

Wenn man bedenkt, daß das System am 17. Juni am Abgrund und die Macht des Politbüros zur Disposition stand, dann ist es um so erstaunlicher, daß die Mehrheit der Festgenommenen bis Ende Juni 1953 bereits wieder freigelassen worden waren. In den folgenden Wochen und Monaten bis Mitte 1955 kam es vor DDR-Gerichten zu etwa 1800 Urteilssprüchen. Die erste Prozesswelle zog sich von Mitte Juni bis Mitte Oktober 1953 hin. In dieser Zeit sind etwa 1400 Urteile ergangen. Dabei war auffällig, daß neben zwei Todesurteilen und drei lebenslänglichen Haftstrafen die Mehrheit der Urteilssprüche relativ gering ausfiel. Die beiden Todesurteile waren reine Terrorurteile, die ohne Beweislast zustande kamen. Etwa 88 Prozent aller Verurteilten waren Arbeiter. Unter den Verurteilten befanden sich nur wenige Mitglieder einer Partei (SED, CDU, LDPD, DBD, NDPD), etwa 10 bis 12 Prozent. Davon wiederum gehörten etwa die Hälfte der SED an. Westberliner oder Westdeutsche gab es unter den Verurteilten nur in einer verschwindend geringen Anzahl. Das waren fast durchweg zufällig in Ost-Berlin verhaftete Personen, die nur in Ausnahmefällen überhaupt an Aktionen beteiligt gewesen waren.

Die Verurteilungen erfolgten nach keinem erkennbaren System. Das Hauptanliegen bestand darin, „westliche Organisatoren" und „Rädelsführer" dingfest zu machen und abzustrafen. Beides gelang nicht, weil weder die „westlichen Organisatoren" noch die „Rädelsführer" im engeren Sinne existiert hatten. Das SED-Politbüro beklagte drei Monate nach dem Volksaufstand, am 23. September 1953, daß es dem MfS bislang nicht gelungen sei, die „Organisatoren der Provokationen" zu entlarven. Nochmals zwei Monate darauf, am 11. November 1953, räumte der neue Chef des Staatssicherheitsdienstes, Ernst Wollweber, auf einer zentralen Dienstkonferenz ein: Wir müssen

„feststellen, daß es uns bis jetzt noch nicht gelungen ist, nach dem Auftrag des Politbüros die Hintermänner und die Organisatoren des Putsches vom 17. Juni festzustellen".[22]

Im zweiten Quartal 1954 kam es zu einer zweiten größeren Prozeßwelle, die im Zusammenhang mit dem 17. Juni stand. Die Urteile, die nun die Gerichte aussprachen, fielen durchschnittlich höher aus und waren daran orientiert, die „Drahtzieher" der Ereignisse zu überführen. Die Strafmaße standen vor Prozessbeginn fest. Deshalb nützte es auch nichts, daß den Angeklagten zuweilen mutige und energisch auftretende Rechtsanwälte zur Seite standen. Einige Rechtsanwälte scheinen regional dafür bekannt gewesen zu sein, sämtliche gesetzliche und juristisch-moralische Grenzen auszuschreiten, um ihren Mandanten zu helfen. So gab es mehrere Anwälte, die geradezu notorisch als Verteidiger für 17.-Juni-Angeklagte auftraten und deshalb selbst ins Visier des Staatssicherheitsdienstes gerieten. Allerdings zeigten sich demgegenüber wiederum viele andere Verteidiger eingeschüchtert, blieben in den Verhandlungen weitgehend stumm oder erwiesen sich als der Staatsanwaltschaft oder den Richtern untertänig.

Die meisten Langzeitverurteilten wurden bis 1964 wieder entlassen. Insgesamt fällt die strafpolitische Bilanz ambivalent aus. Einerseits fällten die Gerichte eine Reihe hoher Haftstrafen, hinzu kamen die zwei Todesurteile sowie die 18 standrechtlichen Erschießungen. Andererseits jedoch blieb die gesamte strafrechtliche Abrechnung verglichen mit der sonstigen Strafpraxis quantitativ verhältnismäßig milde. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß die Justiz ab Ende 1953 – nach einer kurzen Phase, in der der „Neue Kurs" auch in der Justiz zu wirken schien – zur stalinistischen Praxis zurückkehrte und allgemein die politischen Prozesse in der DDR quantitativ wieder in die Höhe schnellten und die Gefängnisse sich abermals füllten.

Die wesentliche Aufgabe aber, die die SED-Führung dem Staatssicherheitsdienst und der Justiz gestellt hatte, konnten diese nicht erfüllen. Ihr Hauptauftrag, die westlichen Urheber ausfindig zu machen und zu überführen, mußte unerfüllt bleiben, weil es diese nicht gegeben hatte. Zwar konnten sie einige wenige Westberliner festnehmen und verurteilen, aber die davon Betroffenen waren eher zufällig verhaftet worden. Sie hatten mit der Organisation des Volksaufstandes ebenso wenig zu tun wie jeder andere Verurteilte. Eine solche Organisation, eine zentrale Leitung gar, existierte nicht. Darin liegt historisch gesehen eine der Schwächen der Erhebung. Die Spontanität und relative Unorganisiertheit machten es den Machthabern vergleichsweise einfach, die Erhebung niederzuschlagen.

Wie viele Opfer auf den Straßen zu beklagen waren, kann bis heute nicht präzise gesagt werden. Nach Auswertung der bisher bekannten Dokumente, Zeitzeugenerinnerungen und der vorhandenen Forschungsliteratur kamen zwischen dem 16. und 21. Juni 1953 etwa 60 bis 80 Aufständische ums Leben. Mehrere Tausend wurden verletzt. In einigen Ortschaften kam es zu Racheakten an SED-Mitgliedern und MfS- bzw. VP-Angehörigen. Auch die Zahl dieser Toten konnte bislang nicht exakt ermittelt werden. Sie liegt etwa zwischen zehn bis fünfzehn.

22 Referat des Genossen Staatssekretär Wollweber auf der zentralen Dienstkonferenz am 11. und 12. November 1953, in: BStU, MfS, BdL/Dok 6111 (S. 4).

Nach dem 17. Juni verharrte die SED-Führung wochenlang in einem Schockzustand, aus dem sie sich nur allmählich zu befreien wußte. Die Moskauer Führung drängte sie, zunächst erfolglos, frühzeitig zu einem Befreiungsschlag. Der ostdeutschen Führung gelang die Konsolidierung ihrer Macht, in dem sie eine große Repressionswelle innerhalb der SED in Gang setzte.[23] Zugleich räumte die sowjetische Führung der DDR-Führung zunehmend mehr Kompetenzen ein, um ihr den Makel einer reinen Satrapie zu nehmen. „Es galt daher, die DDR nicht länger als 16. Sowjetrepublik zu behandeln, sondern sie auf eigene Füße zu stellen."[24] Hinzu kam schließlich, daß die ostdeutsche Bevölkerung unter dem Eindruck der sowjetischen Panzer lernen mußte, daß die DDR zum politischen Hoheitsgebiet der Sowjetunion zählte und die Moskauer Regierung den deutschen Teilstaat kampflos nicht aufgeben würde. Diese Einsicht führte zu massenhafter Resignation.

Die Ereignisse im Juni 1953 weisen unterschiedliche Charakteristika auf. Eine auf einen einfachen Nenner zu bringende Bewertung ist kaum möglich. Dominierte augenscheinlich am Beginn ein Arbeiteraufstand, so steht dieser generellen Einschätzung noch in der ersten Verlaufsphase die Tatsache entgegen, daß allerorten neben Arbeitern auch andere soziale Gruppen aktiv waren, daß politische, über engere sozialpolitische und das betriebliche Umfeld hinausgehende Forderungen dominierten und daß gerade in den ländlichen Regionen Bauern unabhängig von Arbeitern aktiven Widerstand entfachten. Der Aufstand war allgemein ein Volksaufstand.[25]

Daneben griff Armin Mitter im Sommer 1991 ältere, aus den 1950er Jahren stammende Überlegungen auf und behauptete, der 17. Juni stelle eine „gescheiterte Revolution" dar.[26] Der ostdeutsche Historiker bezog in seine Analyse auch die Vorgänge im Juli 1953 ein, als es in vielen Städten der DDR zu einer zweiten großen Streikwelle kam, die in manchen Regionen (Buna) weitaus größere Ausmaße annahm als im Juni. Allerdings blieben die Streikenden nun fast durchweg in ihren Betrieben und trugen ihren Protest nicht auf die Straße.

Wenn man sich die Verlaufsgeschichte des Volksaufstandes genau vor Augen führt, dann kommt man nicht umhin, für jene Orte, in denen es zur Besetzung der Machtzentralen und in Ansätzen zur Ausbildung neuer bzw. zur Umwandlung der alten Herrschaftsstrukturen kam (u. a. Görlitz, Merseburg, Bitterfeld, Halle), der Bewegung einen revolutionären Charakter zuzusprechen. Allgemein in der gesamten DDR war zudem

23 Vgl. Thomas Klein, „Für die Einheit und Reinheit der Partei". Die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbricht, Köln, Weimar, und Wien 2002, bes. S. 185–267; Ilko-Sascha Kowalczuk, „Wir werden siegen, weil uns der große Stalin führt!". Die SED zwischen II. Parteikonferenz und IV. Parteitag, in: Der Tag X – 17. Juni 1953 (Anm. 6), S. 171–242; Ulrich Mählert, „Die Partei hat immer recht!" Parteisäuberungen als Kaderpolitik in der SED (1948–1953), in: Terror. Stalinistische Parteisäuberungen 1936–1953. Hrsg. von Hermann Weber und Ulrich Mählert, erw. Sonderausgabe, Paderborn, München, Wien und Zürich 2001, S. 351–457.

24 Gerhard Wettig, Bereitschaft zu Einheit in Freiheit? Die sowjetische Deutschland-Politik 1945–1955, München 1999, S. 262.

25 Darüber gibt es eine intensive Debatte seit Jahren, vgl. etwa Diedrich, Zwischen Arbeitererhebung und gescheiterter Revolution (Anm. 6); Kowalczuk, Die Ereignisse von 1953 in der DDR (Anm. 6).

26 So zuerst in seiner Artikelserie: „Die gescheiterte deutsche Revolution – ein Beitrag zur Aufarbeitung und Analyse der Ereignisse vom Juni und Juli 1953", in: *tageszeitung*, 10., 12. und 16. Juli 1991.

das Verlangen, einen politischen und wirtschaftlichen Paradigmenwechsel herbeizuführen, die Frage der deutschen Einheit stand ohnehin nicht auf dem Katalog der zu diskutierenden Fragen: die Wiederherstellung der staatlichen deutschen Einheit unter den Vorzeichen der westdeutschen Demokratie wurde von einer überwältigenden Mehrheit aller Ostdeutschen am 17. Juni 1953 als banale Selbstverständlichkeit angesehen.

Vom Ziel her war der Volksaufstand revolutionär. Eine neue gesellschaftliche Ordnung verbunden mit neuen Rechtsnormen, der Sprengung der Sozialstruktur, der Überwindung des kommunistischen Wirtschaftssystems und die Beseitigung der entsprechenden Eliten waren im Aufstand angelegt. Die bestehende staatliche und gesellschaftliche Ordnung stand zur Disposition. Als partiell revolutionär erwies sich ebenso die historische Situation: die gesamte gesellschaftliche Krise war akut, kaum noch steuerbar, die Führungsgruppen in ihrer Autorität tiefgehend erschüttert, der Legitimitätszerfall rasant, zugleich eröffneten sich scheinbare revolutionäre Handlungsoptionen.

Die Revolution begann als spontaner Aufstand, der zunächst kaum auf Widerstand stieß. Die gegenrevolutionären Kräfte schienen wie paralysiert – wenigstens für Stunden. Die Revolution brach jedoch in sich zusammen, bevor sie flächendeckend den alten Staat und seine Machtinstrumente zerstört oder erobert hatte. Dazu trugen maßgeblich zwei Gründe bei: Erstens fehlte es der Volksbewegung an Führungspersönlichkeiten, die willens und in der Lage gewesen wären, eine Revolution zu gestalten und politisch nach der Zerstörung der alten rasch neue Herrschaftsformen zu stabilisieren. Der Aufstand dauerte zu kurz, um solche Persönlichkeiten hervorzubringen. Zweitens aber, noch wichtiger, wäre es ein historischer Trugschluß anzunehmen, der scheinbar paralysierte alte Machtapparat wäre tatsächlich außer Gefecht gesetzt gewesen. Zwar kamen die ostdeutschen Polizeieinheiten nicht in dem politisch erwünschten Maße den ihnen zugedachten Aufgaben nach, ließen sich oft entwaffnen, verfügten über eine schlechte Ausbildung und wiesen nicht die notwendige Ausrüstung auf, aber der eigentliche Garant der SED-Diktatur war vor 1953 und nach 1953 die sowjetische Besatzungsmacht – und die kam ihrem Auftrag, die Diktatur zu stabilisieren, schnell und effektiv nach. Insofern war zwar der Volksaufstand revolutionär ausgerichtet, aber die historische Situation erwies sich objektiv als nicht geeignet für eine erfolgreiche Revolution. Der Volksaufstand mußte scheitern, die Revolution bereits im Keim erdrückt werden. Die objektiven Bedingungen im Sommer 1953 ließen der Bewegung nicht den Hauch einer Chance. Das Scheitern war vorprogrammiert: die internationalen Rahmenbedingungen und der Machtwille der Sowjetunion trugen dazu ebenso bei wie das letztlich unorganisierte, spontane, unkoordinierte, führerlose und konzeptfreie Agieren der Volksbewegung. Das Ziel der Bewegung war eindeutig, der Weg dahin aber nur skizziert und die internationalen Rahmenbedingungen nicht einmal ansatzweise berücksichtigt.

### 3. Probleme und Kontroversen

Die Geschichte des „17. Juni" stellt mittlerweile eine fünfzigjährige Interpretations- und Umdeutungsgeschichte dar. Während in der DDR die offizielle Sicht auf den „17. Juni" nahezu ungebrochen blieb und lediglich in den achtziger Jahren häufiger

vom „konterrevolutionären Putschversuch" statt vom „faschistischen Putsch" gesprochen wurde,[27] unterlag der „17. Juni" in der Bundesrepublik mehrfachen politischen Umdeutungen.

In der Bundesrepublik Deutschland wurde der 17. Juni noch 1953 zum gesetzlichen Feiertag erhoben. Am 11. Juni 1963 proklamierte Bundespräsident Heinrich Lübke dann den 17. Juni zum „Nationalen Gedenktag des deutschen Volkes". Seit Mitte der sechziger Jahre ist immer wieder darüber debattiert worden, den Feiertag abzuschaffen. Trotz erheblicher Widerstände konnten sich parteienübergreifend aber immer jene durchsetzen, die am 17. Juni als „Tag der deutschen Einheit" festhalten und der Opfer feierlich und öffentlich gedenken wollten. 1983 weigerte sich zwar die im selben Jahr erstmals in den Bundestag eingezogene Fraktion „Die Grünen", an der Feierstunde im höchsten deutschen Parlament teilzunehmen, aber auch diese Weigerung blieb nur eine Episode in der Parlamentsgeschichte. Gleichwohl war unübersehbar, daß die Akzeptanz dieses Feier- und Gedenktages in der westdeutschen Öffentlichkeit zunehmend abnahm. Die öffentlichen Veranstaltungen, zu denen in den fünfziger Jahren noch Millionen zusammenkamen, sind seit den späten sechziger Jahren nur noch von einigen zehntausend Bundesbürgern besucht worden, in den achtziger Jahren waren Veranstaltungen mit einigen Dutzend Personen längst keine Seltenheit mehr. Der staatliche Feiertag am 17. Juni war nur noch eine sozialpolitische Errungenschaft.[28]

Bereits Anfang der sechziger Jahre hatte ein Publizist kommentiert: „Der 17. Juni 1953 stieß in Westdeutschland auf Hilflosigkeit und Verwirrung. Der Aufstand brach völlig überraschend aus, er war im westdeutschen Denken nicht vorgesehen und wurde deswegen von ihm auch nicht bewältigt. Noch heute steht die Bundesrepublik diesem Tage mit ungewöhnlicher Verlegenheit gegenüber. Eine Gesellschaft, die aus verständlichen Gründen zutiefst antirevolutionär ist, hat den Tag einer Revolution zum ‚Nationalen Feiertag' erklärt und damit mythisiert."[29] Und das galt in den siebziger Jahren sowohl für jene, die den Tag politisch überschwenglich befeierten, als auch für jene,

27 Vgl. dazu Ilko-Sascha Kowalczuk, Die Historiker der DDR und der 17. Juni 1953, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht,* Jg. 44 (1993), H. 11, S. 705–724; ders., „Faschistischer Putsch" – „Konterrevolution" – „Arbeitererhebung". Der 17. Juni 1953 im Urteil von SED und PDS, in: Halbherziger Revisionismus: Zum postkommunistischen Geschichtsbild. Hrsg. von Rainer Eckert und Bernd Faulenbach, München und Landsberg am Lech 1996, S. 69–82, sowie ausführlich Eisenfeld, Kowalczuk und Neubert, Die verdrängte Revolution (Anm. 5).

28 Vgl. ausführlich Wolfrum, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland (Anm. 5); Martin Krämer, Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996; Matthias Fritton, Die Rhetorik der Deutschlandpolitik. Eine Untersuchung deutschlandpolitischer Rhetorik der Regierungen der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung von Reden anläßlich des Gedenkens an den 17. Juni 1953, Stuttgart 1998; Alexander Gallus, Der 17. Juni im Deutschen Bundestag von 1954 bis 1990, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte,* 1993, B 25, S. 12–21; Manfred Hettling, Umstritten, vergessen, erfolgreich. Der 17. Juni als bundesdeutscher Nationalfeiertag, in: *DA,* Jg. 33 (2000), S. 433–441; Edgar Wolfrum, „Kein Sedantag glorreicher Erinnerung". Der Tag der Deutschen Einheit in der „alten" Bundesrepublik, in: *DA,* Jg. 29 (1996), S. 432–443; ders., Geschichtspolitik und deutsche Frage. Der 17. Juni im nationalen Gedächtnis der Bundesrepublik (1953–1989), in: *Geschichte und Gesellschaft,* Jg. 24 (1998), S. 382–418.

29 Ernest J. Salter, Deutschland und der Sowjetkommunismus. Die Bewährung der Freiheit, München 1961, S. 148–149; siehe auch ebd., S. 161.

die ihn ebenso als politisches Theater ablehnten und erst recht für die Dritten, die ihn bewußt beschwiegen.

Von diesen politischen, durch internationale und deutsch-deutsche Rahmenbedingungen beeinflußten Entwicklungen blieb auch die wissenschaftliche Deutung des „17. Juni" nicht unberührt. Waren sich in den fünfziger Jahren Zeitzeugen und Kommentatoren einig, am 17. Juni einen Volksaufstand oder eine mißlungene Revolution erlebt zu haben, so wurde nach dem Mauerbau – im Zeichen einer veränderten Deutschlandpolitik – der „17. Juni" zunehmend auf einen Arbeiteraufstand reduziert. Als maßgeblich für diese Interpretation erwies sich die Deutung von Arnulf Baring.[30] Hinzu kam der Umstand, daß insgesamt die Beschäftigung mit der DDR-Geschichte in der Bundesrepublik kein bevorzugtes Geschäft von Historikern und Historikerinnen darstellte.

Im Zeitalter der neuen Ostpolitik, im Zeitalter modernisierungstheoretischer Modelle richtete sich das Interesse gerade der dominanten westdeutschen DDR-Forschung, wie sie sich nach Peter Christian Ludz herauszubilden begonnen hatte, darauf, die DDR-Gesellschaft im Kontext industriegesellschaftlicher Entwicklungen darzustellen und zu analysieren. Dieser Zweig der DDR-Forschung hat bis 1989 eine Vielzahl von wichtigen Studien und Analysen hervorgebracht, die auch heute noch teilweise einen hohen Stellenwert bei der Erforschung der DDR-Geschichte beanspruchen können. Im Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen und den wissenschaftstheoretischen Debatten gerieten die DDR-Bilder von Teilen der westdeutschen Forschung und der westdeutschen Öffentlichkeit allerdings immer mehr in eine Schieflage. Dem postnationalen Selbstverständnis vieler Gruppen der bundesdeutschen Eliten entsprechend erschien die DDR als ein ebenso legitimes Völkerrechtsobjekt wie die Bundesrepublik selbst. Dieser Legitimitätsglaube war nicht zuletzt verantwortlich dafür, daß zum Beispiel die Quelle „Neues Deutschland" für eine Reihe von Forschern als Vetomacht bedeutungsvoller war als etwa der Erfahrungsschatz und Leidensdruck der ostdeutschen Bevölkerung. Ein Druck, den man nur dann wahrnehmen konnte, wenn man ihn nicht schon zuvor theoretisch wegdiskutiert hatte. Diese Entwicklung hing damit zusammen, daß sich erstens die DDR-Forschung in der alten Bundesrepublik durch eine signifikante Politiknähe auszeichnete, war sie doch als politikberatendes Instrumentarium institutionalisiert worden. Das hatte zur Konsequenz, daß in den siebziger und achtziger Jahren bestimmte Fragestellungen überhaupt nicht mehr aufgeworfen wurden, zum Beispiel solche nach Opposition, Widerstand und Repression, wozu auch der „17. Juni" zählte.[31] Zweitens existierten Kommunikationsstörungen innerhalb der DDR-Forschung. Bestimmte Fragenkomplexe blieben auf einzelne Forscher und bestimmte Forschergruppen beschränkt. Wer heute nach Forschungsergebnissen über DDR-Opposition, Widerstand und Repression bis 1989 fragt, wird auf die Werke von Journalisten und Publizisten stoßen, ganz selten aber auf Studien von Akademikern aus traditionellen

30 Vgl. Arnulf Baring, Der 17. Juni 1953, Bonn und Berlin 1957, sowie Stuttgart 1965 und 1983. Siehe auch: Der 17. Juni – vierzig Jahre danach. Podiumsdiskussion mit Lutz Niethammer, Jochen Černý, Monika Kaiser, Armin Mitter, Arnulf Baring, Ilse Spittmann, in: Die DDR als Geschichte. Fragen – Hypothesen – Perspektiven. Hrsg. von Jürgen Kocka und Martin Sabrow, Berlin 1994, S. 40–66.

31 Prinzipiell zum Problem: Peter Steinbach, Zur Wahrnehmung von Diktaturen im 20. Jahrhundert, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 2002, B 51–52, S. 36–43.

Forschungsstrukturen. Drittens schließlich hat es de facto, wenn man einmal vom wichtigen Mannheimer Zentrum absieht, so etwas wie eine institutionalisierte historische DDR-Forschung bis 1989 in der Bundesrepublik kaum gegeben. Zwischen 1976 und 1988 – um nur ein Beispiel zu nennen – gab es auf dem alle zwei Jahre durchgeführten deutschen Historikertag nicht einen Kurzvortrag, der sich expressis verbis mit der DDR beschäftigte. Dieses Beispiel verdeutlicht: Die DDR, ja der zeitgenössische Kommunismus, existierte als Forschungsgegenstand für Historiker – wohlgemerkt für Historiker – kaum.

Dieser allgemeine Rahmen beeinflußte auch die Beschäftigung mit dem und die wissenschaftliche Deutung des „17. Juni". Dieses historische Ereignis galt innerhalb der historischen Zunft als „Gegenstand für Kalte Krieger". Es wundert daher auch nicht, daß sämtliche Arbeiten bis 1989 über den „17. Juni" von Außenseitern der Zunft stammen, d. h. von Journalisten, Publizisten, Politikwissenschaftlern oder Vertretern anderer Professionen. Das änderte sich erst nach dem Fall der Mauer und dem Systemzusammenbruch 1989/90. Vor allem jüngere Historikerinnen und Historiker aus der DDR legten auf der Grundlage neuer Aktenstudien nun Publikationen vor, in denen die Breite und die politischen Ziele des Aufstands zum Tragen kamen. Neben politik- und sozialhistorischen Arbeiten publizierten sie regionalhistorische Studien, wobei letztere nicht nur von professionellen Historikerinnen und Historikern, sondern ebenso in hohem Maße von sogenannten Hobbyhistorikern stammten. Ungeachtet dieser Forschungsleistungen existieren Forschungskontroversen und offene Forschungsfragen, die uns wissenschaftlich weiterhin, wohl auch über das Jubiläumsjahr hinaus, beschäftigen werden.

Die unmittelbaren Ursachen des „17. Juni" gelten mittlerweile als gut erforscht. Im allgemeinen wird als Ausgangspunkt die 2. SED-Parteikonferenz angesehen. Sie produzierte ein Ursachenbündel, das sich mit Schlagworten wie Militarisierung, Kollektivierung der Landwirtschaft, Vernichtungskampf gegen bürgerliche Mittelschichten, politische Strafjustiz, Kirchenkampf, Industriereform, Absenkung des Lebensniveaus und weiteren umschreiben läßt. Dieses Ursachenbündel war eine Voraussetzung für die Erhebung ebenso wie die Einführung des „Neuen Kurses" mit ihren ungeahnten und ungewollten Mobilisierungseffekten. Gleichwohl scheinen damit noch nicht alle Fragen beantwortet zu sein, warum der Aufstand so kraftvoll, zielgerichtet, spontan, führerlos und unorganisiert flächendeckend die gesamte DDR erfaßte.

In der Erforschung spielte es bislang in den Debatten keine Rolle, daß an wenigen Tagen Menschen aufbegehrten, die zumeist weder vor dem Ereignis noch nach dem Ereignis einen „außergewöhnlichen" Biographieverlauf aufwiesen. Wo kamen die Akteure her, wie verlief ihr weiterer Entwicklungsweg? Inwiefern beeinflußte ein einziger Tag die gesamte Biographie? Biographien über Akteure des „17. Juni" gibt es bislang so gut wie überhaupt nicht.[32] Wie kam es, daß an diesem einen Tag bzw. an diesen wenigen Tagen,

32 Ausnahmen, die sich aber zumeist nur auf die 1953er Ereignisse beziehen, wären zum Beispiel: Siegfried Berger, „Ich nehme das Urteil nicht an". Ein Berliner Streikführer des 17. Juni vor dem sowjetischen Militärtribunal, Berlin 1998; Rainer Hildebrandt, Der 17. Juni. Zehn Erlebnisgeschichten von Personen in verschiedenen Brennpunkten des Aufstandes, Berlin 1983; Peter Russig, Wilhelm Grothaus – Dresdner Antifaschist und Aufstandsführer des 17. Juni, Dresden 1997; Heidemarie Schmidt und Paul Werner Wagner, „... man muss doch mal zu seinem Recht kommen ...". Paul Othma – Streikführer am

die Akteure innerhalb ihrer Betriebe genau und schnell wußten, wie Streiks und Proteste zu organisieren waren? Dieser Befund zielt auf die Frage, ob in Zukunft nicht viel stärker zu untersuchen sein wird, inwiefern alte sozialdemokratische Traditionen revitalisiert worden sind, welche Rolle wie auch immer gelagerte Erfahrungen aus der organisierten Arbeiterbewegung spielten und inwiefern die nur wenige Jahre zuvor durch die SED zerstörten Betriebsräte und die daraus resultierenden Erfahrungen der Arbeiter im Ereignis „17. Juni" reaktiviert werden konnten. Bei diesen Fragestellungen geht es also weniger um den Leidensdruck der handelnden Akteure, sondern vielmehr um die Herde ihrer Kraft- und Energiequellen; sie stünden nicht als Opfer, sondern als Akteure im Mittelpunkt.

Aus diesem Fragekomplex heraus entwickelt sich ein weiterer, der ebenfalls bislang kaum Beachtung fand: Wenn man auch historisch zutreffend konzediert, daß am „17. Juni" sämtliche sozialen Gruppen der Gesellschaft aktiv beteiligt gewesen waren, so kommt man dennoch nicht umhin festzuhalten, daß insbesondere in den Städten fast immer Arbeiter den Aufstand auslösten. Dabei fällt wiederum auf, daß erstens diese Arbeiter fast durchweg als lohnprivilegiert gegenüber anderen Arbeitern angesprochen werden können. Zweitens ist ebenfalls charakteristisch, daß Bauarbeiter vielerorts (Berlin, Dresden, Erfurt usw.) die Protagonisten des Aufstands und der Streikbewegung waren. Aber es gab auch Orte (Halle, Magdeburg usw.), wo die Bewegung zunächst von Industriearbeitern, zumeist hochqualifizierten Facharbeitern ausging. Es wäre zu fragen, welche spezifischen Ursachen dafür zugrunde lagen, von wem die Initialzündung ausging. Ebenfalls diskutiert werden müßte, warum anfangs die Protestbewegung am „17. Juni" von Lohnempfängern mit überdurchschnittlichem Einkommen und vergleichsweise sicheren sozialen Positionen ausging.[33] Drittens wäre zu fragen, ob die – zunächst wenig überraschende – Beobachtung empirisch belegbar ist, daß nicht nur Pendler eine besondere Rolle bei der regionalen Ausdehnung des Aufstands spielten, sondern in einem wesentlichen Maße auch Arbeiter, die „auf Montage" waren. Das heißt, in vielen Überlieferungen ist auffällig, daß solche Arbeiter Streiks und Demonstrationen auslösten, die oft mehrere Hundert Kilometer von ihrem Wohnort entfernt von Montag bis Freitag/Samstag arbeiteten. Baute sich eine Eigendynamik auf, die im direkten Zusammenhang zur getrennten Sozialsituation (Wohnort vs. Arbeitsort) mit den daraus entstehenden Implikationen (die Verantwortung etwa für die Familienbindungen und den daraus oftmals entstehenden Zurückhaltungen in Arbeitskämpfen oder bei politischen Auseinandersetzungen) stand? Viertens schließlich ist noch stärker als bislang zu thematisieren, warum es trotz des Flächenbrandes, der über 700 Städte und Gemeinden erfaßte, immerhin in fast 5000 Städten und Gemeinden vergleichsweise ruhig blieb. Es ist eine historische und wissenschaftliche Banalität, daß historische

*[Forts. von Anm. 32]*
17. Juni 1953 in Bitterfeld, Magdeburg 2001. Grothaus und Berger werden von Heidi Roth und Falco Werkentin zudem porträtiert in: Opposition und Widerstand in der DDR. Politische Lebensbilder. Hrsg. von Karl Wilhelm Fricke, Peter Steinbach und Johannes Tuchel, München 2002; siehe auch die Beispiele in: Der 17. Juni 1953. Ein Aufstand und seine Vorgeschichte (Anm. 7).

33 Vgl. prinzipiell die Ausführungen zu diesem historischen Phänomen bei Jürgen Kocka, Klassengesellschaft im Krieg, 2., durchges. u. erg. Aufl., Göttingen 1978.

Ereignisse, und seien sie auch noch so kraftvoll, letztlich immer nur aktiv von Minderheiten getragen werden. Bei dieser Frage geht es nicht um Argumente für eine historische Tonnenideologie. Interessant ist aber allemal, warum unter ähnlichen Voraussetzungen und bei Wirkung desselben Ursachenbündels dennoch Großbetriebe normal weiterarbeiteten und warum die Kollegen sich der Streikbewegung nicht anschlossen. Es ist zu vermuten, daß entweder ähnliche Traditionen ein anderes Handlungsmuster präjudizierten oder aber, daß eventuell branchen- oder regionalspezifisch ohnehin andere Traditionen existierten. Schließlich ist fünftens das Bewußtsein der Arbeiter in den Blick zu nehmen. Auch dieser Komplex steht eng im Zusammenhang mit tradierten Erfahrungen und Auffassungen. Wenn Arbeiter beim Streik riefen, „wir streiken diszipliniert wie deutsche Arbeiter", dann ist dies ein deutlicher Beleg für subjektives Traditionsbewußtsein. Aber genauso ist das Streikverhalten konkret zu untersuchen. Aus vielen Orten besitzen wir Berichte, die belegen, daß etwa Hochöfner sehr genau darauf achteten, daß ihre Hochöfen nicht ausgingen. Viele solcher Überlieferungen zeigen, daß eine Arbeitsmoral existierte, die nicht auf dem Fundament der Planökonomie basierte, sondern Wurzeln besaß, die weit in die Zeit vor 1933 zurückweist.

Verläßt man bei der Betrachtung des „17. Juni" die Arbeitermilieus und wendet sich anderen gesellschaftlichen Sektoren zu, wird man ähnliche Entwicklungen beobachten, die ebenfalls von der Forschung bislang zu wenig beachtet worden sind. Warum etwa die Intelligenz abseits stand und erst 1956 ihre Stunde gekommen sah, scheint mittlerweile allgemein als hinreichend diskutiert angesehen zu werden.[34] Gleichwohl fehlt eine intensive Diskussion und Forschung über das Verhalten des noch existierenden Bildungsbürgertums, das von den Anmaßungen der kommunistischen Diktatur in einem besonderen Maße betroffen war. Es war programmatisch zum Aussterben verurteilt, litt besonders unter dem Kirchenkampf sowie dem Verdrängungskampf gegen bürgerliche Mittelschichten aus den höheren Lehranstalten und konnte sich dennoch nicht dazu durchringen, am „17. Juni" aus der selbstauferlegten Passivität herauszutreten. Mag man dies zwar auch als eine tradierte Rollenzuschreibung, die diese Gruppen selbst vornahmen, interpretieren, so erklärt das noch nicht die Frage, warum der Existenzdruck offenbar keine aktive Handlungsoption offerierte. Wie gezeigt werden konnte, könnte dafür die außergewöhnliche soziale Privilegierung der Grund sein. Da diese Privilegierung aber an politisches Verhalten gekoppelt war und zugleich ohnehin nur eine Minderheit innerhalb der Intelligenz in den Genuß solcher Privilegien kam,[35] scheint die Frage nach dem Verhalten der bürgerlichen Intelligenz im Juni 1953 noch nicht ausreichend debattiert zu sein. Ebenso ist in Bezug auf den „17. Juni" bisher die Frage nicht thematisiert worden, inwiefern gerade die Erfahrungen linker Remigranten mit dem Nationalsozialismus, die nun in der DDR lebten, entscheidend zu ihrer Parteinahme und ihrer „unabhängigen" Deutung des Aufstands, die oftmals der SED-Interpretation sehr nahe kam, beitrugen. Diese Gruppe ist insofern bedeutungsvoll, als ihre Wirkungsmacht weit über die engen Grenzen des kommunistischen Machtbereichs hinausging.

34 Vgl. dazu die diese Debatte aufnehmende Arbeit von Ilko-Sascha Kowalczuk, Geist im Dienste der Macht. Hochschulpolitik in der SBZ/DDR 1945 bis 1961, Berlin 2003, insbes. S. 525–566.

35 Vgl. ebd., S. 348–380.

Obwohl das Verhalten einzelner sozialer Gruppen in den vergangenen Jahren mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen war und auch die Bauern intensiv erörtert worden sind, existiert in der Literatur noch immer eine Kontroverse über die Frage, was die Bauern eigentlich für eine Produktionsform anstrebten. Zwar ist allgemein anerkannt, daß kaum jemand prinzipiell die Bodenreform in Frage stellte. Dafür gab es weder ernsthafte Handlungsoptionen (alliiertes Recht) noch war übersehbar, daß das Prinzip der Bodenreform auf allgemeine und hohe Zustimmung stieß – insbesondere in jenen Gebieten mit einst flächenmäßig großen Agrargütern (Mecklenburg, Brandenburg, teilweise Sachsen).[36] Allerdings hat Torsten Diedrich jüngst erneut seine umstrittene These verteidigt, es sei unzulässig, aus den LPG-Austritten und -Auflösungen auf den mehrheitlichen Wunsch zu schließen, in der Landwirtschaft solle eine Reprivatisierung erfolgen.[37] Diedrich bleibt jedoch die zwingende Antwort darauf schuldig, was die Bauern eigentlich wollten. Abgesehen von dem historischen Fakt, daß 1953 die absolute Mehrheit der landwirtschaftlichen Nutzfläche privat bewirtschaftet worden ist, bleibt doch die Frage, was die Bauern umtrieb, wenn sie weder die staatlich verordnete Genossenschaft noch – wie Diedrich meint – Reprivatisierung wünschten? Es spricht einiges dafür, daß Diedrich hier irrt und weniger historisch als vielmehr ideologisch argumentiert.[38] Wäre es historisch denkbar, daß die Bauern das Neue (Genossenschaft von oben) ablehnen und das Alte (Privatwirtschaft) nicht mehr wollen und dabei das Dritte nicht einmal thematisieren oder benennen? Und warum forderte Kurt Vieweg 1956/57 eine duale Landwirtschaft, bestehend aus LPG und Privatwirtschaft, wenn noch eine dritte Produktionsform in der Diskussion auf dem Land existierte? Auch wenn Diedrichs Argumentation nicht zu tragen scheint, so inspiriert sie allemal, die Frage intensiver zu debattieren, worin eventuelle Systemalternativen der „politischen Handlungsakteure an einem Tag" lagen.

Das führt auch zu der immer wieder von Diedrich, Jochen Černý, Heidi Roth, Angelika Klein und anderen, offenbar nicht zufälligerweise alle in der DDR politisch ähnlich sozialisiert und ähnliche Ausbildungsverläufe und Parteimitgliedschaften aufweisend, aufgeworfenen These, die Menschen auf den Straßen hätten sich zwar gegen die SED-Herrschaft ausgesprochen, aber daraus zu schlußfolgern, die Menschen hätten politische Verhältnisse wie in der Bundesrepublik Deutschland gewünscht, sei überzogen.[39] Immerhin wird von Diedrich neuerdings nicht mehr angezweifelt, daß die Forderung nach „deutscher Einheit" eine der zentralen Forderungen war. Sowohl das explizite Verlangen danach als auch Forderungen wie „freie und geheime Wahlen", „Zulassung der SPD" oder „Rücktritt der Regierung" orientierten im Kern auf die Wiederherstellung der deutschen Einheit. Nur acht Jahre nach Kriegsende wäre auch alles andere

36 Vgl. dazu Arnd Bauerkämper, Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963, Köln, Weimar und Wien 2002.

37 Diedrich, Waffen gegen das Volk (Anm. 6), S. 143.

38 Vgl. als interpretatorischen Kontrast Armin Mitter, „Am 17. 6. 1953 haben die Arbeiter gestreikt, jetzt aber streiken wir Bauern." Die Bauern und der Sozialismus, in: Der Tag X – 17. Juni 1953 (Anm. 6), S. 75–128, sowie für die Frühgeschichte Jens Schöne, Landwirtschaftliches Genossenschaftswesen und Agrarpolitik in der SBZ/DDR 1945–1950/51, Stuttgart 2000.

39 Siehe zuletzt Diedrich, Waffen gegen das Volk (Anm. 6), S. 143.

ungewöhnlich gewesen. Die europäische Nachkriegsordnung und die deutsche Teilung war in den Köpfen nicht zementiert, sie galten nicht als unabänderlich und auf Jahrzehnte unveränderbar. Nicht einmal die SED-Führung war einem solchen Glauben verfallen. Insofern war der Aufstand ein Aufstand für Freiheit und Einheit. Aber, folgt man Diedrich, stellt sich die Frage, welche Freiheit die Aufständischen eigentlich meinten? Diese Frage blieb bislang unbeantwortet, weil sie von Diedrich und anderen, ähnlich argumentierenden Historikern explizit nicht einmal aufgeworfen worden ist, was aber der Logik ihrer Argumentation nach zwingend wäre. Vielleicht lohnt es ja zu schürfen und ideengeschichtliche Wurzeln freizulegen, die bislang unbeachtet blieben. Vielversprechend klingt das allerdings nicht, weil sowohl das empirische Material eine eindeutige Sprache spricht und weil selbst theoretisch offen bleibt, welche Alternativen zur Verfügung standen und vor allem welche Alternativen den Aufständischen überhaupt bekannt waren. Die meisten schöpften aus ihren Erfahrungen und da existierten neben nationalsozialistischer Vergangenheit und kommunistischer Gegenwart noch das Kaiserreich, das Weimarer sowie das Bonner Modell, personifiziert durch Konrad Adenauer. Das mag manchen politisch suspekt sein. Aber dies ist für die historische Analyse nebensächlich und sollte nicht, wie bislang oft geschehen, die Debatte über die Ziele und Wünsche der Bevölkerung im Jahr 1953 beeinträchtigen. Adenauer galt in weiten Teilen der ostdeutschen Gesellschaft im Juni 1953 als Hoffnungsträger und Freiheitsgarant. Gerade in ländlichen Regionen, aber nicht nur dort, erwarteten immer wieder kleinere Bevölkerungsgruppen zudem den – gerüchteweise bevorstehenden – befreienden Einmarsch US-amerikanischer Truppen.

Ein weiteres Problem hängt ebenfalls mit der Frage der deutschen Einheit zusammen. Aus vielen Berichten wissen wir, daß an nicht wenigen Orten eine Revision der „Oder-Neiße-Friedensgrenze" zum festen Forderungskatalog der Aufständischen zählte. Bislang sind im Zusammenhang mit dem „17. Juni" die spezifischen Probleme der Vertriebenen und Flüchtlinge kaum thematisiert worden. Deren besondere Notsituation sind mittlerweile intensiv erforscht worden, auch die Fragen, inwiefern ihre Integration in die ostdeutsche Gesellschaft gelang und welche Spezifika dabei auftraten, zählen gegenwärtig zu den intensiv debattierten.[40] Ihr spezieller Beitrag zum Aufstandsgeschehen aber ist bisher nicht ausreichend herausgearbeitet und analysiert worden. Zwar mag man dies noch an der geteilten Stadt Görlitz historisch nachvollziehen können, zumal Görlitz und der „17. Juni" als relativ gut erforscht gelten kann,[41] aber prinzipiell ist diese heterogene, durch ein ähnliches Schicksal geschmiedete Gruppe der Vertriebenen und Flüchtlinge, die in der DDR offiziell nicht mehr existierten und über kein Sprachrohr

40 Vgl. Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR. Hrsg. von Dierk Hoffmann und Michael Schwartz, München 1999; Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven. Hrsg. von Dierk Hoffmann, Marita Krauss und Michael Schwartz, München 2000; Philipp Ther, Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956, Göttingen 1998; 50 Jahre Flucht und Vertreibung. Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Aufnahme und Integration der Vertriebenen in die Gesellschaften der Westzonen/Bundesrepublik und der SBZ/DDR. Hrsg. von Manfred Wille, Magdeburg 1997.

41 Vgl. insbesondere Heidi Roth, Der 17. Juni 1953 in Görlitz, Bautzen 1998; dies., Der 17. Juni 1953 in Sachsen. Mit einem Vorwort von Karl Wilhelm Fricke, Köln, Weimar und Wien 1999.

verfügten, bezogen auf den „17. Juni" nicht einmal ansatzweise thematisiert worden. Dies erschiene vielversprechend, da die Größe dieser Gruppe, ihre regionale Verteilung über die gesamte DDR mit Schwerpunktregionen sowie die unterschiedlichen Integrationsmuster einen vergleichenden Blick auf den Aufstand zuließen, der diesen aus einer völlig anderen Perspektive konturieren könnte.

Es ist liegt in der Natur jeder Forschung, daß der Ruf nach Regionaluntersuchungen und vergleichenden Regionalstudien immer richtig und auch wichtig ist. Das trifft auch auf den „17. Juni" zu. Zwar verfügen wir über viele regionale Verlaufsgeschichten, aber kaum über komparatistisch angelegte Analysen. Das trifft noch mehr für vergleichend angelegte Untersuchungen über die Einführung und die Folgen des „Neuen Kurses" im gesamten Ostblock zu.[42] Warum, zum Beispiel, war die Verkündung des „Neue Kurses" in der DDR der Anlaß für den Ausbruch des Aufstands, während in Polen (und auch Ungarn und Bulgarien), wo die sozialen Mißstände und die politischen Verhältnisse die Menschen fast noch mehr bedrängten, ein solcher Aufstand zunächst ausblieb? Und dies vor dem Hintergrund, daß die Polen historisch gesehen weitaus schneller und energischer aufbegehrten als etwa die Deutschen. Später (1956, 1970, 1980/81) bestätigten sie ihren Ruf, aber im Krisenjahr 1953 schienen sie zunächst wie befriedet.

Solche vergleichenden Fragestellungen führen überhaupt zum Problem der internationalen Politik im Jahr 1953. Das bleibt an dieser Stelle aber weitgehend unberücksichtigt.[43] Die sowjetische Deutschlandpolitik wird auch kommende Forschergenerationen weiter bewegen. Bislang scheint Einigkeit darüber zu herrschen, daß für die Verkündung des „Neuen Kurses" in Moskau keine deutschlandpolitischen Differenzen innerhalb der Machtflügel und -kämpfe nach Stalins Tod ausschlaggebend gewesen waren. Diese Differenzen spielten dabei keine Rolle. Sie wurden erst wieder als Vorwand bedeutungsvoll, als nach der Niederschlagung des Aufstands eine innerparteiliche Säuberungs- und Disziplinierungswelle in der SED in Gang gesetzt worden ist und Ulbricht zur Stabilisierung seiner Macht MfS-Minister Wilhelm Zaisser und ND-Chefredakteur Rudolf Herrnstadt als angebliche Anhänger Lawrentij Berijas und innerparteiliche Machtkonkurrenten ausschaltete.[44] Dies war zugleich der Ausgangspunkt, um die gesamte Partei disziplinieren zu können.[45]

Insbesondere bei den Fragen, die sich mit den Vorgängen in Moskau ergeben, stellt sich noch immer ein signifikantes Quellenproblem. Viele wichtige Akten in russischen Archiven sind nach wie vor der Forschung nicht zugänglich. Deshalb kann zum Beispiel

42 Vgl. dazu einen ersten Versuch, wobei die Studien mehr nebeneinander stehen als komparatistisch angelegt sind: Satelliten nach Stalins Tod. Der „Neue Kurs" – 17. Juni 1952 in der DDR, Ungarische Revolution 1956. Hrsg. von Andras B. Hegedüs und Manfred Wilke, Berlin 2000.

43 Vgl. aber aus der Fülle der dazu vorliegenden Literatur etwa: 1953 – Krisenjahr des Kalten Krieges in Europa. Hrsg. von Christoph Kleßmann und Bernd Stöver, Köln, Weimar und Wien 1999.

44 Vgl. dazu jetzt Andrea Görldt, Rudolf Herrnstadt und Wilhelm Zaisser. Ihre Konflikte in der SED-Führung im Kontext innerparteilicher Machtsicherung und sowjetischer Deutschlandpolitik, Frankfurt a. M. 2002.

45 Vgl. dazu Klein, „Für die Einheit und Reinheit der Partei" (Anm. 23); Kowalczuk, „Wir werden siegen, weil uns der große Stalin führt!" (Anm. 23); Mählert, „Die Partei hat immer recht!" (Anm. 23), sowie Andreas Malycha, Die SED. Geschichte ihrer Stalinisierung 1946–1953, Paderborn, München, Wien und Zürich 2000.

bis zum heutigen Tage auch nicht beweiskräftig belegt werden, ob der Gedenkstein in Berlin-Zehlendorf, der an erschossene sowjetische Soldaten erinnert, die sich weigerten, auf ostdeutsche Aufständische zu schießen, historisch zu Recht dort steht oder nicht. Wissenschaftliche Indizienschlüsse lassen die Vermutung zu, daß es solche Erschießungen im Zusammenhang mit dem „17. Juni" nicht gegeben hat und die 1953 von der russisch-ukrainischen Emigranten- und Widerstandsorganisation Nacional'nyj Trudovoj Sojus in die Öffentlichkeit gesetzte Behauptung ideologisch-politischen Absichten folgte. In der neueren historischen Forschung jedenfalls überwiegen begründete Zweifel.[46] Falls sich auf der Grundlage neuer Akten einmal herausstellen sollte, daß es diese Hinrichtungen nicht gegeben hatte, ist damit übrigens noch keine Lanze dafür gebrochen, daß der „Gedenkstein" umgehend beseitigt werden müßte. Ich würde auch in diesem Fall dafür plädieren, ihn stehen zu lassen und entsprechend auf die Entstehungsgeschichte hinweisen. Denn geschichtspolitisch ist dieser Gedenkstein in jedem Fall aussagekräftig – unabhängig von den historischen Tatsachen.

Weniger von empirischen Befunden hingegen scheint die Bewertung abzuhängen, welchen Charakter die Ereignisse im Juni 1953 in der DDR trugen. Im Prinzip existieren vier Interpretationsmuster. (Eine fünfte, wonach der Aufstand vom Berija-Flügel Moskaus entfacht worden sei, bleibt hier angesichts ihrer historischen Bodenlosigkeit und ihrer ahistorischen Vorannahme, wie flächendeckende Aufstände zustande kommen können, unbeachtet. Sie gehört ins Reich jener historischer Legenden, die seit 1989/90 besonders begierig von einigen früheren aktiven Trägern des SED-Systems vertreten werden. Sie können sich damit aber nicht einmal in ihrem Submilieu ernsthaft Gehör verschaffen.) Das erste Interpretationsmuster stammte von der SED und qualifizierte die Erhebung als „faschistisch", die von westlichen, insbesondere westdeutschen und US-amerikanischen „Kreisen" organisiert und von langer Hand geplant worden sei. Dieses Muster ist fast vollständig verschwunden, taucht aber durchaus immer wieder auf, vor allem in Zeitzeugenerinnerungen.[47] Dabei ist nicht immer zu unterstellen, daß die Zeitzeugen bewußt verfälschen, wenn sie etwa berichten, daß faschistische Lieder – was nirgendwo geschah – gesungen worden wären oder dergleichen mehr. Hier finden wir auch eine Überlagerung von selbst erlebter Geschichte und jahrzehntelanger ideologischer Beeinflussung durch die SED-Propaganda. Legenden über den „17. Juni" gedeihen überdies nicht nur noch immer in ehemals systemtragenden Schichten der DDR oder bei manchem Linken in der Bundesrepublik, sie finden sich ebenso auch immer wieder bei jenen, die kritisch oder ablehnend den kommunistischen Systemen gegenüberstanden.[48] Der „17. Juni" bildet geradezu einen Legendenpool, den es allmählich zu leeren gilt, was aber aller Erfahrung nach mindestens so lange dauert, wie diese Legenden gesponnen und verbreitet worden sind.

46 Vgl. etwa Diedrich, Waffen gegen das Volk (Anm. 6), S. 170–171; ders. und Rüdiger Wenzke, Die getarnte Armee. Geschichte der Kasernierten Volkspolizei der DDR 1952 bis 1956, Berlin 2001, S. 339, Anm. 422; Flemming, Kein Tag der deutschen Einheit (Anm. 7), S. 105–106; Kowalczuk, 17. Juni 1953 – Volksaufstand in der DDR (Anm. 7), S. 257–258.

47 Vgl. dafür nur die Sammlung: Spurensicherung. Zeitzeugen zum 17. Juni 1953. Hrsg. von der Unabhängigen Autorengemeinschaft „So habe ich das erlebt", Schkeuditz 1999.

48 Zu den Legenden vgl.: Eisenfeld, Kowalczuk und Neubert, Die verdrängte Revolution (Anm. 5).

Als zweites Interpretationsmuster dient die These vom „Arbeiteraufstand", die letztlich auf die Arbeiten von Arnulf Baring Ende der fünfziger, Mitte der sechziger Jahre zurückgeht. Baring zählte damals selbst zur linken Sozialdemokratie. Das ist nicht ganz unwesentlich, um im Zeichen der neuen sozialdemokratischen Deutschland- und Ostpolitik ab Anfang der sechziger Jahre seine Reduzierung des Aufstandsgeschehens nachvollziehen zu können. Denn seine eigenen empirischen Befunde sprachen gegen diese These. Gleichwohl ist sie begierig aufgegriffen worden. Wissenschaftlich gab es darüber keine Diskussion, politisch wiederum war die These genehm. Entzauberte sie doch auch die kommunistische Diktatur und begrenzte den Aufstand letztlich auf Arbeitskonflikte und soziale Auseinandersetzungen.

In der Forschung wird heute allgemein vertreten, daß die Erhebung als Arbeiteraufstand begann, aber sehr schnell in einen Volksaufstand umschlug. Das ist die dritte Interpretation. Sie geht im Prinzip auf Akteure und Zeitzeugen zurück und ist frühzeitig von Klaus Harpprecht in einem eindrucksvollen Buch breit belegt worden.[49] Begründet wird diese Kennzeichnung mit den Ausmaßen des Aufstands, mit den artikulierten Forderungen, die über partielle oder soziale weit hinaus gingen, mit den Akteuren und Beteiligten, die allen sozialen Gruppen entstammten, sowie mit der Wucht und Kraft des Ereignisses. Theoretiker halten hier lediglich entgegen, welches Volk eigentlich aufgestanden sei. Sie wollen damit die Frage aufwerfen, ob es ein „DDR-Volk" gab.[50] Das mag intellektuell und begrenzt auch geschichtswissenschaftlich interessant sein, zielt aber ebenso am Gegenstand vorbei wie es eine historische Tatsache ist, daß kein „Volksaufstand" jemals von einem gesamten Volk getragen worden ist.

Schließlich gibt es viertens den Vorschlag, von einer Revolution zu sprechen. Auch das haben beteiligte Zeitzeugen und zeitgenössische Kommentatoren bereits so formuliert. Nach 1990 hat vor allem Armin Mitter nach Durchsicht umfangreicher Quellenbestände von der „gescheiterten Revolution" gesprochen. Andere sprechen von einer „revolutionären Chance", die keine war. Auch das ist ja nicht unzutreffend, wenn man sich vor Augen führt, daß weder die Sowjetunion noch die USA im Sommer 1953 an einer Veränderung des blockpolitischen und geopolitischen Status quo Interesse zeigten. Insofern kann die „gescheiterte Revolution" auch als „verhinderte" charakterisiert werden.

Von den drei ernsthaft zu diskutierenden Deutungsmustern hat jedes Vor- und Nachteile. In den Debatten der letzten Jahre kristallisierte sich immer stärker heraus, von einem Volksaufstand zu sprechen. Dafür spricht die empirische Forschung. Gleichzeitig wäre aber künftig bei differenzierenden und vergleichenden Untersuchungen zu thematisieren, inwiefern wir es im generellen Volksaufstand im Juni 1953 mit so unterschiedlichen Verlaufsmustern, Akteuren und Handlungsstrategien zu tun haben, daß es erkenntnisfördernd wäre, regional die Ereignisse spezifisch zu benennen. In vielen

49 Vgl. Stefan Brant [Klaus Harpprecht] unter Mitarbeit von Klaus Bölling, Der Aufstand. Vorgeschichte, Geschichte und Deutung des 17. Juni 1953, 2. Aufl., Stuttgart 1954; siehe auch Arno Scholz, Werner Nieke und Oskar Vetter, Panzer am Potsdamer Platz, Berlin 1954.

50 So Lutz Niethammer auf der Tagung „Kollegen, reiht euch ein, wir wollen freie Menschen sein! Der 17. Juni '53 und die Folgen" am 23. März 2003 in Berlin, veranstaltet von der Evangelischen Akademie zu Berlin, der Friedrich-Ebert-Stiftung, dem August-Bebel-Institut und dem Verein Berliner Mauer e. V.

Städten kam die Erhebung tatsächlich nicht über einen Arbeiteraufstand hinaus. In anderen entwickelte sich rasch und kraftvoll ein Volksaufstand. Und ebenso gab es Städte und Regionen, es ist bereits darauf hingewiesen worden, in denen durchaus von einer Revolution für Freiheit und Einheit mit der Herausbildung neuer Machtstrukturen gesprochen werden kann. Schließlich gab es viertens Regionen, in denen der Aufstand einer Bauernrebellion entsprach. In der wissenschaftlichen Beschäftigung wären solche, auf vergleichender Grundlage entwickelte Deutungsvarianten nützlich, um die Verschiedenartigkeit im Gleichzeitigen herauszuarbeiten. Damit würde man dem Volksaufstand seine kompakte Gleichförmigkeit nehmen und unterschiedliche Typenverläufe konstruieren können. Daß diese sich dabei unter dem Dach des DDR-weiten Volksaufstandes vollzogen, bleibt von einer solcher Differenzierung unberührt. Insofern haben wir es mit einem Volksaufstand zu tun, der in manchen Gegenden noch Arbeiteraufstand oder Bauernrebellion blieb und sich in anderen zu einer Revolution ausweitete.

Ungeachtet dieser Deutungsvariante steht noch die Debatte aus, ob wir es nicht prinzipiell mit einer Revolution[51] ohne Chance zu tun haben. Als ein theoretisches Problem, das aber mehr politische und kulturelle Folgen beinhaltet als hausgemachte wissenschaftliche, erweist sich zunächst der Umstand, daß in der Totalitarismustheorie, wie sie insbesondere in den USA und Deutschland vertreten worden ist, „Revolutionen" gegen die Herrschaft nicht eingeplant worden waren.[52] Sebastian Haffner erkannte dies bereits unmittelbar nach den Ereignissen. Im „Observer" schrieb er am 21. Juni 1953: „Ein totalitäres Regime, fast vier Jahre lang im vollen Besitz aller Mittel, die eine moderne Diktatur braucht, war binnen nicht einmal zwölf Stunden zu vollkommener Machtlosigkeit verdammt und gezwungen, hinter Panzern einer fremden Armee Schutz zu suchen. Und soweit ist es nicht etwa durch eine innere Spaltung oder eine bewaffnete Verschwörung in seiner Mitte gekommen, sondern durch einen spontanen Volksaufstand im klassisch revolutionären Stil von 1789 oder 1848. Es geschah genau das, von dem wir behauptet hatten, es sei unter den Bedingungen der modernen totalitären Gewaltherrschaft nicht möglich."[53]

Insbesondere die Analyse der kommunistischen Herrschaft war von dem Erlebnis geprägt, wie die nationalsozialistische Diktatur von außen zerstört worden ist.[54] Das

51 Auf die Begriffsdebatten wird an dieser Stelle nicht eingegangen. Vgl. als Beispiele nur Reinhart Koselleck, Revolution, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Stuttgart 1984, S. 653–788, eine knappe politikwissenschaftliche Zusammenfassung, in: Handlexikon zur Politikwissenschaft. Hrsg. von Wolfgang W. Mickel, Bonn 1986, S. 443–447, sowie die technologischen Entwicklungen aufnehmend Volker Rittberger, Über sozialwissenschaftliche Theorien der Revolution. Kritik und Versuch eines Neuansatzes, in: *Politische Vierteljahresschrift*, Jg. 12 (1971), H. 4, S. 492–529.

52 Zur Totalitarismustheorie vgl. aus der neueren Literatur nur: Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Eine Bilanz der internationalen Forschung. Hrsg. von Eckhard Jesse, Baden-Baden 1996; Totalitarismus. Eine Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Alfons Söllner, Ralf Walkenhaus und Karin Wieland, Berlin 1997; Totalitarismustheorien nach dem Ende des Kommunismus. Hrsg. von Achim Siegel, Köln und Weimar 1998.

53 Sebastian Haffner, Die deutsche Frage. 1950–1961: Von der Wiederbewaffnung bis zum Mauerbau, Berlin 2002, S. 66.

54 Das spiegelt sich z. B. in dem wirkungsmächtigen Werk von Hannah Arendt. Vgl. etwa ihre Bücher: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Frankfurt a. M. 1955; Über die Revolution, München 1965.

beförderte zunächst eine prinzipielle Skepsis gegenüber der „Revolutionsmöglichkeit" im sowjetischen Machtbereich, wenn auch die ungarische Revolution 1956 allgemein als solche bezeichnet worden ist. Das hing aber weniger mit einer wissenschaftlichen Analyseleistung zusammen, sondern war stärker dem Umstand geschuldet, daß die Selbstbezeichnung der Ungarn respektvoll übernommen wurde. In der DDR existierte diese Selbstkennzeichnung auch, wurde aber nicht wirkungsmächtig. Erstens weil die eigentlichen Ereignisse in der Bundesrepublik weniger interessierten und statt dessen die Verwertbarkeit für das Tagesgeschäft und die Legitimierung des eigenen Systems im Mittelpunkt standen. Zweitens aber, und das wirkt bis heute nach, existiert in Deutschland eine Scheu, um nicht von Angst zu sprechen, den Revolutionsbegriff überhaupt zu verwenden. „Revolution" ist entweder politisch festgelegt oder wird an bestimmte Verlaufsstadien gebunden oder mit Ergebnissen in Zusammenhang gebracht oder einfach nur als ein übermenschliches, jedenfalls nichtdeutsches Phänomen geradezu verherrlicht. Diese und andere Gründe scheinen nicht unerheblich dafür zu sein, den Revolutionsbegriff a priori abzulehnen. Hinzu kommen die Legenden, die über den „17. Juni" kursieren und selbst in Statements von Experten noch immer wiedergekäut werden.

Nimmt man das Ereignis aber ernst und macht es zum Gegenstand der Historiographie, wird man sich nur schwerlich der vergleichenden Perspektive entziehen können. Insbesondere die historische Ausgangssituation sowie die Verlaufsgeschichten bis zum Einsatz der Panzer, also bis zur Niederschlagung des Aufstands, offenbaren die meisten Charakteristika idealtypischer Revolutionen, wie sie mit Blick auf 1789, 1848 oder 1918/19 konstruiert worden sind.[55] Bei der Verwendung des Revolutionsbegriffs ist zudem zu beachten, daß diese niemals einhellig und konsensual erfolgt. Die Suche nach dem Konsens ist nicht die Aufgabe der Wissenschaft. Zugleich ist festzuhalten, daß sich uns heute wie selbstverständlich erscheinende Kennzeichnungen fast immer in einem langwierigen Deutungs- und Interpretationsprozeß erst durchsetzen mußten.[56] Das setzte sowohl historische Detailarbeit voraus wie auch einen wissenschaftsinternen und gesellschaftlichen Resonanzboden, der einerseits das Ereignis zum Gegenstand und der andererseits den Gegenstand zum Erinnerungsort werden ließ. Beides ist in bezug auf den „17. Juni" noch nicht hinreichend und vor allem dauerhaft verankert erfolgt. Ist dies aber geschehen, so ist zu vermuten, wird die Revolution vom Juni 1953 weniger von ihrem Scheitern her als vielmehr von ihren Absichten, Ausgangsbedingungen und Formen her beurteilt werden. Das schließt ein, die Revolution näher zu bezeichnen als „gescheiterte", „chancenlose" oder wie auch immer. Der Gegenstand aber bleibt eine Revolution.

55 Als Überblicksdarstellungen über die europäischen Revolutionen und ihre Folgen siehe einschlägig etwa Eberhard Weis, Der Durchbruch des Bürgertums 1776–1847, 2. Aufl., Frankfurt a. M. und Berlin 1981; Theodor Schieder, Staatensystem als Vormacht der Welt 1848–1918, 2. Aufl., Frankfurt a. M. und Berlin 1980; Karl Dietrich Bracher, Die Krise Europas seit 1917, Frankfurt a. M. und Berlin 1976; Gordon A. Craig, Geschichte Europas 1815 bis 1980, München 1984.

56 Vgl. aus der Literatur dazu etwa François Furet, 1789 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M., Berlin und Wien 1980; sehr aufschlußreich ist außerdem z. B. Rüdiger Hachtmann, Epochenschwelle zur Moderne. Einführung in die Revolution 1848/49, Tübingen 2002.

## 4. Ein deutscher Aufstand in Europa

Budapest am 16. Juni 1989: 31 Jahre nach der Hinrichtung von Imre Nagy und seinen Schicksalsgefährten gedachten Hunderttausende in einer nationalen Trauerfeier der Ermordeten von 1958 und dem Vermächtnis der blutig niedergeschlagenen ungarischen Revolution von 1956. „Die wahre Bedeutung der Revolution von 1956 für die Geschichte Ungarns zeigte sich dadurch, daß die Rehabilitierung der Revolution die entscheidende politische Wende in der jüngsten Geschichte des Landes markierte."[57] Auch in Polen und der ČSSR ging der Systemsturz 1989 einher mit einer bewußten Rückbesinnung auf die revolutionären Bewegungen aus den Jahren und Jahrzehnten zuvor, zumeist übernahmen Vertreter dieser Bewegungen hohe Regierungsämter. Die Rehabilitierung der eigenen Geschichte war ein Motor für den Systemumsturz. Schon der „Prager Frühling" speiste sich auch aus dem Verlangen, die nicht erfolgte Rehabilitierung der stalinistischen Opfer aus den frühen fünfziger Jahren nunmehr zu vollziehen.

In den osteuropäischen kommunistischen Staaten zählte die Politik gegenüber der Vergangenheit zu den Stützpfeilern der Revolution von 1989.[58] Man machte mit Geschichte nicht unbedingt Politik, berief sich aber in seinem politischen Handeln 1989/90 auf die Vergangenheit. In der DDR und dem dann vereinigten Deutschland war es genau umgekehrt. Erst in dem Maße, in dem das System verschwand und sich deutlich herauskristallisierte, daß der Systemumbruch in Deutschland durch die Wiedervereinigung einen von den ost- und ostmitteleuropäischen Entwicklungen gänzlich verschiedenen Weg einschlagen würde, erwies sich die Berufung auf Geschichte als Motivationspunkt und sogar politikbeeinflussend.

Der „17. Juni" nahm dabei eine Sonderrolle ein. Wer seine politische und historische Rehabilitierung nun gerade in Ostdeutschland erwartet hatte, sah sich getäuscht. Er hatte nicht nur überhaupt keine Bedeutung, er verlor auch noch die, die er bis dahin formal in der Bundesrepublik besessen hatte. „Der Tag der deutschen Einheit" ist 1990 vom 17. Juni – er ist in diesem Jahr letztmalig als gesetzlicher Feiertag begangen worden – auf den 3. Oktober, den Tag des Vollzugs der deutschen Wiedervereinigung, verlegt worden.[59] Aus der DDR bzw. den neuen Bundesländern gab es dagegen keine wahrnehmbaren Proteste. Statt jenes Tages zu gedenken, an dem eine Volksbewegung für die Überwindung der Diktatur, für die Herstellung demokratischer Verhältnisse in der DDR und die Wiedervereinigung Deutschlands auf demokratischer Grundlage eintrat, feiern die Deutschen seit 1990 den „Tag der Einheit" an jenem mehr oder minder zufällig ausgewählten Tag, an dem Politiker die staatliche Einheit vollzogen. Nicht am Tag der ersten großen Massendemonstration in Leipzig, am 9. Oktober 1989, nicht am Tag des Mauerfalls, am 9. November 1989, nicht am Tag der ersten freien Wahlen in der DDR, am 18. März 1990, und nicht am Tag einer der größten deutschen Demokratiebewegungen, am 17. Juni 1953, gedenkt Deutschland seiner in Freiheit wiedererlangten

57 Geza Alföldy, Ungarn 1956. Aufstand, Revolution, Freiheitskampf, Heidelberg 1997, S. 46.

58 Vgl. das Resümee von Aleksander Smolar, Vergangenheitspolitik nach 1989. Eine vergleichende Zwischenbilanz, in: *Transit. Europäische Revue*, Nr. 18 (1999/2000), S. 81–101.

59 Er ist mit Wirkung vom 23. September 1990 als Feiertag aufgehoben worden.

Einheit, sondern an jenem Tage, an dem in guter alter Tradition „große Männer Geschichte machten". Das wirft ein durchaus bezeichnendes Licht auf das herrschende Demokratieverständnis.

Es wirft aber auch einen Schatten auf ein weitverbreitetes Geschichtsverständnis. Dieses speist sich zunächst noch immer aus einer überkommenen politikhistorischen Machtperspektive. Die Geschichte der Macht wird häufig genug mit Geschichte überhaupt verwechselt. In den letzten Jahren ist eine Reihe aus politikhistorischer Sicht vollkommen zu Recht vielgelobter Bücher erschienen, in denen angesehene Vertreter ihres Faches den Deutschen ihren historischen Standort zuzuweisen suchen. „Vom langen Weg nach Westen" ist da ebenso programmatisch zu lesen wie die „Geschichte des geteilten Deutschland" unter der Serienüberschrift „Die Deutschen und ihre Nation" rubriziert wird. Und was geschieht in diesen „nationalen Meistererzählungen" ausgerechnet mit der demokratischen Volksbewegung für Freiheit und Einheit im Jahr 1953? Sie wird nicht nur marginalisiert und außerordentlich verknappt, sondern auch noch weitgehend auf die Machtfrage im herrschenden Apparat reduziert.[60] Ebenso ist zu kritisieren, daß die Frage, ob der Aufstand und seine Niederschlagung 1953 nicht entscheidend zum Legitimitätsgewinn der jungen Bundesrepublik beitrug und so der „17. Juni" ganz nebenbei dazu führte, die Demokratie in der bundesdeutschen Gesellschaft fest zu verankern, nicht einmal in neueren Darstellungen thematisiert wird.[61]

Dieser Befund weist zunächst darauf hin, daß der „17. Juni" in der historischen Forschung, Lehre und Publizistik noch nicht einmal annähernd jenen Platz errungen hat, der ihm von seiner Bedeutung her zustünde. Der Volksaufstand zählt zu den wenigen revolutionären Massenbewegungen in der deutschen Geschichte, die von 1848 über 1918/19 bis zu 1989 reichen. Das waren Ereignisse mit ganz unterschiedlichen Zielen, Formen und Erfolgen. Das Jahr 1953 reiht sich in diese Aufzählung ein. Es unterscheidet sich aber ganz wesentlich von seinen Vorgängerereignissen dadurch, daß es mit dem Jahr 1989 eine unverhoffte Vollendung fand. Es geht dabei nicht einmal so sehr vordergründig um einen historischen Vergleich zwischen den einzelnen Revolutionen, sogar zwischen 1953 und 1989 überwiegen die Unterschiede als daß Gemeinsamkeiten bestimmend gewesen wären. Aber beide Ereignisse spielten sich im selben System unter fast identischen Rahmenbedingungen ab, und auch die prinzipiellen Ziele ähnelten einander. Der nationale Aufbruchversuch 1953 aber scheiterte, weil die sowjetische Armee ihre selbstauferlegte Verpflichtung, der DDR ihren Bestand zu garantieren, kompromißlos nachkam. 1989 dagegen spielten nationale Überlegungen bis zum Fall der Mauer am 9. November so gut wie überhaupt keine Rolle. Da aber die Sowjetunion ihr brökkelndes Imperium in Europa nicht mehr zusammenhalten wollte – und auch nicht mehr konnte –, transformierte sich die Demokratiebewegung wie von selbst in einen

60 Vgl. Heinrich August Winkler, Der lange Weg nach Westen. Zweiter Bd.: Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich" bis zur Wiedervereinigung, München 2000, S. 156–157; Peter Graf Kielmansegg, Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland (= Siedler Deutsche Geschichte, Die Deutschen und ihre Nation), Berlin 2000, S. 587–591.

61 Vgl. als ein Beispiel Manfred Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 1999. Mehr Bezug auf den „17. Juni" nimmt Hans-Peter Schwarz, Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949–1957, Stuttgart 1981, S. 187–203.

nationalen Aufbruch. Erst in diesem Moment, so könnte man idealtypisch formulieren, trafen sich auf den Straßen die Akteure von 1989 und 1953. Dabei ist ebenso idealtypisch festzuhalten, daß die 1989er die 1953er nicht erkannten, weil sie über deren Existenz nichts wußten. Umgekehrt sahen viele 1953er in den 1989ern keine wirklichen Gesinnungsgenossen. Die gegenseitige Annäherung dauerte dann über ein Jahrzehnt und scheint erst in der Gegenwart so richtig zur Geltung zu kommen.

Als problematisch erweist sich die Einordnung des „17. Juni" in die deutsche Geschichte aber auch deshalb, weil sie Teil der DDR-Geschichte ist und diese immer noch weitgehend als Separatum behandelt wird. Es ist keine Ausnahme, wenn westdeutsch sozialisierte Historikerinnen und Historiker die DDR-Geschichte als einen Gegenstand betrachten, der den Ostdeutschen gehört. Die sollen sich gefälligst daran abarbeiten. Wenn aber nicht einmal Profis bereit sind, die gesamte deutsche Nachkriegsgeschichte integrativ als Geschichte zweier Staaten und verschiedener Gesellschaften zu begreifen und sie so zu beschreiben und zu analysieren, dann wundert es nicht, daß westlich der Elbe im allgemeinen historischen Bewußtsein die Geschichte der DDR vielleicht den Stellenwert der neueren Geschichte Portugals, Griechenlands, Nikaraguas oder Chiles hat. Aber selbst das ist noch zu bezweifeln, da man wenigstens in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren gegen Diktatur und Menschenrechtsverletzungen in diesen Ländern die Stimme erhoben hat und deshalb sehr genaue persönliche Erinnerungen und Erfahrungen pflegen kann. Die Diktatur vor der eigenen Haustür, fast im eigenen Stall, dagegen ist nicht einmal mehr als solche wahrgenommen worden. Es scheint durchaus angemessen, eine Kontinuität in der Wahrnehmung zu vermuten, wobei die aktuellen Abwehrreflexen geschuldet ist, die mehr über die eigene Sozialisation und Reflexion aussagen, als über die wirklichen Gründe, die zum Ausblenden der DDR-Vergangenheit führen. Es scheint nach diesem Befund unangemessen und ist dennoch vonnöten zu fordern, die DDR-Geschichte so in die gesamte deutsche Geschichte zu integrieren, daß sie unabhängig von Geburtsort und Geburtsjahr Eingang ins historische Gedächtnis und in die historische Erinnerung findet. DDR-Geschichte zählt, ob es nun dem einzelnen paßt oder nicht, zur Vergangenheit aller in Deutschland lebenden Menschen.

Mag dies noch einleuchten, so erweist sich der Platz des „17. Juni" in der europäischen Geschichte als noch problematischer. Dafür gibt es wiederum einen plausiblen Grund: Wenn man einmal davon absieht, daß der „17. Juni" ein beliebtes wissenschaftlich-historisches Thema für Fragen der internationalen Beziehungen darstellt, so ist zu konstatieren, daß über eine Einordnung des Volksaufstandes in die europäische Geschichte bislang überhaupt noch keine Debatte geführt worden ist. Die ständige Aktualität der Französischen Revolution in den politischen und intellektuellen Debatten Frankreichs verblüfft manchen Beobachter. Ebenso erstaunt schaut man immer wieder auf die Geschichtsvergessenheit in vielen europäischen Gesellschaften. Und doch werden die meisten immer wieder von ihrer Vergangenheit eingeholt. Man erinnere sich nur an die Auseinandersetzungen um die Kollaboration in den Niederlanden, an erste Debatten um die Massenmorde Francos oder an Jedwabne. Die europäische Geschichte weist beides auf – demokratische Freiheitsbewegungen und demokratische Gesellschaften und Staaten sowie diktatorische Regime und massenhaftes Mittun.

Deutschland wird in dieser europäischen Perspektive als Sonderfall behandelt. Die nationalsozialistische Herrschaft dominiert die Behandlung deutscher Geschichte, die westdeutsche Geschichte hingegen erscheint als Glücksfall und Erfolgsmoment (bislang jedenfalls). Die DDR spielt allenfalls als „16. Sowjetrepublik" eine Rolle. Der Volksaufstand von 1953 aber scheint weder ein deutsches noch ein europäisches, nicht einmal ein osteuropäisches Ereignis gewesen zu sein.

Das hängt auch damit zusammen, daß selbst in den kommunistischen Staaten Ost- und Ostmitteleuropas, in den dortigen Widerstands- und Oppositionsbewegungen, die Vorgänge in der DDR kaum beachtet und noch weniger rezipiert worden sind.[62] Die DDR galt zu sehr als „Sonderding", also konnte auch der Aufstand keinen Eingang in die lebendige Erinnerungskultur der ehemaligen osteuropäischen Gesellschaften finden. Es existierten im allgemeinen keine Ländergrenzen, wenn es um historische Reflexionen ging und um die Frage, was der eigenen Standortbestimmung dienlich sei. So sehr dies auch noch vor dem Hintergrund der geteilten deutschen Nation und den damit zusammenhängenden Implikationen für die osteuropäischen Nachbarn verständlich war, spätestens seit dem Fall des kommunistischen Systems in Europa gibt es keinen Grund mehr, die DDR und damit den „17. Juni" im europäischen Geschichtskonzert als „Sonderfall" zu behandeln. So wie der „17. Juni" in die Reihe der deutschen Revolutionen gehört, so zählt er auch zu den osteuropäischen Freiheitsbewegungen nach 1945, die eben 1953 in der ČSSR, der DDR und dann im sowjetischen Workuta begannen, sich über solche Schlaglichter wie 1956, 1968, 1970, 1980/81 fortsetzten und schließlich 1989/90 ihre idealtypische Erfüllung fanden. Der „17. Juni 1953" war ein deutscher Aufstand nicht nur in Europa, sondern wie jeder andere auch – wie wir retrospektiv sagen dürfen – auch für Europa.

## 5. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik

Nach dem Fall der kommunistischen Systeme in Osteuropa und in der DDR sowie dem Ende des Apartheidregimes in Südafrika „wurden die Zeichen", wie der französische Historiker Pierre Nora beobachtete, „einer wirklichen Globalisierung des Gedächtnisses gesetzt".[63] Es bildeten sich unterschiedliche, aber durchaus vergleichbare Formen der Vergangenheitsbewältigung heraus.[64] Charakteristisch ist dabei nicht nur, daß sich der allgemeine Gebrauch der Vergangenheit intensiviert hat. Zugleich ist zu konstatieren, „dass dem Historiker das Monopol genommen wird, das er traditionsgemäß auf die Interpretation der Vergangenheit besaß".[65] Er produziert längst nicht mehr allein Vergangenheit. So wie man zunächst von der „Beschleunigung der Geschichte" sprach

62 In Polen kursierte allerdings in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre im Samizdat eine polnische Übersetzung einer Arbeit von Karl Wilhelm Fricke über den „17. Juni".

63 Pierre Nora, Gedächtniskonjunktur, in: *Transit. Europäische Revue,* Nr. 22 (2001/2002), S. 18–31, hier S. 18.

64 Vgl. dazu die beeindruckende Studie von Priscilla B. Hayner, Unspeakable Truths. Facing the Challenge of Truth Commissions, New York and London 2001.

65 Nora, Gedächtniskonjunktur (Anm. 63), S. 30.

setzte in den letzten beiden Jahrzehnten zudem eine „Demokratisierung" der Geschichte ein.[66] Geschichte existiert sowohl als Wissenschaft als auch als Gedächtnis.[67] Beides läßt sich idealtypisch voneinander trennen. In der kulturellen und politischen Praxis aber scheint diese Trennlinie weniger konturiert zu sein,[68] insbesondere dann nicht, wenn Historiker außerhalb ihrer engen Fachgrenzen agieren.[69] Wann agiert ein Historiker, um bei diesem Beispiel zubleiben, als Wissenschaftler und wann als Bürger? Die Frage scheint banal und die Antwort darauf noch viel mehr. Nur, wie jeder kritisch und selbstkritisch Denkende weiß, ist diese Frage alles andere als banal, und die möglichen Antworten sind es noch viel weniger. Dort, wo am lautesten die klare und eindeutige Antwort ultimativ und lautstark befördert wird, ist die Trennung fast immer am wenigsten überhaupt nur gewünscht. Es ist wie mit der vermeintlichen Objektivität der Wissenschaft: die wortgewaltigsten Vertreter dieses berauschenden Konzeptes gehören zumeist zu den skrupellosesten Verrätern der Objektivität sobald es um Stellen, Posten, institutionellen Einfluß und Pfründe geht.

Die Vergangenheitsbewältigung in Deutschland war im 20. Jahrhundert immer von wissenschaftlichen und politischen Erwägungen beeinflußt. Die „ideologische Dekolonisierung" (Pierre Nora) des Minderheitsgedächtnisses erfolgte rapide und explosionsartig. Es bildeten sich jeweils – nach 1918, nach 1945, nach 1989 – „kollektive Gedächtnisse" heraus, die alle auf ihre Art vom wissenschaftlichen Diskurs beeinflußt und von den politischen Debatten konturiert worden sind. Am Beispiel der „ideologischen Dekolonisierung" nach 1989 lassen sich sehr gut die drei hauptsächlichen Typen bestimmen: 1. Alltag: Diese gesellschaftlich dominierende Form des Gedächtnisses differenziert im eigenen Lebensbereich und verengt Vergangenheit auf die „selbst erlebte Geschichte". Vergangenheit ist nur das, was erinnerlich ist. Außerhalb der eigenen Wahrnehmung existierende Zusammenhänge werden nur punktuell verarbeitet, zumeist einem simplen Schwarz-Weiß-Dualismus zugeordnet, als unwesentlich für die eigene Erinnerung qualifiziert, erhalten aber Bedeutung für unmöglich erachtete Vorgänge, die wiederum als singuläre Erscheinungen wahrgenommen werden und so das entworfene Bild der Erinnerung nicht wirklich zu erschüttern vermögen. 2. Legenden: Vor allem um das Mißverständnis vital zu halten, mit Hilfe von Geschichte die eigene (Kollektiv-)Biographie in der Gegenwart und Zukunft zu rechtfertigen, baut das Gedächtnis auf Legenden auf, die als geschlossenes System von innen nahezu nicht aufzubrechen sind. Es geht darum, die „Vergangenheit zu retten". Das führt zu Herausbildung subkultureller Milieus, die zunächst immer schwächer werden und scheinbar dem biologischen Tod ausgesetzt sind,

66 Ebd., S. 25.

67 Vgl. dazu u. a.: Aleida Assmann, Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999; Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1997; als knappe Einführungen in das vieldiskutierte Konzept von „Gedächtnis" neben dem Aufsatz von Nora, Gedächtniskonjunktur (Anm. 63), auch Etienne François und Hagen Schulze, Einleitung, in: Deutsche Erinnerungsorte, Bd. I (Anm. 8), S. 9–24; Pierre Nora, Nachwort, in: ebd., Bd. III, S. 681–686.

68 Vgl. exemplarisch: Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt. Hrsg. von Konrad H. Jarausch und Martin Sabrow, Frankfurt a. M. und New York 2002.

69 Vgl. Christoph Kleßmann, Zeitgeschichte als wissenschaftliche Aufklärung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte,* 2002, B 51–52, S. 3–12.

sich aber regelmäßig revitalisieren und Zuläufe gerade dann erhalten, wenn allgemein das Ende dieser allein auf das Zurückliegende orientierten Muster prognostiziert wird. Das ist ein Zeichen dafür, wie sehr die Gegenwartserfahrung auch jener den Blick auf die Vergangenheit prägt, die diese Geschichte selbst nicht erlebten. 3. Delegitimierung: Hauptsächlichstes Kennzeichen ist das Bemühen, Vergangenheit als Legitimierung der Gegenwart zu beanspruchen und Geschichte aus der Sicht der Machtlosen zu deuten. Das führt gerade in der Post-Diktatur- und der Post-Kriegs-Gesellschaft regelmäßig zu einer Umdeutung von Geschichte. Die Verengung allein auf Repression (passiv) und/oder Widerstand (aktiv) entwirft ein schiefes historisches Gesellschaftsbild, das weder der Vergangenheit gerecht wird noch, was ja beabsichtigt ist, die Gegenwart entscheidend zu legitimieren vermag.

Allen drei Formen ist gemeinsam, daß sie idealtypisch identitätsbildend und sinnstiftend wirken. Wenn man diese als Kategorien für gesellschaftliche Gruppen annimmt, so erweist sich nicht nur, daß sich alle drei Formen gegenseitig durchdringen, sondern das das Gedächtnis unabhängig vom Bewußtseinsgrad natürlich auch von der „Geschichte als Wissenschaft" stark beeinflußt wird. Historiker haben es deshalb besonders schwer mit dem Gedächtnis, weil sie trotz des Deutungsmonopolverlustes über die Vergangenheit weiterhin als Experten gefragt und notwendig sind – und so das Gedächtnis zwangsläufig beeinflussen – und zugleich im gesellschaftlichen Kontext als Bürger selbst der Gedächtniskultur mit all ihren Beschränkungen und Vorzügen unterliegen.

Der Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit nach 1989 in Deutschland erwies sich im internationalen Kontext als der vielschichtigste.[70] Die historische Forschung erlebte geradezu einen zeitgeschichtlichen Boom, Opferverbände und Aufarbeitungsinitiativen belebten daneben auf eine zuvor nicht gekannte Weise das Konzept „Grabe, wo Du stehst", zahllose Kommissionen unterbreiteten Vorschläge über Straßennamen, Denkmäler, Erinnerungsorte usw., die Politik begründete mit wissenschaftlichen Expertisen aktuelle Politikkonzeptionen und der Deutsche Bundestag ließ acht Jahre eine Enquete-Kommission arbeiten, die wissenschaftliches Forschungsinstitut und politikberatendes Gremium zugleich war.[71] Gerade die letztgenannte Institution bietet ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie durch die Inszenierung von Vergangenheit Experten im Verbund mit anderen Eliten in die Lage gesetzt werden, das (kollektive) Gedächtnis zu beeinflussen. Und das gilt für die unkritische Übernahme ebenso wie für die Herausbildung von Abwehrreflexen und für die ebenso, wahrscheinlich sogar dominierende, Abkehr überhaupt.

Nach diesem auf wesentliche Punkte zusammengefügten Holzschnittmuster stellt sich die Frage, worin die Verantwortung des Historikers über sein engeres, hier nicht zur

70 Vgl. zu den verschiedenen Wegen der Aufarbeitung: Timothy Garton Ash, Vier Wege zur Wahrheit. Machen wir es richtig? Wie machen es die anderen? Eine Zwischenbilanz, in: *Die Zeit,* Nr. 41 vom 3. Oktober 1997, S. 44. Vgl. auch Ilko-Sascha Kowalczuk, „Vergangenheitsbewältigung", Erinnerung und Geschichtspolitik in Deutschland, in: *Jahrbuch für Extremismus und Demokratie,* Jg. 12 (2000), S. 325–349; sowie darauf aufbauend ders., Aufklären, Mahnen, Gedenken. Aspekte der historischen Aufarbeitung in Deutschland Ost und West seit 1945, in: *Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat,* 2000, Nr. 9, S. 32–44.

71 Zur Enquete-Kommission, ihrem Auftrag und ihren Auftragsüberschreitungen vgl. Ralf Altenhof, Die Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages, Wiesbaden 2002.

Diskussion stehendes Tätigkeitsfeld mit Blick auf die Gesellschaft liegt. Blendet man zunächst die museale Deutung aus, die in den letzten Jahren eine immer größere Bedeutung erfahren hat und wahrscheinlich weiter erfahren wird,[72] rückt das gesamte Spektrum der Medien ins Blickfeld. Hier scheint ein wichtiger Punkt zukünftig stärker beachtet werden zu müssen, der neben all den anderen – daß man Medien überhaupt nutzt, daß man alle Formen bedient, daß man bei den Formaten vor allem den fiktiven Rezipienten im Blick hat usw. usf. – noch an Bedeutung gewinnen dürfte: Es kommt in Zukunft noch viel stärker auf das Mittel und die Form und demgegenüber weniger auf den Inhalt an. Man mag sich als Experte bei diesem Gedanken schütteln, grämen, verweigern und räuspern, aber will man etwas „durchbringen", etwas in die medial vernetzte und atemlose Gesellschaft tragen (eine Erkenntnis oder nur einen simplen Fakt) kommt man kaum umhin, an der Verknappung und Vereinfachung von Geschichte mitzuwirken.[73] Voraussetzung ist nur, daß man die historische Wissenschaft nicht nur als Ort der fachspezifischen Erkenntnis, sondern im nächsten Schritt eben auch als gesellschaftliches Angebot für Traditionsbildung, Sinnstiftung und Gegenwartspositionierung begreift.

Und genau an diesem Punkt rückt der „17. Juni" als herausgehobenes Beispiel wieder ins Blickfeld. Wenn man zunächst seine Bedeutung für Deutschland betrachtet, so könnte man schnell mutmaßen, die Erinnerung sei im wesentlichen in den fünfziger und sechziger Jahren in der Bundesrepublik auf breitem Niveau institutionalisiert worden, sei dann zusehends im veränderten politischen Zeitalter abgeflacht und schließlich am Ende der achtziger Jahre ein weitgehend auf die Politik beschränktes Ritual, das gesellschaftlich nur noch die Form einer sozialpolitischen Errungenschaft besaß, geworden. In der DDR dagegen kam es zu keiner gesellschaftlichen Erinnerungsform, die über die bekannten Propagandaformeln hinausreichten, zumal die selbst für die Herrschenden leere Hülsen, die nur Angst und Schrecken verbreiteten, blieben. Und nach 1989 war man sich zunächst ohne Diskussion einig, daß der „17. Juni" bedeutungslos bleiben sollte. Zaghafte Versuche seitens der Politik, den „17. Juni" als Gedächtnis- und Erinnerungsort zu beleben, blieben halbherzig. Die wissenschaftlichen Forschungen über den „17. Juni" schritten schnell und erfolgreich voran. Das aber hatte kaum Rückwirkungen auf die Gesellschaft. Nicht einmal die Integration in übergreifende Zusammenhänge erfolgte innerhalb der Wissenschaft. Das beste Beispiel dafür ist bereits genannt worden: in die dreibändige voluminöse Ausgabe über die „Deutschen Erinnerungsorte" fand der „17. Juni" aus kaum nachvollziehbaren Gründen keine Aufnahme.

Es wäre müßig darüber spekulieren, ob die Bände auch nach diesem Jahr ohne den „17. Juni" erscheinen würden. Nicht, weil der „17. Juni" in diesem Jahr geradezu seinen „zweiten Frühling" erfährt, sondern weil dieses Jahr zeigt, wie stark der „17. Juni" im Gedächtnis verankert ist und wie vielfältig die Erinnerungsformen – unabhängig vom Jahr 2003 – sind. Über die Jubiläumsfeste hinaus werden Bücher, Filme, politische

72 Siehe für ein weiteres Feld am Beispiel der NS-Prozesse: Geschichte vor Gericht. Historiker, Richter und die Suche nach Gerechtigkeit. Hrsg. von Norbert Frei, Dirk van Laak und Michael Stolleis, München 2000.

73 Man schaue sich in diesem Zusammenhang nur an, wie neue Konzepte und darauf aufbauend neue „Hochschullehrbücher" für Geschichte aussehen und aufgemacht sind. Auch diese sind der veränderten Aufnahmebereitschaft und -möglichkeit geschuldet.

Veranstaltungen, Straßennamen und Gedenktafeln von den Ereignissen künden. Sofern man sich über den Sinn und Unsinn von Straßennamen und -umbenennungen auch streiten mag,[74] kaum zur Debatte dürfte dabei aber stehen, wenn es zu (Um-)Benennungen kommt, sollten Experte nicht abseits stehen. Es ist ihre Stunde. Denn nur sie sind in der Lage, jenseits ihrer eigenen politischen Ansichten eine Namensbenennung rational, ausgewogen und historisch stichhaltig zu begründen. Der Diskurs dabei zwischen den Experten wird so zum Teil des gesellschaftlichen Geschichtsdiskurses. Die Debatten über die „Hindenburg"-Benennungen und -Ehrenbürgerschaften in der jüngsten Vergangenheit wären dafür nur ein Beispiel.[75] Aber auch der „17. Juni" eignet sich dafür. Der Berliner Senat im Verbund mit einem Bezirksparlament bereitet zum Beispiel die Umbenennung einer Straße nach einem angeblichen Streikführer vor. Dieser Mann mußte in der Tat im Zuchthaus hart büßen. Nur, er versuchte die Streikbewegung eher einzudämmen und zu verhindern als sie sich entfalten zu lassen. In der Projektion des MfS und der SED aber ist dieser Mann zu einem „Streikführer" gemacht worden, der er nicht war. Den Tip für diesen Namenspatron bekam die verantwortliche Senatsverwaltung von einem „Experten", der sich mindestens in diesem Punkt irrte. Zugleich aber kam es bislang nicht zu einem öffentlichen Disput über dieses Vorhaben, so daß es der Senatsverwaltung auch leicht fällt, alle Einwände und skeptischen Vorbehalte abzuwehren. Das wird sie aber nicht mehr tun können, wenn es zur vorgesehenen Umbenennung kommt und sich dann Sachverständige zu Wort melden. Diese – zunächst einmal prognostizierte Debatte – wird auf einem unvermuteten Feld nicht nur die entsprechende Person thematisieren, sondern den „17. Juni" überhaupt. Und zwar aus einer personalen Perspektive, die bislang eher randständig blieb. Zugleich aber wird der „17. Juni" einer generellen Debatte ausgesetzt, die erneut nach Dimensionen, Zielen und Folgen fragen muß, um die Diskussion zwischen Experten für die Gesellschaft zu übersetzen und sie transparent zu machen.

Zu jeder Art von Erinnerung gehört die Legende. Sie ist geradezu eine unverzichtbare Basis von gesellschaftlicher Erinnerung und kollektivem Gedächtnis. Historiker zerstören ja nicht nur Legenden, auch um neue zu konstruieren, sie beschäftigen sich auch vorzugsweise mit Legendenbildung. Der „17. Juni" bietet dafür ein reichhaltiges, aber bislang kaum entdecktes Reservoir. Vor einigen Jahren erschien ein Buch, in dem sich „Zeitzeugen" mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen im Juni 1953 zu Wort meldeten.[76] Wenn man einmal davon absieht, daß die Zeitzeugen einseitig ausgewählt worden waren und fast durchgängig zum die DDR verteidigenden Diskurs zu rechnen sind, fiel besonders ins Auge, daß eine ganze Reihe von Beiträgen Erlebnisse als selbsterlebt und -erfahren wiedergab, obwohl Fachleute längst belegt hatten, daß diese Vorgänge nicht oder so nicht stattgefunden hatten und daß sie der nachträglichen Konstruktion der SED-Machthaber entsprungen waren. Nun wäre es aber freilich viel zu simpel, einfach zu behaupten, diese Zeitzeugen reproduzierten bewußt die SED-Deutung. Es ist

74 Vgl. dazu den Essay von Hartmut Boockmann, Alte Straßen, neue Namen, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Jg. 45 (1994), H. 9, S. 579–591.

75 Dazu eine Vielzahl von Beiträgen in den wichtigsten deutschen Tageszeitungen im Februar und März 2003.

76 Vgl. Spurensicherung (Anm. 47); dazu meine Kritik in: *IWK*, Jg. 36 (2000), H. 1, S. 147–149.

komplizierter: Sie eigneten sich aller Wahrscheinlichkeit nach diese Propaganda so an, daß sie verinnerlicht zur eigenen Erfahrung umgedeutet worden ist. Zum Problem wird dieser Befund aber nicht in diesem Beispiel, sondern wenn man es in die Gesellschaft überträgt. Denn es wäre naiv anzunehmen, die einstige Propaganda wirke außerhalb dieser früheren systemtreuen Kreise nicht nach. Wir kennen das aus der Post-Faschismus-Zeit ebenso wie aus der Zeit seit 1989. Heinrich August Winkler plädierte energisch dafür, die zwei deutschen Geschichtskulturen, die sich nach 1945 bis 1989 herausbildeten, ernst zu nehmen, sich mit ihnen aber nicht abzufinden. „Mit Blick auf das, was wir vom einstigen Geschichtsdeutungsmonopol der SED noch heute nachwirken sehen, sollte die Maxime gelten: Wir müssen diese Wirkungen ernstnehmen und uns mit ihnen auseinandersetzen."[77] Dem ist nicht zu widersprechen, allerdings ist etwas hinzuzufügen, was Winkler beinahe prononciert ausschließt: nämlich daß die SED-Geschichtsdeutung auch im westlichen Teil der Bundesrepublik nachhaltige und ernsthafte Spuren hinterlassen hat. Wiederum ist der „17. Juni" ein Beispiel. War es wirklich nur Teil der originären politischen Kultur Westdeutschlands, daß der „17. Juni" in den siebziger und achtziger Jahren immer mehr zum Datum angeblicher Kalter Krieger verkam? Lag es wirklich nur an der politischen Inszenierung im Westen, daß der „17. Juni" als Gedenkort bestimmten politischen Richtungen überlassen worden ist? Oder wirkten nicht in einem weitaus höheren Maße als es die bundesdeutsche Gesellschaft wahrnehmen will Einflußfaktoren, die bewußt und – noch viel dramatischer – unbewußt, partiell, leise und nur schwer bestimmbar von den SED-Geschichtsdeutungen beeinflußt waren? Es spricht vieles dafür, insbesondere bei der Diskreditierung von „Freiheit und Einheit" als Schlagworten, die den Aufstand prägten und die zugleich den Geruch von Entspannungsfeindlichkeit trugen.

Wenn man nun konstatiert, daß der „17. Juni" zu den zentralen Ereignissen in den letzten 200 Jahren deutscher Geschichte und als massenhafte Freiheitsbewegung für „Freiheit und Einheit" zu den demokratischen Glanzpunkten der deutschen Geschichte zählt, stellt sich nicht mehr nur die Frage, wie der Historiker seiner Verantwortung gerecht wird, diesen Stellenwert auch gesellschaftlich zu vermitteln und mit im deutschen Erinnerungskanon zu verankern. Es erhebt sich auch das Problem, ihn als Teil in die europäische Erinnerungskultur einzuführen. Der Aufstand steht da noch nicht. Auch deshalb nicht, weil kaum bestimmt ist, was die „europäische Erinnerungskultur" sei. Setzt sie sich aus nationalen Bausteinen zusammen oder prägt sie Muster aus, die wiederum die nationale Erinnerungskultur strukturieren sollen, oder konstituiert sich ein gemeinsames Bild, das Europa zum historischen Fixpunkt macht? Angenommen, die letzte Überlegung scheidet von vornherein aus, steht für den deutschen Beitrag dennoch die Frage, was soll wie Bestandteil werden, wie kann sich vor allem etwas neben der NS-Zeit, die für die meisten nichtdeutschen Europäer zunächst bezogen auf Deutschland primär ist, behaupten.

77 Materialien der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit" (13. Wahlperiode des Deutschen Bundestages). Hrsg. vom Deutschen Bundestag, Baden-Baden 1999, Band VIII/1, S. 92.

Der „17. Juni" hätte gute Chancen, verankert zu werden. Und dies aus mehreren Gründen. Prinzipiell erstens, weil er eine revolutionäre Volksbewegung für den demokratischen Verfassungsstaat darstellte. Zweitens, weil er vor dem Hintergrund einer Diktatur Grenzen zu überwinden beabsichtigte. Drittens, weil er in vielen Staaten vergleichbare Pendants kannte bzw. ihm viele folgten. Viertens, weil er belegt, daß es trotz übermächtig wirkender Erscheinungen immer und überall lohnt, die Würde des Einzelnen zu verteidigen und zu behaupten. Und fünftens, darin liegt retrospektiv seine besondere Suggestionskraft, weil er im Verbund mit anderen nationalen Erhebungen und Entwicklungen schließlich eine unverhoffte und späte Vollendung 1989/90 im gesamten kommunistischen Machtbereich Europas fand.

# Der 17. Juni 1953 in Stalinstadt und Fürstenberg/Oder im Spiegel der Gerichtsakten

**Von Günter Fromm**

Am „Schwerpunkt Nr. 1" des ersten Fünfjahrplans, wie die SED den Neubau eines Eisenhüttenkombinats (EKO) sowie einer Stadt für die Hüttenwerker bezeichnete (Werk wie Stadt wurden im Mai 1953 nach Stalin benannt), waren bis zum Juni 1953 schätzungsweise 20000 Menschen beschäftigt: als Transport-, Bau- und Montagearbeiter in einer Vielzahl von Baubetrieben sowie als Angestellte und Produktionsarbeiter im EKO und im Hüttenzementwerk Ost (HZO). Der Konflikt begann dort am 16. Juni mit einem Bummelstreik der Hafenarbeiter im Neuen Hafen und erreichte am Nachmittag des 17. Juni seinen Höhepunkt im Marsch einiger hundert Bauarbeiter von Stalinstädter Baustellen in die Nachbarstadt, wo sich zwischen fünf und sechs Uhr annähernd 2000 Personen, darunter nun auch viele Fürstenberger, vor dem Rathaus versammelten, in dem u.a. die SED-Kreisleitung untergebracht war. Provoziert durch das Verhalten der im gleichen Haus tätigen Offiziere der Kasernierten Volkspolizei drang in das Gebäude eine Gruppe junger Männer ein, die dort handgreiflich wurden. Dabei gab es zwar Sachbeschädigungen, doch kam kein Mensch erheblich zu Schaden, und dem nach kurzer Zeit eintreffenden Kommando der Schutzpolizei sowie einer kleinen motorisierten Abteilung der Sowjetarmee gelang es rasch, diese Hausbesetzung und auch die Kundgebung auf dem Marktplatz zu beenden.[1] In den beiden größten Betrieben, EKO und HZO, gab es keinen Streik, und auf den bestreikten Baustellen wurde die Arbeit am 18. oder 19. Juni wieder aufgenommen.[2] Dennoch zogen diese Geschehnisse eine ganze Reihe von Strafprozessen nach sich.

Am 17. Juni und in dessen Folge wurden hier mindestens 97 Personen festgenommen. Wie sich aus Unterlagen ergibt, die der Staatssicherheitsdienst aufbewahrte, erhob die Staatsanwaltschaft gegen 31 der Verhafteten Anklage. Demnach wären 66 Personen ohne Haftbefehl bzw. Anklage wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Zu Freiheitsstrafen im Gesamtumfang von 47 Jahren und drei Monaten verurteilte der 1. Strafsenat des

1 Siehe die ausführlichen Darstellungen: Jochen Černý, Stalinstadt im Juni '53, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 40 (1998), H. 1, S. 3–15; Günter Fromm, Nieder mit der Regierung! Der 17. Juni in Stalinstadt und Fürstenberg/Oder, in: Eisenhüttenstadt – „Erste sozialistische Stadt Deutschlands", Berlin 1999, S. 138–148; Vgl. das Protokoll des Zeitzeugengesprächs, in: Eisenhüttenstädter Lesebuch. Hrsg. von Dagmar Semmelmann, Gudrun Prengel und Ursula Krüger, Berlin 2000, S. 56–74. – Vgl. auch Volker Koop, Der 17. Juni 1953. Legende und Wirklichkeit, Berlin 2003, mit fehlerhaften Angaben über diese Vorgänge (S. 97 f. und 101) sowie mit der Wiedergabe einer bislang unveröffentlichten Rede, die Minister Fritz Selbmann nach dem 17. Juni in Stalinstadt hielt (S. 376–381).

2 Vgl. die Oral-history-Studie von Dagmar Semmelmann, „Schauplatz Stalinstadt/EKO". Erinnerungen an den 17. Juni 1953, Potsdam 1993. Zur Weigerung der Hochöfner, sich am Streik zu beteiligen, insbes. S. 6–10. – Die Zurückhaltung der Hochöfner blieb nicht ohne Einfluß auf die Arbeiter in anderen Betrieben. Vgl. Jochen Černý, „Mitgliederversammlung am 18. 6. 1953 infolge Streiks". Protokoll, Rapport und Kommentar, in: Befremdlich anders. Leben in der DDR. Hrsg. von Evemarie Badstübner, Berlin 2000, S. 142–150, insbes. S. 148.

Bezirksgerichts Frankfurt (Oder) in zehn Prozessen insgesamt 26 Personen. – Soweit das die überlieferten Akten[3] sowie damals veröffentlichte Berichte zulassen, sollen die Prozesse im folgenden ausgewertet werden.

Im ersten Verfahren beantragte die Bezirksstaatsanwaltschaft bereits am 19. Juni, neun Personen „richterlich zu vernehmen und Haftbefehle gegen sie zu erlassen". Gegen vier davon wurde am 22. Juni vor dem 1. Strafsenat des Bezirksgerichts Frankfurt (Oder) Anklage erhoben. Zwei Tage später erging das Urteil.[4] Dieses Tempo entsprach einem Beschluß des Politbüros der SED, demzufolge die Aburteilung von sogenannten Provokateuren am 21. Juni beginnnen sollte.[5] Doch kommt hier zuerst ein Prozeß zur Darstellung, den dieser Strafsenat am 25. Juni entschied. So entsteht ein klareres Bild vom Geschehen vor dem Fürstenberger Sitz der SED-Kreisleitung sowie in diesem Gebäude.

Hauptangeklagter war der Brigadier Werner Unger, der mit weiteren vier Angeklagten der Organisation „Dienst für Deutschland" angehörte, deren im Februar 1953 festgelegte Auflösung erst im Sommer zum Abschluß kam. Ein weiterer Angeklagter arbeitete in der Bau-Union Stalinstadt. Zwei waren im Eisenhüttenkombinat beschäftigt, der eine als Transportarbeiter, der zweite als Hochöfner. Die Angeklagte Ballnow war Sachbearbeiterin in der staatlichen Handelsorganisation (HO).[6]

Johanna Ballnow sowie ein weiterer Angeklagter waren bereits am 17. Juni vor der SED-Kreisleitung festgenommen worden und saßen seit dem 18. in der Frankfurter Untersuchungshaftanstalt. Der Anklageschrift zufolge lief Johanna Ballnow am 17. zunächst mit einer Kollegin „neben dem Demonstrationszug her", folgte dann den Demonstranten, die auf dem Marktplatz in die Kreisleitung eindrangen und beschimpfte dort einen der Mitarbeiter. Als sie das Gebäude wieder verlassen hatte, wurde sie von zwei Polizisten dazu aufgefordert, „mitzukommen, was sie jedoch ablehnte". Sie „hielt sich am Gitter fest und rief der Menge zu, daß sie die Kumpels befreien sollten [...]. Mit Gewaltanwendung musste die Angeklagte abgeführt werden."[7]

Ungers Festnahme erfolgte am 20. Juni in Frankfurt. Dem „Bericht über die Vorfälle am 17. 6. 53 in Fürstenberg" zufolge, den eine Angestellte der SED-Kreisleitung bald danach anfertigte, war der Brigadier „bei dem angeblichen Verhandeln mit uns bei den Dreien dabei", die sich – vergeblich – darum bemühten, einen Parteifunktionär dafür zu gewinnen, daß er zu der Menschenmenge sprach, die sich vor dem Haus versammelte. Der Zufall wollte es, daß diese Angestellte den Brigadier drei Tage danach in der Bahn

3 Die in der Außenstelle Frankfurt (Oder) der Behörde der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (künftig zitiert: BStU) ausgewerteten Akten, zumeist Anklageschriften sowie Urteilsbegründungen, werden im weiteren wie folgt zitiert: BStU, Außenstelle, Aktennummer, Seite. – Die Auswertung erschwert es, daß hier nicht nur, wie üblich, Personennamen geschwärzt wurden, sondern darüber hinaus auch einige Zeit- und Ortsangaben. Mit hinreichender Sicherheit können nur jene Namen genannt werden, die damals in die Presse kamen. Ansonsten werden die Angeklagten hier mit ihrem Beruf bezeichnet.

4 BStU, ASt Franfurt (Oder), 111/53.

5 Siehe Falco Werkentin, Politische Strafjustiz in der Ära Ulbricht, Berlin 1995, S. 122.

6 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 97/53, Bl. 141 f.

7 Ebd.

nach Frankfurt sah und wiedererkannte.[8] Der Festnahme auf dem Bahnhof folgte seine Einlieferung in die Untersuchungshaftanstalt der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit in der Frankfurter Großen Oderstraße Nr. 67.[9]

Unger, so heißt es in der Anklageschrift, sei bei den „Ausschreitungen als Anstifter in Erscheinung getreten". Er habe die verleumderischen Parolen gegen unsere Regierung unterstützt. Als der Demonstrationszug auf dem Marktplatz eintraf, „riß Werner Unger das Straßenpflaster auf und veranlaßte die Menge, mit Steinen gegen das Gebäude der SED-Kreisleitung vorzugehen. Er war einer der ersten, der bei dem Sturm auf das Gebäude dabei gewesen ist. Mit einem Stein bewaffnet, drang er in das Gebäude ein, schlug einen VP-Angehörigen nieder, der durch die Wucht des Angriffs zusammengebrochen ist. Er zerschlug Einrichtungen im Gebäude, erbrach Türen und vernichtete Akten, wobei er dieselben aus dem Fenster auf die Straße warf."[10] – Auch die anderen Beschuldigten hätten provokatorische Forderungen erhoben und sich aktiv an den Verwüstungen im Parteihaus beteiligt.[11] Einer von ihnen wäre auch an der Zerstörung der Karl-Marx-Pyramide auf dem Marktplatz beteiligt gewesen.[12]

Wie die Staatsanwaltschaft feststellte, war außer dem 44jährigen Transportarbeiter keiner der Angeklagten älter als 19 Jahre. Den 16jährigen Manfred Nacke ausgenommen, entstammten sie alle Arbeiterfamilien und waren selbst Arbeiter. Über den Hochöfner heißt es, er hätte 1940 bis 1948 die Volksschule besucht, wäre 1949/50 bei einer sowjetischen Einheit als Arbeiter beschäftigt worden, anschließend Betonarbeiter bei der Bau-Union gewesen und 1952 ins Eisenhüttenkombinat gekommen. Seit 1950 sei er Mitglied der FDJ und seit 1953 Mitglied des FDGB. Brigadier Unger war erst 18 Jahre alt. Von 1941 bis 1948 hatte er die Volksschule besucht und danach das Dreherhandwerk erlernt. 1953 war er zum „Dienst für Deutschland" gegangen und als Schachtarbeiter nach Fürstenberg/Oder gekommen.[13]

In der Zeitung „Neuer Tag" wurde die Frage erörtert: „Was trieb diese Jungen zu derartigen Provokationen? Der Schlüssel dazu ist schnell gefunden. Mangelnde Sorge um unsere Jugend sowohl von der Grundeinheit der Freien Deutschen Jugend im Eisenhüttenkombinat J. W. Stalin und bei der Bau-Union, als auch von den Grundorganisationen der Partei. Die schlechten Vorbilder waren stärker als die guten. Der gesunde Drang dieser Jungen, etwas zu erleben, tätig zu sein, endete, weil dieser Drang durch schlechte Erziehung und ungenügende Sorge in falsche Bahnen gelenkt wurde, auf der Anklagebank." Doch befreie sie dies nicht von ihrer Schuld. „Etwas anders liegt die Sache bei Unger [...]. Durch sein Verhalten hat er die Jugendlichen seiner Brigade ermuntert, es ihm gleichzutun. Darum traf ihn auch die ganze Schwere des Gesetzes [...]."[14]

8 Die Wiedergabe dieses Berichts bei: Günter Fromm, Die Planung, der Aufbau und die Entwicklung Stalinstadts (Eisenhüttenstadts) von 1950–1955, Diplomarbeit, Berlin 1981, Anhang, S. 48 f.

9 In einem vormaligen Zellentrakt des gleichen Gebäudes, heute Collegienstraße 10, ist seit dem 17. Juni 1994 die Gedenk- und Dokumentationsstätte „Opfer politischer Gewaltherrschaft 1933–1989" untergebracht.

10 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 97/53, Bl. 145.

11 Ebd., Bl. 61.

12 Ebd., Bl. 145.

13 Ebd., Bl. 143.

14 *Neuer Tag. Organ der Bezirksleitung Frankfurt (Oder) der SED*, 27. 6. 1953, S. 2.

Die Anklageschrift ordnete das „faschistische Abenteuer in Fürstenberg/Oder" in eine republikweite „Aktion gegen die friedliebende Bevölkerung" ein. „Unter dem Vorwand des Streiks mit wirtschaftlichen Forderungen wurde diese Aktion inszeniert und die Menge zum offenen Aufruhr aufgewiegelt. Hierzu haben besonders Jugendliche beigetragen, die durch Verhetzung des RIAS und die Einwirkung eingeschleuster Agenten zu willigen Werkzeugen der westlichen Kriegstreiber geworden sind. [...] Besonders erkennbar ist es bei den Beschuldigten [es folgen vier geschwärzte Namen], daß ihr Auftreten bei den Ausschreitungen einen betont faschistischen Charakter trägt."[15]

Schon am 18. Juni war der Aufstand im SED-Zentralorgan „Neues Deutschland" zum Ergebnis einer „großangelegten Provokation" der „Kriegstreiber in Westdeutschland und Westberlin" erklärt worden. Die von ihnen unterhaltenen „faschistischen Agenturen" hätten „Hunderte und Tausende von Provokateuren" in die DDR entsandt. Indem die Justiz dieser Sprachregelung folgte und den Arbeiterprotest als faschistisch deklarierte, verschaffte sie sich die Möglichkeit, nach Direktiven und Befehlen des Alliierten Kontrollrats sowie der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland zu urteilen. So wurde Werner Unger nicht nur nach dem Artikel 6 der DDR-Verfassung, sondern auch nach der Kontrollratsdirektive 38 zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Für die anderen Angeklagten kamen der § 125 (Landfriedensbruch) und bei einigen auch der § 113 des Strafgesetzbuchs (Widerstand gegen die Staatsgewalt) zur Anwendung. Es wurden verurteilt: Horst Noack, Karl-Heinz Schumann, Horst Hylski und Johannes Kegel zu jeweils drei Jahren, Harald Figura zu zwei Jahren und Johanna Ballnow zu einem Jahr Freiheitsentzug. Für den 16jährigen Manfred Nacke wurde Heimerziehung angeordnet.[16]

In diesem wie in anderen Prozessen ging es hauptsächlich um den sogenannten Sturm auf die SED-Kreisleitung.[17] Doch blieb dabei der Anlaß unerwähnt. Der dürfte im Verhalten von Offizieren der Kasernierten Volkspolizei (KVP) zu suchen sein, die im gleichen Gebäude eine Registrierstelle unterhielt (quasi die Vorläuferin eines Wehrkreiskommandos). Erst in einem der folgenden Prozesse war davon die Rede. Ein Bauarbeiter aus der Bau-Union Stalinstadt (der Name wurde geschwärzt) hatte einen fotografierenden Offizier am Fenster erblickt und die Menge aufgefordert: „Holt den Fotoapparat herunter!" Wie es in der Anklageschrift vom 24. Juni heißt, begannen die Umstehenden „aufgrund dieser Aufforderung, mit Steinen und Knüppeln die Fensterscheiben zu zerstören und in das Haus einzudringen".[18]

Der Bauarbeiter wurde noch auf dem Marktplatz verhaftet und in die U-Haftanstalt der Frankfurter MfS-Bezirksverwaltung transportiert. Erschwerend kam bei der Untersuchung seines Falles hinzu, daß er angeblich „Nieder mit Pieck und Konsorten!"

15 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 97/53, Bl. 146.

16 Siehe Anm. 14. – Der neunte, in den MfS-Akten natürlich geschwärzte Name fehlt auch in diesem Zeitungsbericht.

17 Der „Märkischen Oder-Zeitung" (Frankfurt/Oder) vom 12./13. 4. 2003 zufolge soll am Fürstenberger Rathaus im Juni 2003 eine Gedenktafel angebracht werden: eine 60 mal 50 Zentimeter große, schwarze Granitplatte, über deren Aufschrift zum Zeitpunkt der Abfassung des vorliegenden Beitrags allerdings noch nicht entschieden worden war.

18 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 98/53, Bl. 16.

und „Haut die Polizei nieder!" gebrüllt hatte. „Beschämend ist, daß Menschen wie der Beschuldigte, die der Arbeiterklasse entstammen, Verrat an dieser verübten und selbst zu Rädelsführern der Provokationen wurden". Für die Verbrechen und Vergehen nach § 125 StGB wurde der Bauarbeiter am 26. Juni zu einem Jahr und vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Sein Pflichtverteidiger legte dagegen Berufung ein und berief sich dabei auf das Zeitungsinterview, in dem Justizminister Max Fechner erklärt hatte, es dürften „nur solche Personen bestraft werden, die sich eines schweren Verbrechens schuldig machten". Der Verteidiger erreichte damit nichts, der Justizminister kam selbst für fast drei Jahre ins Gefängnis,[19] und der Bauarbeiter wurde 1954 zwei Monate vorfristig entlassen. Doch teilte die VP-Bezirksbehörde Frankfurt der Bezirksstaatsanwaltschaft mit: „Das Vollstreckungsheft legen wir bis 1. 1. 1985 weg."[20]

Die Vorgänge auf dem Marktplatz und insbesondere der Hergang der kurzen Hausbesetzung lassen sich besser rekonstruieren, wenn außer dem bereits genannten Bericht einer Mitarbeiterin der SED-Kreisleitung auch die „Analyse über die Entstehung und der [sic!] Entwicklung des faschistischen Abenteuers im Kreis Fürstenberg/Oder am 17. Juni 1953" herangezogen wird, die im Sekretariat der Kreisleitung am 26. Juni niedergeschrieben wurde, sowie ein von der SED-Bezirksparteikontrollkommission angefertigter „Bericht über die Vorgänge", datiert auf den 20. Juli.[21] – Diesem Bericht sind Name und Dienstgrad des in der Anklageschrift vom 24. Juni erwähnten „fotografierenden VP-Angehörigen" zu entnehmen: Hauptmann Hettwer. Die Kontrollkommission hielt kritisch fest: „Er stellte sich ans Fenster und fotografierte offen die Menge auf dem Marktplatz. Sein Verhalten wirkte provozierend auf die Menge."[22]

Was dem vorausgangen war, stellte das Sekretariat der SED-Kreisleitung folgendermaßen dar. Es habe „den feindlichen Charakter der Demonstration" erst um 17.30 Uhr erkannt, „als sie vor dem Parteihaus Aufstellung nahm" und die Demonstranten „Losungen wie z. B. ‚Nieder mit der Regierung', ‚Wir unterstützen Berlin', ‚Wir wollen freie Wahlen', ‚Schmeißt die Pollacken aus Deutschland raus'" riefen und „faschistische Lieder wie ‚Siehst Du im Osten das Morgenrot' sangen".[23] Als einen der Rädelsführer machte das Sekretariat den vormaligen SS-Obersturmführer Fritz Soche namhaft,[24] der in den vom MfS aufbewahrten Prozeßakten jedoch nicht auftaucht. Die Demonstranten schickten sodann „eine Abordnung ins Parteihaus und verlangten, daß die führenden Funktionäre auf den Marktplatz kommen sollen, um öffentlich zu sprechen". Der 1. Kreissekretär wollte sich in Frankfurt rückversichern, erhielt aber vom 1. Bezirkssekretär, Gerhard Grüneberg, die „Weisung", nicht zu sprechen. Sie „wurde von uns eingehalten. Daraufhin versuchte man, uns zu provozieren, indem man die Parteifunktionäre

19 Siehe Werkentin (Anm. 5), S. 144 und 147.

20 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 98/53, Bl. 41.

21 Beide Papiere befinden sich im Brandenburgischen Landeshauptarchiv, Rep. 731, SED-Kreisleitung Fürstenberg, IV/4/07/482, unfol.

22 Ebd., Bericht vom 20. 7. 1953, S. 9.

23 Ebd., Analyse vom 26. 6. 1953, S. 4. – Bei dem hier angeführten Lied (sein Refrain lautet „Volk ans Gewehr!") handelt es sich tatsächlich um eines der populärsten Nazi-Lieder, das auch von Pimpfen, halben Kindern also, viel gesungen wurde.

24 Ebd., S. 5.

beschimpfte und gegen sie hetzte. Daran beteiligte sich auch ein [...] Mitglied unserer Partei, und zwar Alfred Edler, Lehrer in der Stalinstadt. Die Menge wurde von den Provokateuren zum Sturm auf das Parteigebäude aufgefordert."[25] – Der weiter oben zitierten Anklageschrift zufolge, ging dem „Sturm" die im Kreisleitungsbericht nicht erwähnte Provokation durch den fotografierenden KVP-Mann voraus. Im Gebäude kam es zum Handgemenge, als die eingedrungenen Bauleute die Herausgabe des Films erzwingen wollten und von einem anderen Offizier mit der Pistole bedroht wurden, die ihm ein Jugendlicher schließlich entwand.

Dieser Sechzehnjährige, der (mit drei Arbeitskollegen) zunächst wegen anderer Delikte belangt worden war, mußte sich in einem zweiten Prozeß, der erst am 23. Februar 1954 stattfand, auch für Straftaten verantworten, die er am 17. Juni 1953 begangen hatte. Er geriet eher zufällig in den Demonstrationszug hinein, rief mit allen anderen: „Wir unterstützen Berlin!" und „Wo ist der Mann mit dem Spitzbart?", riß Plakate von den Häuserwänden ab und griff sich dann eine Latte oder einen Knüppel. Auf dem Marktplatz angelangt, zerstörte er das Glasschild mit der Aufschrift „SED-Kreisleitung", zerschlug dann eine Fensterscheibe, stieg durch das Fenster und lief in den ersten Stock. Als er dort einen Polizeioffizier sah, schlug er auf diesen ein. Er „will dann die Waffe dem V.P.-Offizier entwendet und diese auf seiner Flucht in den Kanal geworfen haben".[26] – Unter Berücksichtigung der sittlichen und geistigen Entwicklung des Angeklagten sah das Gericht von einer Bestrafung nach Kontrollratsdirektive 38 und Artikel 6 der Verfassung ab und ordnete Heimerziehung an. „Die Kosten des Verfahrens werden der Staatskasse auferlegt."[27]

Im eigentlich ersten Prozeß war der Hauptangeklagte ein Ingenieur aus dem Eisenhüttenkombinat: Ernst Rämsch. Die Namen der Mitangeklagten, eines Elektromonteurs, eines Zimmermanns und eines Möbeltischlers, sind uns nicht bekannt. – Rämsch entstammte einer im Kreis Löbau ansässigen Bauernfamilie. Die von ihr bewirtschaftete Fläche wurde vom Gericht mit 34 Hektar beziffert und als großbäuerlich eingestuft. Nach dem Abschluß der Volksschule besuchte er zwei Jahre die Handelsschule, erlernte von 1935 bis 1938 das Schlosserhandwerk, wurde danach zunächst zum Reichsarbeitsdienst und dann zu einer Luftwaffeneinheit einberufen, wo er beim Bodenpersonal Dienst tat. 1942 begann er mit dem Studium an einer Ingenieurschule, die er wegen des Krieges mit einem Notexamen vorzeitig verlassen mußte. Im Hüttenwerk arbeitete er als Ingenieur, zuletzt im Montagebüro und wurde mehrmals mit Prämien sowie als Bestarbeiter ausgezeichnet. Vor 1945 parteilos, war Rämsch im Januar 1949 der SED beigetreten, 1951 oder 1952 aber wieder ausgetreten,[28] was er dem MfS-Vernehmer wie folgt erklärte: „Ich hatte vor allem mit dem damaligen 1. Sekretär [der Betriebsparteiorganisation] Kurt Lindner und dem Aufbauleiter Otto Ringel Differenzen über technische Termine, da dieselben meiner Meinung nach zu kurzfristig waren. Hierzu möchte ich noch bemerken, dass ich zu dieser Zeit verantwortlich für den Bau der ersten 3 Hochöfen war."[29]

25 Ebd., S. 4.
26 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 122/53, Bl. 222.
27 Ebd., Bl. 223.
28 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 111/53, Bl. 100 f.
29 Ebd., Bl. 13.

Der sogenannte Tathergang stellte sich dem Gericht wie folgt dar. Am Morgen des 17. Juni hatte Rämsch bei einem Telefonat mit einem Kollegen vom Zentralen Konstruktionsbüro erfahren, daß in Berlin gestreikt wurde. Als sich später in der Nähe des Hochofens V eine größere Menschenmenge sammelte und zur Demonstration formierte, schloß er sich an. Im Demonstrationszug auf dem Fürstenberger Marktplatz angekommen, gehörte auch Rämsch zu denen, die in die SED-Kreisleitung eindrangen. „Im ersten Stockwerk traf er mit dem Parteisekretär Kurt Sydlik zusammen, ging auf denselben zu, fasste ihn am Rockaufschlag und forderte ihn auf, die Parteiunterlagen, insbesondere Parteidokumente und Personalunterlagen, herauszugeben." Diese Forderung wiederholte er zweimal in immer „schärferem Ton". Als dann die Volkspolizei erschien, „ließ er von seinem Vorhaben ab und begab sich nach Hause".[30] – Später hieß das in der Betriebszeitung: Rämsch „hetzte irregeleitete Arbeiter auf, das Haus der Partei in Fürstenberg/Oder zu zerschlagen, riß Losungen des Friedens und der Einheit von den Wänden, versuchte, sich in den Besitz von Parteidokumenten zu bringen, und rief zum Mord an Arbeitersöhnen auf".[31]

Die Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit schrieb in ihrem Schlußbericht über Rämsch: An dem „von den imperialistischen Kriegshetzern in Szene gesetzten Tag X" habe er „seine feindliche Einstellung gegenüber der DDR und dem Weltfriedenslager" gezeigt. „Alle ehrlichen und friedlichen Menschen unserer DDR verlangen mit Recht, daß solche Banditen [...] vom Höchstmaß der Strafe getroffen werden müssen."[32]

Dem Elektromonteur wurde u. a. angelastet, er hätte sich am Beifall beteiligt, „als ein angeblich Unbekannter zu den Demonstranten sprach" und „erklärte, daß gesamtdeutsche freie und geheime Wahlen durchgeführt werden sollen, daß sofort alle politischen Häftlinge freigelassen werden müssen und daß die Regierung der DDR abgesetzt werden müßte". Der Redner hätte zu verbrecherischen Handlungen aufgewiegelt.[33] Am stärksten belastete es den Elektromonteur, daß er an dem Versuch beteiligt war, in die KVP-Registrierabteilung einzudringen (wegen der hier nicht erwähnten Provokation), wobei er einen Offizier „tätlich bedrohte".[34]

In Hinblick auf den Zimmermann ergab die Untersuchung: „An den Rufen, welche eine üble Hetze gegen die DDR zum Inhalt hatten, will er sich angeblich nicht beteiligt haben. Dieses kann auf keinen Fall den Tatsachen entsprechen." Auch er wäre in die SED-Kreisleitung eingedrungen – ohne sich dort aber an „verbrecherischen Aktionen" zu beteiligen. Doch hätte er später an einem Versuch teilgenommen, „die von der Volkspolizei festgenommenen Verbrecher zu befreien. Durch das Eingreifen der Volkspolizisten und Sowjetbürger wurde dieser Angriff allerdings vereitelt."[35]

30 Ebd., Bl. 102.
31 *Unser Friedenswerk*, 20. 8. 1953.
32 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 111/53, Bl. 118.
33 In den derzeit bekannten Prozeßakten kommt ansonsten kein solcher „angeblich Unbekannter" vor. Ob eine derartige Rede überhaupt gehalten worden war, und wenn, dann von wem, das wurde damals wohl nicht ermittelt, noch konnten es spätere Nachforschungen klären.
34 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 111/53, Bl. 119.
35 Ebd., Bl. 120.

Dem Möbeltischler war nichts von all dem vorzuwerfen. Als aber der Marktplatz geräumt wurde, versuchte er, „die Sowjetbürger und besonders einen Offizier der Sowjetarmee dadurch zu provozieren, indem er diesem ein sehr übles russisches Schimpfwort zurief. Wie er selbst zugibt, wollte er damit seinen Haß, den er gegen die Sowjetmacht hegt, zum Ausdruck bringen." Dadurch hätte er Völkerhaß bekundet und „die Vorbereitungen zu einem 3. Weltkrieg, welche von den imperialistischen Kriegshetzern unternommen werden", unterstützt. „Bemerkenswert ist noch, daß der Beschuldigte Mitglied der sogenannten ‚Baptisten-Gemeinde' ist und deren Veranstaltungen in Westberlin laufend besuchte. Nur eine harte Strafe kann den Beschuldigten für seine verbrecherischen Handlungen treffen."[36]

Am 24. Juni verurteilte der 1. Strafsenat des Bezirksgerichts den Hauptangeklagten Ernst Rämsch „wegen Landfriedensbruch in Tateinheit mit schwerem Hausfriedensbruch und Nötigung" zu drei Jahren Gefängnis, den Elektromonteur sowie den Zimmermann „wegen Landfriedensbruch in Tateinheit mit schwerem Hausfriedensbruch" zu je sechs Monaten und den Möbeltischler wegen Landfriedensbruch zu drei Monaten Gefängnis.[37]

Die in einem weiteren Prozeß Angeklagten, ein 19jähriger Zimmermann sowie ein 18jähriger Maurer von der Bau-Union Stalinstadt, hatten weder an der Demonstration, noch am „Sturm" auf das Rathaus teilgenommen, waren aber in die Auflösung der Kundgebung hineingeraten, als sie aus dem Café Schulz kamen: Als der Angeklagte X „um die Ecke bog, stieß er mit einem V. P.-Angehörigen zusammen", und bei der „nun entstehenden Rempelei" versuchte er, dem Polizisten „die Schulterstücke herunterzureißen und griff ihn tätlich an". Gleichzeitig hatte der Angeklagte Y „einen Zusammenstoß mit einer Volkspolizistin. Er schlug dieser die Mütze vom Kopf und versuchte, ihr die Schulterstücken runterzureißen".[38] – Wie es in der Anklageschrift heißt, haben beide Beschuldigten „die Volkspolizei nicht in ihrer schweren Arbeit unterstützt, sondern sind aktiv für die verbrecherischen imperialistischen Ziele tätig gewesen, sie müssen deshalb einer gerechten Strafe zugeführt werden". Das Gericht folgte dem Antrag der Staatsanwältin und verurteilte am 26. Juni beide Bauarbeiter zu neun bzw. sechs Monaten Gefängnis.[39]

In einem weiteren Fall blieb es beim Ermittlungsverfahren. – Ein am 17. Juni festgenommener Zimmermann von der Bau-Union Stalinstadt[40] schilderte bei seiner Vernehmung am 18. Juni den Zug nach Fürstenberg sowie den Sturm auf die Kreisleitung und erklärte dann folgendes. „Nach ca. ½ Stunde entfernte ich mich mit den beiden Kollegen [geschwärzte Personennamen], um ein Glas Bier in der HO-Gaststätte zu trinken, jedoch fanden wir die Gaststätte geschlossen. Wir begaben uns wieder in Richtung Hauptstraße, und in der Nähe der zerstörten Kirche kam uns ein Herr entgegen, der uns auf die gelben Hemden, die wir anhatten, ansprach [es handelte sich um die von der SED verpönten, weil im Westen hergestellten sogenannten Texashemden]. Er sagte, wir möchten unsere gelben Hemden schnell ausziehen, sonst werden wir verhaftet. Hierauf

36 Ebd., Bl. 123.
37 Ebd., Bl. 99.
38 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 105/53, Bl. 59.
39 Ebd., Bl. 58.
40 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 119/53, Bl. 10.

zogen wir alle gemeinsam an einer Hausecke unsere gelben Hemden aus, weil wir Angst hatten, damit verhaftet zu werden. Kurz darauf wurden wir von der VP festgenommen und in das Parteihaus der SED gebracht. Weil mir vorgehalten wurde, daß meine Angaben nicht der Wahrheit entsprechen und ich mich an den Verwüstungen des Parteihauses beteiligt haben soll, so bestreite ich dieses und gebe als Zeugen meine beiden verhafteten Kollegen an. Ich selbst hielt die angerichteten Zerstörungen in dem Parteihaus für unsinnig."[41] – Gleichwohl wurde ein Ermittlungsverfahren eingeleitet und Haftbefehl erlassen. Doch dem Schlußbericht vom 3. Juli zufolge wurde der Haftbefehl aufgehoben und der Zimmerer nach Stalinstadt entlassen, weil sich „keine Belastungspunkte gegen den Verdächtigen" ergeben hatten.[42]

Einem Angestellten der Bau-Union Stalinstadt erging es da weitaus schlechter. Mit folgender Begründung wurde er am 29. Juni zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. „Trotzdem dem Angeklagten die Beschlüsse unserer Regierung bekannt waren, hat er am 18. 6. vormittags gegen 10.30 Uhr an der Baracke und an der Dreiecksäule der Baustelle [Werkbahnhof] Ziltendorf mit Kreide die Forderungen des RIAS angeschrieben ‚Wir erklären uns solidarisch mit Berlin und fordern freie und geheime Wahlen'. Er wollte damit erreichen, daß Unruhe unter den Arbeitern der Baustelle entsteht, und die Regierung der DDR gestürzt wird." Der RIAS zielte mit seinen Parolen darauf ab, „die Arbeiterklasse zu betrügen und die Kriegshetzer in ihrer Macht zu stärken". Der Angeklagte hätte sich schon vor längerer Zeit, und zwar vom 1. bis zum 4. Dezember 1950 in Westberlin aufgehalten und dort versucht, als politischer Häftling anerkannt zu werden. In der entsprechenden Dienststelle hätte er Fragen u. a. danach beantwortet, wie viele Kasernen in Frankfurt von sowjetischen Truppen belegt wären und wie der RIAS-Empfang in Frankfurt wäre. „Die Handlungen des Angeklagten sind ein Angriff gegen unsere Staats- und Gesellschaftsordnung", mithin „ein Verbrechen gem[äß] Art[ikel] 6 der Verfassung der DDR".[43] – Der Verurteilte legte Berufung ein. Auch er bezog sich auf das oben erwähnte Interview des Justizministers und verwies auf dort angeführte Beispiele: Es hätte Freisprüche gegeben, und selbst ein Rädelsführer wäre nur zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Daher „bin ich m. E. mit 3 Jahren Zuchthaus bei meiner Straftat zu hoch bestraft worden".[44] Doch halfen ihm diese Argumente nicht. Der armamputierte Angestellte wurde erst am 23. Juni 1956 aus der Strafvollzugsanstalt Cottbus entlassen.[45]

Übel erging es auch Walter Danschke. – Der selbständiger Elektromeister mit Werkstatt in der Fürstenberger Philipp-Müller-Straße 7 (seit 1992 wieder Kastanienstraße), hatte am Markt ein Elektrowarengeschäft. Am 17. Juni 1953 war er zunächst dienstlich unterwegs und erst am Nachmittag wieder in Fürstenberg, wurde dann Augenzeuge der Kundgebung auf dem Marktplatz und rief telefonisch auch seinen Geschäftsfreund Oswald Balzer herbei, der als Elektro- und Rundfunkmechanikermeister seine Werkstatt in der Schulstraße hatte.

41 Ebd., Bl. 8 f.
42 Ebd., Bl. 11.
43 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 109/53, Bl. 36.
44 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 211/53, Bl. 17.
45 Ebd., Bl. 37.

Laut Anklageschrift hätten Danschke und Balzer die „Radaubrüder" mit entsprechenden Äußerungen aufgehetzt. Im Urteil wird Danschke mit folgenden, angeblich von ihm geäußerten Aufforderungen zitiert: „Immer feste Jungs, wir helfen noch mit! Soweit hätte es nicht kommen brauchen, sie sind selber schuld!" Und „Nieder mit den Strolchen! Jetzt ist die Zeit gekommen, jetzt werden wir diejenigen sein, die bestimmen!" Balzer hätte in Gegenwart von Demonstranten geäußert, „daß es auf ein paar Scheiben mehr oder weniger nicht ankomme", und damit „die Jugendlichen zu weiteren Ausschreitungen aufgefordert". Als dann sowjetische Soldaten erschienen, hätte Danschke gesagt: Bleibt hier, Jungs, „jetzt kommen die ‚Russen', wir müssen zeigen, wer wir sind!"[46] Zusammenfassend heißt es im Urteil: „Beide Angeklagte haben an dieser öffentlichen Zusammenrottung einer Menschenmenge teilgenommen, indem sie diese durch ihre hetzerischen Äußerungen zu weiteren Ausschreitungen aufstachelten. Sie haben sich daher eines Verbrechens ge[mäß] § 125 Abs. 1 StGB strafbar gemacht."[47]

Das Gericht hielt Oswald Balzer zugute, er hätte sich bis dahin aktiv am Aufbau beteiligt und am 17. Juni nur durch die RIAS-Sendungen zu seinen Äußerungen hinreißen lassen. Da es in ihm keinen „Feind unserer Staats- und Gesellschaftsordnung" sah, hielt das Gericht die Gefängnisstrafe von einem Jahr für hinreichend. Den zweiten Angeklagten beurteilte das Gericht anders: Danschke hätte sich „zwar auch positiv am Aufbau unserer Wirtschaft beteiligt", doch „von der faschistischen Ideologie noch nicht ganz lösen" können. „Dies beweist auch sein Ausschluss aus einer unserer fortschrittlichen Parteien, der CDU, und die vorgefundene faschistische Literatur im Hause."[48]

Walter Danschke war bis 1950 Fraktionsvorsitzender der CDU in der Fürstenberger Stadtverordnetenversammlung sowie im Kreistag Guben gewesen. In der Mitte des Jahres gehörte er zu jenen christlichen Demokraten, die sich energisch gegen die Durchführung der für den 15. Oktober anberaumten Volkskammerwahl mit Einheitslisten der Nationalen Front sträubten, damit im Gegensatz zur Parteiführung um Otto Nuschke standen und deshalb aus der CDU ausgeschlossen wurden. Im Kreis Guben wurde damals ein Flugblatt verteilt, das mit der demagogischen Frage überschrieben war: „Warum sind Deichgräber, Zochert und Danschke Reaktionäre, Kriegshetzer und Agenten des amerikanischen Imperialismus?" Und nach seiner Verhaftung soll einer seiner Gegner gesagt haben: „Jetzt haben wir den Danschke endlich!" – Das Gericht verurteilte Walter Danschke am 23. Juli zu drei Jahren Gefängnis, „um dem Angeklagten sein verwerfliches Tun eindringlichst vor Augen zu führen". Mit Hilfe von Rechtsanwälten unternahm seine Frau zwei Versuche, für ihren Mann Straferlaß zu erreichen. Vergeblich. Er mußte die Strafe bis zum letzten Tag in der Strafvollzuganstalt Bützow-Dreibergen verbüßen.[49]

46 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 102/53, Bl. 82 f.

47 Ebd., Bl. 83.

48 Ebd., Bl. 83.

49 Außer den oben genannten Akten kommen hier Gespräche zur Auswertung, die der Verfasser mit Walter Danschke führen konnte, der noch seine Rehabilitierung erlebte und als 84jähriger im Jahre 2000 starb. Übrigens versicherte er in diesen Gesprächen, die ihm vorgeworfenen Äußerungen nicht getan zu haben. Vgl. die Schilderung aller dieser Vorgänge durch seine Frau: Eisenhüttenstädter Lesebuch (Anm. 1), S. 68–74. Auch in einem Leserbrief an die „Märkische Oderzeitung/Frankfurter Stadtbote", erschienen am 27. 3. 2002, äußerte sich Johanna Danschke über die Verhaftung, Verurteilung und die letzten Lebensjahre ihres Mannes.

Am 24. Juni befaßte sich das Bezirksgericht mit dem Fall des 18jährigen Brigadiers einer Transportkolonne[50], der am 18. Juni vorläufig festgenommen worden war. Im Haftbeschluß der MfS-Bezirksverwaltung Frankfurt (Oder) hieß es: „Er hat Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen betrieben, indem er andere zum Streik aufforderte, um dadurch eine gesetzmäßige Festnahme rückgängig zu machen."[51] – Was war sein „Verbrechen nach Artikel 6 der Verfassung der DDR"?

Laut Anklageschrift hatte er am 17. Juni mit seiner Brigade die Arbeit niedergelegt und an der Demonstration teilgenommen. Als es in Fürstenberg zu Ausschreitungen kam, „wurde[n] diese durch die Volkspolizei aufgelöst. Dabei wurde ein Angehöriger der Brigade des Beschuldigten festgenommen. Am nächsten Tage erhielt er Kenntnis von der Festnahme des [Kollegen X]. Der Beschuldigte hat daraufhin zu den bereits bestehenden provokatorischen Forderungen die Forderung hinzugefügt, dass der festgenommene [Kollege X] befreit werden müsse, da sonst die Arbeit nicht wieder aufgenommen würde. Diese Forderung hat er öffentlich gestellt und damit zu einer ungesetzlichen Weiterführung des Streiks aufgefordert. [...] Der Beschuldigte hat sich durch seine Forderung mit den Vorgaben der westdeutschen Kriegsverbrecher identifiziert und wollte durch seine Drohung mit der Weiterführung des Streiks die Machtorgane zwingen, entgegen den Interessen der Werktätigen zu handeln."[52]

Der Brigadier wurde gemäß § 110 StGB zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt, doch das Oberste Gericht kassierte dieses Urteil wenig später. Zwar hätte der Brigadier öffentlich vor einer Menschenmenge zum Ungehorsam gegen rechtsgültige Verordnungen aufgefordert, doch wären die „Schuld des Täters und die Folgen seiner Handlung [...] gering, so daß das Verfahren gem. § 153 alte StPO einzustellen ist".[53]

Im letzten der Prozesse, deren Unterlagen bislang bekannt wurden, ging es der Sache nach um eine Geldsammlung für die Ehefrau sowie die drei Kinder des am 24. Juni verurteilten Ernst Rämsch. In der Abteilung Hochofenmechanik des Eisenhüttenkombinats (EKS) hatte Meister Faatz am 8. August vorgeschlagen, eine solche Sammlung durchzuführen, und Rolf Ganz, Brigadier in der Jugendschicht dieser Abteilung, hatte bis zu seiner Festnahme am Mittag des 13. August 37,50 Mark gesammelt. Die Festnahme des Brigadiers muß dem Meister rechtzeitig bekannt geworden sein, so daß er fliehen konnte.[54]

„Wir erhielten informatorisch den Hinweis", so heißt es in einem Bericht des Staatssicherheitsdienstes, „daß Paulke, der der Freund des flüchtigen Faatz ist, am Donnerstag, dem 13. 8. 1953, gegen 15.40 Uhr, von der Schlackenkippe des EKS gefahren kam. Weiterhin wurden wir in Kenntnis gesetzt, dass der flüchtige Faatz um 15.00 Uhr von der Schlackenkippe aus angerufen hat. Da wir annahmen, dass Faatz den Paulke angerufen hat, wurde Paulke heute, am 15. 8. 1953, vorgeladen und zeugenschaftlich vernommen. In der zeugenschaftlichen Vernehmung gab er zu, dass Faatz ihn telefonisch

50 Es handelt sich um die Transportkolonne eines der vielen Baubetriebe, die am Aufbau des Hüttenkombinats sowie der neuen Stadt beteiligt waren. Der Betriebsname wurde geschwärzt.

51 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 109/53, Bl. 3.

52 Ebd., Bl. 2.

53 Ebd., Bl. 53.

54 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 143/53, Bl. 93 und 90.

benachrichtigt hat, und er sollte ihm seine Ausweise, die er in seiner Aktentasche im Büro hat, bringen. Paulke nahm die Ausweispapiere des Faatz an sich und fuhr damit zur Schlackenkippe. Hier traf er jedoch den Faatz nicht an. Er nahm die Papiere mit in seine Wohnung und versteckte sie im Bett. Weiterhin vernichtete er die Sammellisten und anderes schriftliches Material, was Faatz in seinem Schreibtisch aufbewahrt hatte. Nach Rücksprache mit dem Chef der Bezirksverwaltung wurde Paulke festgenommen."[55]

Anscheinend war in die von Meister Faatz angeregte Solidaritätsaktion außer dem 27jährigen Ganz und dem 26jährigen Paulke, der als Technischer Zeichner in der gleichen Abteilung arbeitete, niemand einbezogen worden – abgesehen von den Kollegen, deren Namen auf der vernichteten Spendenliste gestanden hatten und bei der Untersuchung auch nicht genannt wurden. – Die Anklage blieb auf Ganz und Paulke beschränkt.

Der 1. Strafsenat des Bezirksgerichts begründete sein Urteil folgendermaßen. „Beide Angeklagten haben durch ihre verbrecherischen Handlungen die westlichen Kriegstreiber unterstützt, die seit Jahren einen neuen Weltkrieg vorbereiten und als Beginn den 17. 6. 1953 vorsahen. Trotz des Scheiterns ihres Putschversuches haben sich die Kriegstreiber damit nicht zufrieden gegeben, sondern versuchen auch weiterhin mit allen Mitteln, unsere Werktätigen und die Bevölkerung ganz Deutschlands gegen die Regierung der DDR und die anderen friedliebenden Länder aufzuhetzen. Sie bedienen sich dazu ausgebildeter Agenten, die sie in unsere DDR einschleusen. Dadurch, daß der Angeklagte Paulke, der Kenntnis von der Flucht des Faatz hatte, dieses verheimlichte und das Beweismaterial verbrannte, hat er die Maßnahmen der Kriegstreiber unterstützt und Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen betrieben. [...] Der Angeklagte Ganz hat ebenfalls dadurch, daß er sich am 17. 6. 1953 provokatorisch betätigte und späterhin eine Geldsammlung zugunsten des verurteilten Provokateurs Rämsch durchführte, Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen betrieben".[56]

Den Angeklagten wurde außerdem zur Last gelegt, „tendenziöse Gerüchte erfunden und verbreitet zu haben, die geeignet sind, den Frieden des deutschen Volkes zu gefährden".[57] Das bezog sich zumindest für einen der Angeklagten auf dessen Stellungnahme „gegen die Oder-Neiße-Friedensgrenze, die nach seiner Ansicht nicht gerechtfertigt ist".[58]

Das Urteil gegen Ganz wurde zudem damit begründet, daß er am 17. Juni nach einer Produktionsberatung die „provokatorischen Forderungen" von Faatz „unterstützte [...], indem er ebenfalls die Freilassung aller politischen Häftlinge, die Gleichheit aller politischen Parteien und Bildung einer Oppositionspartei und Beseitigung der Gleichberechtigung der Frauen, die nach seiner Ansicht an den Kochtopf und nicht in den Betrieb gehören, forderte. Weiterhin sagte er, daß man in der DDR seine freie Meinung nicht äußern könne."[59] – Mit Ausnahme des Angriffs auf die Gleichberechtigung findet sich

55 Ebd., Bl. 29.
56 Ebd., Bl. 94.
57 Ebd.
58 Ebd., Bl. 67.
59 Ebd., Bl. 93.

all das bereits in Berichten über die nach Veröffentlichung des Politbüro-Kommuniqués vom 11. Juni beginnenden Diskussionen. „Aus den Reihen der Parteilosen und besonders auch ehemaliger Sozialdemokraten" sei zu hören, „daß es notwendig sei, eine freie Bildung von beliebigen Parteien zuzulassen, die in Opposition zur SED und zur Regierung treten sollen", so berichtete der 1. Kreissekretär der SED in Stalinstadt am 16. Juni an die Bezirksleitung Frankfurt und nannte in diesem Zusammenhang auch Meister Faatz und Brigadier Ganz.[60]

Noch bevor der Staatssicherheitsdienst seine Arbeit gänzlich getan hatte, startete die SED-Betriebsparteiorganisation des Eisenhüttenkombinats eine Kampagne, die offenkundig allen unangenehmen Fragen zuvorkommen und jede Solidarisierung mit den Verhafteten verhindern sollte. In der von ihr herausgegebenen Betriebszeitung „Unser Friedenswerk" erschien am 20. August ein ganzseitiger Artikel mit der Überschrift „Agenten und Provokateure haben bei uns nichts zu suchen". Damit wurde die Belegschaft von der Parteileitung auf die Versammlung in der Abteilung Hochofenmechanik eingestimmt, die am 21. August stattfand. Darüber berichtete die Zeitung am 25. August unter der Überschrift: „Nur verstärkte Wachsamkeit schützt uns vor Agenten und Saboteuren!"

Die Betriebszeitung stellte zunächst Ernst Rämsch vor. Aus dem Bauernsohn, dessen Eltern, wie das Gericht im Juni festgestellt hatte, 34 Hektar bewirtschafteten, machte die Zeitung den Sohn eines Großgrundbesitzers, eines Junkers, der durch „Bestechungsgelder" verhindert hatte, daß der Sohn „zur faschistischen Wehrmacht eingezogen" wurde. Unter Verleugnung seiner Vergangenheit hätte sich Rämsch in die Reihen der SED eingeschlichen. Am 17. Juni hätte er sich führend an der faschistischen Provokation in Stalinstadt und Fürstenberg beteiligt und wäre deshalb abgeurteilt worden. „Für dieses Element wurde durch einen Teil der Jugendlichen der Hochofenmechanik 37,50 DM gesammelt!"

Faatz sei HJ-Führer gewesen und habe für seine Einsätze in einer Panzerdivision der Wehrmacht das Ritterkreuz und andere Auszeichnungen erhalten. „Er gebärdete sich [nach dem Krieg] als fortschrittlich, nahm zahlreiche Funktionen in der FDJ und in der Gewerkschaft an und versuchte, Kandidat der SED zu werden. [...] Und dieser Bandit gab den Auftrag, seinen Auftraggebern aus der Westberliner Agentenzentrale folgend, für den Faschisten Rämsch eine Sammlung zu organisieren."

Über Rolf Ganz las man, daß er bis 1949 in US-amerikanischer Kriegsgefangenschaft war und „Agentenschulen in Wolbek und Rennes besuchte". Obwohl ihn sein Betrieb EKM Bitterfeld aus Stalinstadt zurückgerufen habe, sei er hier geblieben. „Heute ist klar, daß er damit den unmittelbaren Auftrag der Westberliner Agentenzentrale ausführte. Er stellte einige Tage vor dem 17. Juni in einer sogenannten Produktionsberatung Forderungen auf wie Freilassung aller politischen (also faschistischen) Gefangenen! Bildung freier Parteien, also auch der faschistischen Parteien Westdeutschlands! Sofortige Entlassung der Frauen aus dem Hochofenbetrieb! [...] Das also ist Rolf Ganz!"

60 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 731, SED-Kreisleitung Eisenhüttenstadt, IV/4/06/206, unfol.

Über Paulke weiß die Betriebszeitung zu berichten, daß er aus Finkenheerd kam, 1948 „wegen Hetze gegen die Oder-Neiße-Friedensgrenze" aus seinem Betrieb zunächst entlassen, dann jedoch wieder eingestellt worden sei. Wie das von Faatz, so sei „auch Paulkes Verhalten dadurch gekennzeichnet, jede Gelegenheit zu benutzen, um gegen unsere DDR zu hetzen, um unseren friedlichen Aufbau zu sabotieren".

Mit Bezug auf alle drei derart Angeprangerten hieß es in der Betriebszeitung am 25. August: „Diese faschistische Gruppe hatte sogar in der Nähe des EKS ein Waffenlager zusammengetragen; nicht etwa aus Motiven einer Sammlerleidenschaft, sondern um vorbereitet einen neuen Tag X zu erwarten, der dazu dienen soll, unsere Macht der Arbeiter und Bauern zu stürzen, der die alten faschistischen Zustände wieder zum Leben erwecken soll."[61] – Ein schwerwiegender Vorwurf, der in den Prozeßunterlagen nicht zu finden ist. Doch geht es dort u. a. um Gespräche, in denen angeblich geäußert worden war (vermutlich von Paulke), „daß der 17. Juni schlecht vorbereitet gewesen wäre. Die Arbeiter hätten bewaffnet werden müssen, und es hätte sofort eine Besetzung aller wichtigen Stellen wie Post, Eisenbahn und Funk erfolgen müssen. Im EK J. W. Stalin wäre es ein Leichtes gewesen, Waffen zu beschaffen, denn der Betriebsschutz ist bewaffnet, und die K[lein]K[aliber]-Gewehre von der FDJ könnte man ebenfalls benutzen."[62]

Am 23. Oktober verurteilte der 1. Strafsenat Paulke zu zwei Jahren und Ganz zu einem Jahr und drei Monaten Zuchthaus. Außerdem wurden für drei Jahre die in der Kontrollratsdirektive 38, Artikel IX, Ziffer 3 und 9 vorgesehenen Sühnemaßnahmen verhängt, so der Entzug des aktiven und passiven Wahlrechts.

In der Abteilung Hochofenmechanik gab es erhebliche personelle Veränderungen. „Einige Kollegen mußten [...] versetzt werden, da es sich hier zweifellos um eine Konzentration feindlicher Kräfte handelte." Das galt insbesondere für die Jugendschicht, die „stark unter dem Einfluss von Faatz und seinen Komplicen stand. Diese Schicht soll sich ihre Auszeichnung erst wieder verdienen; denn die Bezeichnung ist ein Ehrentitel."[63]

61 *Unser Friedenswerk*, 20. 8. bzw. 25. 8. 1953.
62 BStU, ASt Frankfurt (Oder), 143/53, Bl. 67.
63 *Unser Friedenswerk*, 25. 8. 1953.

# Zwischen politischer Selbstbehauptung, Wahlfieber und Kooperation

## Die politische Lage des Zentralausschusses der SPD zu Beginn der KPD-Einheitskampagne in Berlin und der SBZ im Frühherbst 1945 (Oktober / Anfang November 1945)

**Von Matthias Loeding**

Die Wennigsener Konferenz[1] am 5. und 6. Oktober 1945 hatte die von Otto Grotewohl und Max Fechner erhoffte Rückendeckung ihrer westzonalen Genossen für ihre Politik hin zu einer gesamtdeutschen sozialdemokratischen Führung und zum reichsweiten Führungsanspruch der SPD nicht erbracht. Damit war der Versuch Grotewohls gescheitert, Kurt Schumacher in seine (organisations)politische Konzeption einzubinden, um konkurrierende SPD-Vorstände der Besatzungszonen zu verhindern und die politische Führungsrolle der SPD zu untermauern. Schumacher hatte sich diesem Anliegen aus persönlichen und strategischen Gründen versagt. Durch den hiermit eingeleiteten politischen Bruch zwischen der westzonalen SPD und der SPD in der sowjetischen Besatzungszone, der sich Anfang Februar 1946 endgültig vollzog,[2] komplizierte sich die politische Lage für den Zentralausschuß (ZA) der SPD in Berlin nach Wennigsen erheblich. Schumacher hatte durch die Aufteilung der Zuständigkeits- und Interessenbereiche zwischen seinem Büro in Hannover und dem ZA in Berlin[3] den gesamtdeutschen Anspruch des Zentralausschusses demontiert und dem von Otto Grotewohl im Frühherbst vertretenen Selbständigkeitskurs der SBZ-SPD schwer geschadet. Grotewohls Hoffnung, als Vertreter der gesamtdeutschen SPD nach Berlin zurückzukehren und politisch gestärkt Verhandlungen mit der KPD über einen Zusammenschluß der beiden Arbeiterparteien zu führen, war nicht in Erfüllung gegangen.[4] Auch die Erwartung der sowjetischen Militärs, über den ZA Einfluß auf die Sozialdemokraten in den Westzonen und die allgemeine politischen Entwicklung im Westen Deutschlands zu gewinnen,[5] war zu Fall gekommen. Die sowjetische Militäradministration und die KPD-Führung, die frühzeitig über die auch für sie ernüchternden Resultate der Wennigsener Zusammenkunft

1 Vgl. hierzu ausführlich: Matthias Loeding, Der Handlungsspielraum des Zentralausschusses der SPD in Berlin im Jahre 1945, Dissertation, Hannover 2002 [künftig zitiert: Loeding 2002], S. 247 ff.; ders., Der Zentralausschuss, Kurt Schumacher und die sozialdemokratischen Konferenzen in Wennigsen und Hannover am 5./6. Oktober 1945, unveröffentlichtes Manuskript, Hameln 2003.

2 Niederschrift über die Zusammenkunft zwischen Grotewohl und Dahrendorf vom Zentralausschuß der SPD in Berlin und Schumacher und Kriedemann vom SPD-Büro Dr. Schumacher in Hannover am 8. Februar 1946, 9.15 Uhr in Braunschweig, in: Archiv der sozialen Demokratie [künftig zitiert: AdsD], Nachlaß Schumacher, 155.

3 Vgl. Rundschreiben an die Bezirksvorstände der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in den 3 westlichen Besatzungszonen, undatiert (Oktober 1945), ebd., 162.

4 Markus Jodl, Hammer oder Amboß? Otto Grotewohl, Berlin 1997, S. 113; Andreas Malycha, Auf dem Weg zur SED, Bonn 1996, S. LXXV, S. 176; Mike Schmeitzner und Stefan Donth, Die Partei der Diktaturdurchsetzung. KPD/SED in Sachsen 1945–1952, Köln, Weimar und Wien 2002, S. 176.

5 Bericht Gniffkes an den Zentralausschuß, 28. 9. 1945, in: AdsD, Nachlaß Gniffke, 11/1.

informiert[6] waren, konnten sicher davon ausgehen, daß in absehbarer Zeit weder eine gesamtdeutsche SPD-Führung noch eine reichsweite SPD entstehen würde. Folglich konzentrierte die KPD ihre Bemühungen um eine Vereinigung mit der SPD auf die Sowjetzone als Vorbild für ganz Deutschland. Von seinen westlichen Parteigenossen allein gelassen, stand der ZA vor der Frage, wie die Zusammenarbeit mit der KPD in Berlin und der Sowjetzone weiter gestaltet werden sollte. Er mußte nach einer Lösung suchen, die es ihm erlaubte, Aufschub in der Vereinigungsfrage zu erlangen, um die Eigenständigkeit der SPD zu behaupten und „politische Handlungsfreiheit bis zur (Schaffung einer SPD)-Reichspartei"[7] zu bewahren, ohne die Zusammenarbeit mit der KPD und die Einheitspartei gänzlich in Frage zu stellen. Der Zentralausschuß konnte dem Drängen der KPD, einer auf die Sowjetzone beschränkten Vereinigung zuzustimmen, dauerhaft nur begegnen, wenn er die Unterstützung Schumachers und der West-SPD zur Abhaltung eines Reichsparteitages erringen würde.[8]

Die „Marschroute" der Kommunisten und die darin enthaltene Erwartungshaltung an den ZA und die SPD in der SBZ trug Walter Ulbricht in seiner Rede auf der 2. Großberliner Funktionärskonferenz der KPD in Berlin am 12. Oktober 1945 vor.[9] In der Passage seiner Rede, in der er sich mit den Perspektiven der Einheitsfront zwischen KPD und SPD auseinandersetzte, antwortete er auf die Grotewohlrede vom 14. September 1945, ohne den ZA-Vorsitzenden namentlich zu nennen. Er sprach von Sozialdemokraten, die meinten, eine gewisse Mittelstellung (zwischen den westlichen Besatzungsmächten und der KPD sowie zwischen der sowjetischen Besatzungsmacht und den bürgerlichen Parteien) einnehmen zu müssen. Eine solche Position lehnte Ulbricht entschieden ab. Er gab dem ZA zu verstehen, daß es für die SPD in der neuen Parteienlandschaft keine Mittler- oder Mittelstellung geben könne, sondern nur *einen* Standpunkt, den des gemeinsamen antifaschistischen Kampfes. „Die Aktionseinheit von KPD und SPD läßt keine ‚Mittelstellung' zu", weil jeder Versuch in diese Richtung „die Einheit der Arbeiterklasse schwächen" würde.

Diese Worte waren eine deutliche Mahnung an den ZA, nicht vom Pfad der beiderseitigen Zusammenarbeit in der Aktionseinheit abzuweichen. Gleichfalls richtete Ulbricht die Aufforderung an die SPD, zukünftige Wahlkämpfe unter einer einheitlichen Führung beider Arbeiterparteien zu führen, um die Einheit der Arbeiterklasse zu stärken. Dazu führte er aus: „Wir wissen, daß es sozialdemokratische Genossen gibt, die sich mit dem Gedanken tragen, die Einheitsfront jetzt fortzuführen, sie aber, wenn in Zukunft Wahlen stattfinden, sozusagen zu beurlauben. [...] Wir denken, daß das nicht richtig ist. Umgekehrt, wenn Wahlen kommen, müssen gerade diese Wahlen benutzt werden, um die Einheit der Arbeiter zu stärken und zu festigen. [...] Nach den bisherigen Erfahrungen der Einheitsfront, nachdem sich die Aktionseinheit in Berlin und anderen Gebieten Deutschlands bewährt hat, sind wir überzeugt, daß der Wille zur Einheit in der

6 Berichte der Konferenz der SPD in Hannover, Bielefeld, 8. 10. 1945, in: Stiftung Archiv Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv [künftig zitiert: SAPMO-BArch], NY 4036/633, Bl. 30 bis 37.

7 Handschriftliche Aufzeichnungen Otto Grotewohls, ebd., NY 4090/276, Bl. 111.

8 Vgl. Loeding 2002, S. 321 ff.

9 Das Aktionsprogramm der KPD in Durchführung, in: *Deutsche Volkszeitung*, 14. 10. 1945.

Arbeiterklasse so stark ist, daß sich diese Einheit auch bei künftigen Wahlen bewähren wird." Damit zeichnete Ulbricht nicht nur ein euphemistisches Bild der Kooperation zwischen SPD und KPD in der Aktions- und Einheitsfront in Berlin und der SBZ – dafür zeugen die Berichte an das ZK der KPD[10] –, gleichfalls begab sich der KPD-Spitzenfunktionär in Widerspruch zum Standpunkt des ZA, kommende Wahlen „aus außenpolitischen wie aus innenpolitischen Gründen [...] unter schärfster Trennung der einzelnen Parteien" durchzuführen, wie es Otto Grotewohl in seiner internen Leipziger Rede am 26. August 1945 versichert hatte.[11]

In diesem Kontext ist anzumerken, daß neben der Paritäts- die Wahlfrage in der Argumentation sozialdemokratischer Führungskräfte ein wichtiges Instrument war, um die Zusammenarbeit mit der KPD einzugrenzen und die Eigenständigkeit der eigenen Partei zu betonen.[12] Ein Bericht der Kaderabteilung des ZK der KPD zum Verhältnis von KPD und SPD in Berlin kommt in seinem Fazit zu der Erkenntnis, daß „die Organisation der SP [...] seit längerer Zeit bereits zentral auf die Vorbereitung von Wahlen ausgerichtet [wird]. Allgemeine Richtlinien des Zentralausschusses der SP und Referate seiner führenden Mitglieder unterstreichen die bei den mittleren und unteren Funktionären vorhandene Stimmung besonders. Die Agitation wird von der Zentrallosung diktiert: Die Sozialdemokratie ist die stärkste Partei."[13] In einem anderen Report heißt es hierzu: „Die Feinde der Einheitsfront in der SPD nutzen [...] eine zur Zeit herrschende Unzufriedenheit in breiten Massen gegen die Übergriffe von Rotarmisten aus, um zu versuchen, die ganze Aktivität der SPD auf die Vorbereitungen der Kommunalwahlen zu lenken. In Berlin kann man sagen, daß innerhalb der gesamten SPD ein Wahlfieber besteht. [...] Es ist eine Tatsache, daß heute in der SPD-Organisation eine Auffassung herrscht: ‚Die KPD ist durch die Übergriffe der Rotarmisten kompromittiert' und die SPD muß deshalb in die Wahl hineingehen ‚unbelastet durch ein zu enges Verhältnis zur KPD'. Diese Stimmungen sind mehr oder minder stark ausgeprägt innerhalb der Sozialdemokratie in der ganzen sowjetisch besetzen Zone vorhanden."[14]

10 Bericht über das Verhältnis KPD–SPD in Berlin (Vertraulich!), in: SAPMO-BArch, NY 4036/631, Bl. 110–128; Informationsberichte für den Genossen Dahlem, 4. 9. 1945, ebd., NY 4072/209; Zusammenfassender Bericht über die Parteiorganisation der KPD in der Sowjetzone, 16. 10. 1945, ebd., Bl. 1 bis 11.

11 Rede Otto Grotewohls, Protokoll des 1. Bezirkstages des SPD-Bezirks Leipzig, 26. 8. 1945, S. 20, in: AdsD, Ostbüro der SPD, 301. Die hohe Bedeutung reichsweiter Wahlen lag für den ZA in der Tatsache begründet, daß bei einem Wahlsieg der SPD auch die sowjetische Besatzungsmacht gezwungen gewesen wäre, den erhobenen politischen Führungsanspruch der SPD anzuerkennen. Zudem hätte ein solches Stimmungsbild gezeigt, daß die KPD aufgrund ihrer mangelhaften Verankerung in der Bevölkerung nicht die ihr von der SMAD zugedachten Rolle als Treuhänder der sowjetischen Deutschland- und Besatzungspolitik erfüllen konnte.

12 Vgl. beispielsweise: B.L.-Sitzung der KPD, 6. 9. 1945, in: Landesarchiv Berlin [künftig zitiert: LAB], C-Rep. 900-01, Nr. 2/016; Informationsberichte für den Genossen Dahlem, 4. 9. 1945, a. a. O., Bl. 20–23; Bericht. Vertraulich, 3. 8. 1945, in: SAPMO-BArch, NY 4036/634, Bl. 72; Bericht über die Rolle der SPD-Leitung für die Provinz Brandenburg, 4. 10. 1945, in: Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam, Rep. 330, I/2/5; Bericht über die Arbeit der Berliner Parteiorganisation der KPD, undatiert, in: LAB, C-Rep. 900-01, Nr. 2/019.

13 Bericht über das Verhältnis KPD-SPD in Berlin (Vertraulich!), a. a. O., Bl. 116.

14 Zusammenfassender Bericht über die Parteiorganisation der KPD in der Sowjetzone, 16. 10. 1945, a. a. O., Bl. 2.

Die KPD-Führung war also umfassend über die Grundstimmung in der sozialdemokratischen Mitgliedschaft und den Funktionärskreisen informiert, die auf anstehende Wahlen orientierte. In weiten Teilen der Bevölkerung war die KPD wegen ihrer engen Verbundenheit mit der sowjetischen Besatzungsmacht in Mißkredit geraten.[15] Sie wurde bereits in den Sommermonaten als Erfüllungsgehilfe und Sachwalter sowjetischer Interessen wahrgenommen.[16] Ein grober Fehler in der offiziellen Parteipropaganda der KPD-Führung war es zum Beispiel, daß sie Übergriffe sowjetischer Soldaten auch nach dem 8. Mai 1945 zwar registrierte, dagegen bei der SMAD auch protestierte, aber gegenüber der Öffentlichkeit nicht kritisierte, sondern vielfach auch noch sehr umständlich und wenig überzeugend zu erklären versuchte.[17] Auch Kritik an Reparations- und Demontagemaßnahmen der SMAD wurde von der KPD-Führung öffentlich nicht geäußert.[18]

Mit dem raschen Anwachsen der Mitgliederzahlen und dem starken politischen Zuspruch der SPD in der Bevölkerung[19] bestand beim ZA und bei den Führungen auf Länder- und Provinzebene kein Zweifel daran, daß die SPD als Sieger aus zukünftigen Wahlen hervorgehen würde. Eine Stellungnahme Friedrich Eberts auf einer öffentlichen Versammlung in Belzig ist hierfür beredtes Zeugnis: „Die Kommunisten werden bei den kommenden Wahlen verlieren. In Berlin hat die SPD bei den Betriebsrätewahlen in Wedding und Reinickendorf die meisten Stimmen bekommen, die Kommunisten am wenigsten. Das wird auch in Brandenburg so kommen."[20] Diese Worte machen das politische Selbstbewußtsein der sowjetzonalen SPD sichtbar. Mit der Ankündigung General Clays, in der US-Zone Anfang Januar 1946 Gemeindewahlen abzuhalten,[21] dürfte die Zuversicht des ZA und bei den Sozialdemokraten in den Ländern und Provinzen der Sowjetzone gewachsen sein, daß auch die sowjetische Besatzungsmacht alsbald Wahlen in ihrer Zone zulassen werden würde. Während die nichtkommunistischen Parteien die Entscheidung Clays nachhaltig begrüßten,[22] stieß sie bei der KPD-Führung auf starke Vorbehalte.[23] Die anderen Parteien waren darauf ausgerichtet, anstehende Wahlen zum politischen Kräftemessen zu machen und sich vorher nicht in politische Abhängigkeiten zur KPD zu begeben, was besonders auf die SPD zutraf. Herrschte im ZA die Ansicht vor, daß SPD und KPD trotz der Zusammenarbeit in der Aktions- und Einheitsfront Konkurrenten im politischen Wettbewerb waren,[24] zeigt Ulbrichts Aufforderung an

15 Bericht. Vertraulich, 3. 8. 1945, a. a. O.

16 Vgl. dazu ausführlicher: Interview mit Gerhard Keiderling, 4. 5. 2000, in: Privatarchiv Loeding.

17 Gerhard Keiderling, „Als die Befreier unsere Herzen brachen". Zu den Übergriffen der Sowjetarmee in Berlin 1945, in: *Deutschland Archiv*, Jg. 28 (1995), H. 3, S. 234–243, hier S. 238 ff.; Bericht. Vertraulich, 3. 8. 1945, a. a. O.

18 Gerhard Keiderling, Wir sind die Staatspartei. Die KPD-Bezirksorganisation Groß-Berlin April 1945 bis April 1946, Berlin 1997, S. 94.

19 Vgl. Lettre de M. le Général Koenig à M. le Ministre des Relations Etrangères, confidentiel, 26. 9. 1945, in: Sammlung Caracciolo, Rom.

20 Bericht über die Rolle der SPD-Leitung für die Provinz Brandenburg, 4. 10. 1945, a. a. O.

21 Wahlen in der amerikanischen Zone, in: *Allgemeine Zeitung*, 16. 9. 1945; Tatiana J. E. Wells, American Military Government's Role in Postwar Germany. 1944–1949, Magisterarbeit, Washington, D.C., 1980, S. 67 f.

22 Die Parteien zu Wahlen, in: *Allgemeine Zeitung*, 19. 9. 1945.

23 Die KPD zu den Wahlen, ebd., 21. 9. 1945.

24 Vgl. Die Partei 1945, S. 2, in: LAB, E-Rep. 200, Acc. 2435, Nr. 20–22.

den ZA, anstehende Wahlkämpfe unter einheitlicher Führung zu bestreiten, daß die KPD-Führung es als unvereinbar mit der Aktionseinheit ansah, Wahlen zum politischen Kräftemessen zwischen den beiden Arbeiterparteien zu machen. Bereits in einer öffentlichen SPD-Veranstaltung am 19. Juni 1945 in Berlin-Friedrichshain hatte Max Fechner als einer der gleichberechtigten ZA-Vorsitzenden angekündigt, daß die SPD „aktiv und vorbildhaft am Neuaufbau mitzuarbeiten" gedenke und jedwede Verweigerungshaltung abgelehnt. Freilich begriff er diese zu leistende Aufbauarbeit als einen politischen Wettbewerb insbesondere mit der KPD, in welchem es der SPD bei aktivem Herangehen gelingen werde, „auch wieder die Oberhand [zu] gewinnen". Er verwies hierbei auf das Beispiel Wiens, in dessen Stadtparlament 45 sozialdemokratischen Abgeordneten drei Kommunisten und „einige Zentrumsleute" entgegenstünden.[25] In diesen Worten Fechners kommt frühzeitig das sozialdemokratische Selbstverständnis zum Ausdruck, beim demokratischen Wiederaufbau Deutschlands eine politische Führungsrolle zu beanspruchen.

In seinen weiteren Darlegungen zur Zusammenarbeit von KPD und SPD informierte Ulbricht seine Zuhörerschaft darüber, daß das ZK der KPD und der ZA der SPD die Herausgabe einer theoretischen Zeitschrift mit den Namen „Einheit" beschlossen hätten,[26] die die Aufgabe haben sollte, zur Klärung ideologischer Fragen beizutragen. Hierbei erwähnte er, daß „die Zusammenarbeit zwischen beiden Parteien auch in ideologischer Beziehung Fortschritte macht". Weiter führte Ulbricht hierzu aus: „Es gibt Ortsgruppen, wo gemeinsame Funktionärsversammlungen und Beratungen stattfinden, wo man sich auch über die ideologischen Fragen des Kampfes der Arbeiterklasse, über den deutschen Imperialismus und den preußischen Militarismus und ähnliche Themen unterhält."[27] In diesem Zusammenhang unterließ es Ulbricht geflissentlich, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Vertreter des SPD-Bezirksvorstandes Berlin es auf der ersten Sitzung der zentralen Arbeitsgemeinschaft von SPD und KPD in Berlin am 6. Okober 1945 abgelehnt hatten, dem Vorschlag der Kommunisten zu folgen, gemeinsame Funktionärsveranstaltungen durchzuführen, da die Stimmung in der sozialdemokratischen Mitgliedschaft hierfür nicht günstig sei.[28] Zwar hatte der Berliner SPD-Bezirksvorstand am 6. Oktober nach langem Zögern und trotz starker Vorbehalte der Errichtung einer zentralen Arbeitsgemeinschaft mit der KPD-Bezirksleitung zugestimmt,[29] doch aus der Niederschrift der SPD-Bezirksvorstandssitzung vom 3. Oktober 1945[30] geht hervor, daß der sozialdemokratische Bezirksvorstand nicht bereit war, Formulierungen in der gemeinsamen Vereinbarung zu akzeptieren, die in irgendeiner Weise die organisatorische Selbständigkeit der SPD beschnitten hätte. Allem Anschein nach

25 Geschichte der SPD des Bezirks Friedrichshain, in: SAPMO-BArch, NY 4973/9, Bl. 38–45, hier Bl. 38 f.

26 Vgl. ebenfalls: Notizen Wilhelm Piecks zur Besprechung mit Grotewohl am 25. 9. 1945, ebd., NY 4036/633, Bl. 22.

27 Das Aktionsprogramm der KPD in Durchführung, a. a. O.

28 Bericht über die Arbeitsausschußsitzung SPD-KPD in Berlin am 6. Oktober 1945, in: SAPMO-BArch, NY 4072/209, Bl. 43.

29 Bildung der Arbeitsgemeinschaft für Gross-Berlin, in: LAB, C-Rep. 900-03, Nr. 2-003.

30 Niederschrift über die Sitzung des Bezirksvorstandes der SPD am 3. Oktober 1945, in: LAB, C-Rep. 900-02, Nr. 2/008.

verfolgte die KPD-Bezirksleitung Berlin das Ansinnen, in der gemeinsamen Erklärung ein Bekenntnis zur organisatorischen Verschmelzung der beiden Arbeiterparteien zu verankern. Im SPD-Bezirksvorstand fand dies jedoch keine Mehrheit. Otto Ostrowski sah in der Arbeitsgemeinschaft „die politische Zusammenfassung der beiden Bezirksvorstände mit dem Ziel, ein politisches Verfahren einzuleiten für die Zusammenschweißung der beiden Bewegungen", welche er derzeit nicht mittragen könnte. „Wir können nicht als Organisation in eine gemeinsame Arbeit einsteigen, wenn draußen noch nichts bereinigt ist." Gegen eine organisatorische Zusammenführung zum aktuellen Zeitpunkt sprachen sich auch der Bezirksvorsitzende Hermann Harnisch und Erich Lübbe aus. Lübbe betonte zudem, daß es keine Veranlassung zu gemeinsamen Funktionärskonferenzen gebe, „solange die Parteien noch getrennt sind". Richard Barth schlug vor, den Vorschlag der KPD zu gemeinsamen Funktionärskonferenzen mit dem Hinweis abzulehnen, daß die eigene Kulturarbeit bereits angelaufen sei, „so daß für gemeinsame Konferenzen kein Raum sei".

Mitglieder des ZA der SPD hatten sich schon frühzeitig in einem Interview für die „Krasnaja Swesda" am 12. Juli 1945 dafür ausgesprochen, daß jede der beiden Arbeiterparteien die ideologische Erziehungsarbeit, welche im Vorfeld einer organisatorischen Verschmelzung von KPD und SPD vorangehen müßte, eigenständig durchführt. „Es ist möglich, dass auf diesem Gebiet bei uns ein Wettstreit mit den Kommunisten entstehen wird, aber wir und unsere kommunistischen Freunde begrüßen einen solchen Wettstreit."[31] Diese Einschätzung von ZA-Mitgliedern vom Juli 1945 teilte die KPD-Führung Anfang Oktober 1945 nicht. Sie beurteilte die Initiative des ZA, eine selbständige sozialdemokratische Kultur- und Schulungsarbeit durch eine Sozialistische Kulturzentrale unter der Leitung von Richard Weimann zu initiieren,[32] als einheitsfeindlichen Vorstoß. Das Ergebnisprotokoll der Sekretariatssitzung der KPD vom 3. Oktober 1945 enthält die Anweisung an Anton Ackermann, eine Unterredung mit dem ZA herbeizuführen, um „den von ihnen unternommen Schritt auf dem Gebiet der Kulturarbeit als einen Schritt gegen die Einheit zu bezeichnen".[33] Die KPD-Führung sah darin eine unliebsame Konkurrenz zu der von ihr nunmehr verlangten Intensivierung der gemeinsamen Schulungsabende und Funktionärsveranstaltungen von SPD und KPD, die Teil der KPD-Kampagne zur Vereinigung von SPD und KPD in der SBZ war. Die KPD-

31 Interview für die „Krasnaja Swesda" am 12. Juli 1945, abgedruckt in: Wolfgang Triebel, Otto Grotewohl und die Einheitspartei. Dokumente. Bd. 1: Mai 1945 bis April 1946, Berlin 1994, S. 80–83, hier S. 80. Zur ZA-Delegation gehörten neben Otto Grotewohl noch Gustav Dahrendorf, Max Fechner, Erich W. Gniffke und Otto Meier.

32 Die Sozialistische Kulturzentrale wurde Mitte August 1945 beim ZA eingerichtet. Vgl. Sozialistische Kulturarbeit, in: *Das Volk*, 18. 8. 1945.

33 Protokoll Nr. 35 der Sitzung des Sekretariats der KPD am 3. 10. 1945, in: Dokumente zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland. Reihe 1945/1946. Bd 1: Protokolle des Sekretariats des Zentralkomitees der KPD Juli 1945 bis April 1946. Hrsg. von Günter Benser und Hans-Joachim Krusch, München, New Providence, London und Paris 1993, S. 97–99, hier S. 99. Die KPD-Bezirksleitung Berlin hatte am 19. September den ersten Lehrgang an ihrer Bezirksparteischule „Friedrich Engels" eröffnet. Vgl. Gerhard Keiderling, Parteischulung 1945/46, in: 25 Jahre SED, Berlin 1971, S. 111–125, S. 117 f. Der Themenplan des Lehrganges ist abgedruckt in: Manfred Teresiak, Die SED in Berlin, Bd. 2, Berlin 1995, S. 27 f.

Führung hatte ihre im Juni 1945 vertretene Ablehnung einer Vereinigung aufgegeben.[34] Auf der erweiterten Sekretariatssitzung der KPD am 28. September 1945,[35] an der auch leitende Funktionäre für Agitation und Propaganda aus dem zentralen Parteiapparat und den Bezirksleitungen teilnahmen, gab die KPD-Führung das Ziel aus, eine neue Offensive zur politisch-ideologischen Arbeit zu eröffnen,[36] um „eine größere Anzahl sozialdemokratischer Funktionäre im Sinne des Marxismus-Leninismus ideologisch zu beeinflussen und sie in einer Phase zunehmender sozialdemokratischer Stärke [wieder] in das Fahrwasser der Einheit zu bringen"[37] und die Bildung einer Einheitspartei mit der SPD zu forcieren. Zwei Wochen zuvor hatte Otto Grotewohl in seiner Ansprache am 14. September den politischen Führungsanspruch der SPD im Nachkriegsdeutschland erhoben und erklärt, daß die Schaffung einer einheitlichen Arbeiterpartei kein politisches Nahziel mehr für den ZA sei.[38] Wenige Tage später rief Wilhelm Pieck als erster Kommunist in einer Rede zur Schaffung einer einheitlichen Arbeiterpartei auf[39] und gab damit den politischen Startschuß zur Verschmelzungskampagne.

Das erste Signal zur Einheitspartei kam also nicht von der sowjetischen Besatzungsmacht, sondern von der KPD-Führung aus der Analyse ihrer Lage nach den ersten Wochen und Monaten in der SBZ und auf der gesamtdeutschen Ebene. Die KPD hatte große Schwierigkeiten, Massenanhang zu finden, und war mit innerparteilichen Problemen beschäftigt, der Auseinandersetzung mit Sektierern und der Durchsetzung der Moskauer Linie in der eigenen Mitgliedschaft. In der Bevölkerung galt die KPD als Russenpartei, was einer Stigmatisierung gleichkam und insbesondere mit den Plünderungen und den Übergriffen seit dem Einmarsch der Roten Armee in Berlin und der SBZ zusammenhing.[40] All das behinderte die Partei, ihr Programm unter die Leute zu bringen.[41] Hinzu kamen immer größere Schwierigkeiten mit den Sozialdemokraten.[42] Die Kommunisten mußten zur Kenntnis nehmen, daß unter vielen Sozialdemokraten insgesamt ein vergleichsweise distanzierteres Verhältnis zur KPD als im Juni 1945 vorherrschte und die im Mai/Juni 1945 dominierende Euphorie zur Bildung einer einheitlichen Arbeiterpartei in den Reihen des ZA und der SBZ-SPD in den Hintergrund getreten war.[43] Insbesondere an der Vergabe von Verwaltungsposten entzündeten sich

34 Matthias Loeding, Der Zentralausschuss (ZA) der SPD und das Aktionseinheitsabkommen zwischen KPD und SPD vom 19. Juni 1945, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* [künftig zitiert: *BzG*], Jg. 44 (2002), H. 2, S. 19–36, hier S. 20.

35 Vgl. Stenographische Niederschrift über die Sekretariats- und Agiprop-Leiter-Sitzung am Freitag, dem 28. September 1945, in: SAPMO-BArch, RY 1 I/2/5/40, Bl. 1–93.

36 Krusch, Hans-Joachim, Für eine neue Offensive, in: *BzG*, Jg. 22 (1980), H. 3, S. 349–360, hier S. 351.

37 Mike Schmeitzner, Schulen der Diktatur, Dresden 2001, S. 62.

38 Loeding 2002, S. 226 ff.

39 Wolfgang Triebel, Gelobt und geschmäht. Wer war Otto Grotewohl?, Berlin 1998, S. 46.

40 Vgl. beispielsweise: Schreiben der KPD-Kreisleitung Waren an die Landesleitung der KPD, Schwerin, 31. 8. 1945, in: Mecklenburgisches Landeshauptarchiv, BPA der SED Schwerin, I/33. Weitere Beispiele zu Plünderungen und Übergriffen russischer Soldaten finden sich zum einen in einem Brief an das Landratsamt Bansin, 18. 10. 1945, ebd., I/32, zum anderen in einem Bericht zur Lage der KPD-Leitung des Kreises Rügen an die Landesleitung der KPD Schwerin-Mecklenburg, 4. 10. 1945, ebd., I/24.

41 Vgl. Siehe Anm. 16.

42 Bericht, betr. Vorbereitung einer Organisationseinheit mit der KPD, 3. 10. 1945, in: AdsD, Nachlaß Gniffke, 23.

43 Malycha (Anm. 4), S. LXIV; Schmeitzner und Donth (Anm. 4), S. 175.

immer wieder Konflikte, da sich die Kommunisten nicht an gegebene Zusagen hielten.[44] Alte Vorurteile und Gegensätze, die es vor 1933 und auch während der Zeit des Nationalsozialismus gab, kamen wieder zum Vorschein.[45] Wie in Teilen sowjetzonaler SPD-Gliederungen[46] und im Berliner SPD-Bezirksvorstand zeigte sich auch bei einer Vielzahl von SPD-Kreisleitungen in Berlin zunehmend der Drang, die Zusammenarbeit mit den Kommunisten in den Berliner Verwaltungsbezirken auf die in den Sommermonaten eingesetzten gemeinsamen Aktionsausschüsse zu beschränken und gemeinsamen Mitgliederveranstaltungen aus dem Weg zu gehen.[47]

Vor diesem Hintergrund ist festzustellen, daß der ZA mit dem Konzept zur Durchführung von Bildungs-, Vortrags- und zentralen Schulungsveranstaltungen für Parteifunktionäre[48] und dem Plan zur Herausgabe eigenständiger Schriften durch die Sozialistische Kulturzentrale[49] nach außen hin ein sichtbares Zeichen seiner politischen und organisatorischen Unabhängigkeit von der KPD setzte. Diese Einschätzung findet ihre Bestätigung in den von der Sozialistischen Kulturzentrale herausgegebenen „Richtlinien für die sozialistische Kulturarbeit", in denen es unter anderem heißt: „In Orten, in denen eine besondere Kulturorganisation der KPD besteht, ist je nach örtlichen Verhältnissen eine freundschaftliche Zusammenarbeit mit dieser [...] *unter Wahrung der Selbständigkeit unserer Organisation* [herbeizuführen]." [50]

Einen Schwerpunkt der Schulungstätigkeit der Sozialistischen Kulturzentrale bildete ein zehn Abende umfassender Kurs „Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart"[51], der in den SPD-Kreisorganisationen abgehalten wurde.[52] Der Kursus war in vier Abschnitte unterteilt: 1. Die Partei vor dem ersten

44 Bericht über die Vorgänge im Bereich des Provinzialverbandes für die Provinz Brandenburg, in: SAPMO-BArch, NY 4090/277, Bl. 149 f.; Bericht über die Verhältnisse in der Provinz Sachsen, 28. 9. 1945, ebd., NY 4090/279, Bl. 148–150; Brief Otto Buchwitz' an Otto Grotewohl, 23. 9. 1945, in: Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, SED-BPA, Dresden, II/A/1002/1; siehe Anm. 16.

45 Bericht über die Außerordentliche Funktionärsversammlung der SPD am 14. 9. 1945 vorm. 10 Uhr in der „Neuen Welt", Haselheide, in: SAPMO-BArch, NY 4072/167, Bl. 58–67.

46 Werner Müller, Die Gründung der SED. Alte Kontroversen und neue Positionen um die Zwangsvereinigung 1946, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1996*, S. 163–180, hier S. 173; Malycha (Anm. 4), S. LXXIV.

47 Siegfried Thomas, Der Kampf um die Bildung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in Berlin 1945–1946, Dissertation, Berlin 1962, S. 230; Protokoll der Kreisvorstandssitzung der SPD, Kreis Zehlendorf am 29. 9. 1945, in: AdsD, Landesverband Berlin; Niederschrift über die Kreis-Funktionär-Versammlung der SPD Kreis 11, Berlin-Schöneberg/Friedenau am 12. 10. 1945, in: Franz-Neumann-Archiv [künftig zitiert: FNA], Depositum Loppach.

48 Vgl.: Zwölf Jahre Naziherrschaft und ihre Folgen, in: SAPMO-BArch, NY 4090/276, Bl. 23–32; Themen-Vorschläge für Schulungskurse, ebd., DY 28, II/2/27, Bl. 12; Schreiben der Sozialistischen Kulturzentrale des ZA an die Parteiorganisationen und Kulturobleute, 8. 9. 1945, Betrifft: Schulungskurse für Funktionäre, ebd., Bl. 8.

49 Sozialistische Kultur, in: *Das Volk*, 25. 9. 1945.

50 Sozialistische Kulturzentrale des ZA, Richtlinien für die sozialistische Kulturarbeit, in: LAB, C-Rep. 900-02, Nr. 2/017. Hervorhebung vom Verf.

51 „Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart" (10 Vorträge), in: SAPMO-BArch, DY 28, II/2/27, Bl. 13–15.

52 Vgl. zur Ankündigung des Schulungskurses: Niederschrift über die Mitgliederversammlung des UB IX, Abteilung Lindenhof der SPD vom 18. 10. 1945, in: FNA, Depositum Loppach; Protokoll der Kreisvorstandssitzung der SPD, Kreis Zehlendorf am 29. 9. 1945, a. a. O.; Protokoll der Funktionärssitzung am

Weltkrieg (drei Vorträge); 2. Die Partei im Weltkrieg und in der Weimarer Republik (ein Vortrag); 3. Zwölf Jahre Naziherrschaft (zwei Vorträge); 4. Aufgaben der SPD nach dem Kriege (vier Vorträge).

Bemerkenswert ist, daß unter Punkt 4 der Kursplanung weder die Zusammenarbeit noch die organisatorischen Verschmelzung mit der KPD berücksichtigt wurde. Ungeachtet dieser Tatsache zog der ZA die Notwendigkeit einer einheitlichen Arbeiterpartei in Deutschland nicht in Zweifel. Den Standpunkt des ZA zur Vereinigungsfrage hatte Helmut Harnisch auf der Sitzung des Berliner SPD-Bezirksvorstands – also einen Tag vor der Abreise Grotewohls, Fechners und Gustav Dahrendorfs zur Wennigsener Konferenz – am 3. Oktober 1945 neuerlich klar umrissen. Dazu führte er aus, „dass der Vereinigung zwei Parteitage, nämlich von der KPD und von der SPD vorausgehen müssten, um eine Spaltung zu vermeiden. [...] Voraussetzung dazu sei, dass die Reichseinheit wieder hergestellt werde. Im Prinzip sind wir für Vereinigung, jedoch muss der Zeitpunkt so gewählt werden, dass wir ideologisch einig sind. Bei Wahlen wären sonst die bürgerlichen Parteien die Gewinner."[53] Hier wird deutlich, daß im politischen Konzept des Zentralausschusses die Konstituierung einer einheitlichen sozialistischen Arbeiterpartei in Deutschland ein wichtiges Bindeglied für die Erhaltung der Reichseinheit darstellte. Der politische Fahrplan zur Gründung einer Einheitspartei sollte drei Stufen umfassen: a) Herstellung gesamtdeutscher Parteiorganisationen, b) Wegfall der Zonengrenzen, c) Einheitspartei. Eine zonale Zusammenführung der beiden Arbeiterparteien findet in diesem Konzept keinen Platz. Sie sollte nur im Reichsmaßstab durch die Entscheidung zweier Reichsparteitage als oberstem Beschlußgremium von SPD und KPD vollzogen werden. Ein erster Schritt auf dem Weg hierzu wäre der Aufbau einer überzonalen SPD-Organisation gewesen. Dies scheiterte jedoch am Widerstand Kurt Schumachers auf der Wennigsener Konferenz am 5. und 6. Oktober 1945.

Die KPD-Führung begriff, daß mit dem Fehlschlagen der Konferenz in Wennigsen eine Lage entstanden war, die die Realisierung ihrer politischen Ziele begünstigte. Deshalb schlug sie die schnelle Einberufung des zentralen Aktionsausschusses vor.[54] Noch vor der Rückkehr der ZA-Delegation um Otto Grotewohl von der Wennigsener Konferenz erfolgte augenscheinlich eine Zusammenkunft auf höchster Ebene. Ein Hinweis darauf findet sich im Protokoll der Kreisleiterversammlung der Berliner SPD vom 8. Oktober 1945, in dem der Parteivorstand „über eine Besprechung mit der KPD über eine evtl. Vereinigung der Parteien [berichtete]". Es heißt dort: „Hierbei brachte unsere Partei klar und deutlich zum Ausdruck, dass eine Vereinigung von einzelnen Teilen des Reiches, Städten und Einzelgebieten nicht in Frage käme. Grundsätzlich muss die Forderung erhoben werden, dass dieser Frage erst nähergetreten werden kann, [...] wenn das Reichsgebiet nach den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz als einheitliches

*[Forts. von Anm. 52]*
28. 9. 1945 der 94. Abteilung der SPD Neukölln, in: FNA, Protokollbuch der SPD Neukölln (14. Kreis), 94. Abteilung; Protokoll der erweiterten Kreisvorstandssitzung vom 24. 10. 1945 des SPD-Kreises Neukölln, in: FNA, Kreisprotokolle Neukölln 1945–1947.

53 Niederschrift über die Sitzung des Bezirksvorstandes der SPD am 3. Oktober 1945, a. a. O.

54 Erich W. Gniffke, Jahre mit Ulbricht, Köln 1966, S. 100.

Ganzes dasteht."[55] Hervorzuheben ist hierbei, daß Vertreter der KPD offensichtlich den Gedanken einer Vereinigung von KPD und SPD nur in der Sowjetzone äußerten.

Die von der KPD-Führung vorgeschlagene Einberufung des zentralen Aktionsausschusses kam am 18. Oktober 1945 zustande. Nachdem Erich W. Gniffke in der ZA-Sitzung am 15. Oktober 1945 über die ernüchternden Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit den Kommunisten auf Basis der auf einer Reise durch die Provinz gewonnen Erkenntnisse informiert hatte,[56] nutzten Grotewohl und Dahrendorf die Besprechung zu einer kritischen Bestandsaufnahme über die zwischen beiden Parteien bestehende Aktionseinheit und kritisierten die KPD heftig.[57] Ferner gaben die ZA-Vertreter einen Bericht über den Verlauf und die Resultate der Wennigsener Konferenz. Den Aufzeichnungen des KPD-Vorsitzenden ist zu entnehmen: „Bericht über Ergebnisse der Konferenz in Hannover, keine Einheitsfront – Einheitsorganisation der Schaffenden."[58]

Im Mittelpunkt der gemeinsamen Sitzung standen zwei zentrale Forderungen der Kommunisten an die ZA-Vertreter: 1. der Vorschlag, zu den bevorstehenden Jahrestagen der deutschen Novemberrevolution und der russischen Oktoberrevolution am 9. November 1945 eine gemeinsame Kundgebung zu veranstalten; 2. das Bestreben der KPD-Führung, bei anstehenden Gemeindewahlen einheitliche Listenverbindungen von SPD und KPD aufzustellen.[59]

Beiden erteilte der ZA eine Absage. Dies belegt, daß der Zentralausschuß zu diesem Zeitpunkt noch nicht unter unmittelbaren Druck der SMAD stand. Allerdings unternahm die SMAD im Oktober 1945 erste Schritte, um die KPD bei ihrer Vereinigungskampagne zu unterstützen. Die Informationsabteilung der sowjetischen Militäradministration sammelte Informationen über Sozialdemokraten, die den Zusammenschluß ablehnten,[60] und erstattete gegenüber der Führung der SMAD regelmäßig Bericht über die Stimmung unter Sozialdemokraten und Kommunisten im Hinblick auf den Vereinigungsprozeß beider Arbeiterparteien.[61] Darüber hinaus wurde versucht, Einfluß auf den ZA in der Vereinigungsfrage zu nehmen.[62] Die erste Forderung der KPD-Führung vom 18. Oktober 1945 lehnten die Sozialdemokraten wenige Tage später mit der Begründung ab, für den 11. November 1945 eine eigene Veranstaltung vorzubereiten.[63] In

55 Protokoll der Kreisleitersitzung vom 8. 10. 1945, in: LAB, C-Rep. 900-02, Nr. 3/6/031, Bl. 99. Die Darlegungen des Protokolls werden durch die Erinnerungen Ackermanns gestützt, der schrieb: „Ende September, Anfang Oktober hatten wir im Politbüro des Zentralkomitees erstmals erwogen, dem Zentralausschuss der SPD vorzuschlagen, über die Aktionseinheit hinauszugehen und den Zusammenschluss beider Parteien vorzubereiten." Vgl. Erinnerungen Anton Ackermanns, in: SAPMO-BArch, SgY 30, 1291/2, Bl. 421.

56 Tagesordnung zur Sitzung des Zentralausschuss am 15. 10. 1945, ebd., DY 28, II/2/1, Bl. 40.

57 Notizen Wilhelm Piecks zur Besprechung mit der SPD am 18. 10. 1945, 2 Uhr, im Parteihaus der SPD, ebd., NY 4036/633, Bl. 39.

58 Ebd., Bl. 38.

59 Ebd.

60 Alexandr Haritonow, Sowjetische Hochschulpolitik in Sachsen 1945–1949, Weimar, Köln und Wien 1995, S. 80.

61 Ebd.; Sergej Tjulpanov, Deutschland nach dem Kriege (1945–1949). Erinnerungen eines Offiziers der Sowjetarmee. Hrsg. von Stefan Doernberg, Berlin 1986, S. 81.

62 Notiz Ulbrichts für die SMAD, in: SAPMO-BArch, DY 30/3359, Bl. 17.

63 Brief Wilhelm Piecks an den ZA der SPD, z. Hd. des Genossen Grotewohl, 23. 10. 1945, ebd., DY 28, II/2/5, Bl. 29.

der Tat bestand schon vor dem Vorschlag der KPD-Führung seitens der Sozialistischen Kulturzentrale des ZA der Plan, „am 11. November 1945 [...] eine zentrale Revolutionsfeier durchzuführen".[64] Mit der zweiten Forderung verband die KPD-Führung die Absicht, den ZA zu einer gemeinsamen Erklärung zu den bevorstehenden Gemeindewahlen in der amerikanischen Besatzungszone zu bewegen. Sowjetische Offizielle waren schon im September 1945 an den ZA herangetreten und hatten diesen aufgefordert, gemeinsame Listenverbindungen mit der KPD „für zukünftige Wahlen vorzubereiten".[65] Dies hätte die baldige Abhaltung von Wahlen auch in der SBZ beschleunigt.[66] Hieraus läßt sich der Schluß ziehen, daß die SMAD befürchtete, daß die KPD bei Wahlen in der Sowjetzone aufgrund der Bevölkerungsstimmung und ihres geringen Masseneinflusses einer Niederlage entgegengehen würde[67] und „Gefahr [lief] von der SPD – aufgrund deren zunehmender Stärke – ‚überrollt' zu werden".[68] Im sowjetischen Interesse lag es keinesfalls, „dass die KPD Machtpositionen, die sie im Zuge der sowjetischer Besatzung errungen hatte, auch nur zum Teil wieder einbüßen oder gar preisgeben"[69] müßte.

Wie die westlichen Besatzungsmächte verfolgten auch die Sowjets eine nach ihren eigenen (Macht-)Interessen ausgerichtete Besatzungspolitik in Deutschland, in die sich die Deutschen einzufügen hatten. Einen Einblick in die internen sowjetischen Überlegungen zur Wahlproblematik vermittelt ein Redebeitrag des Chefs der SMA Mecklenburgs, Generaloberst Fedjuninski, auf einer Sitzung der SMA mit führenden KPD-Funktionären der KPD-Landesleitung Mecklenburgs am 19. Oktober 1945: „Wir [damit bezeichnete er die Vertreter der Besatzungsmacht und die KPD] müssen uns vor Augen halten, dass wir Wahlen haben werden. Diese Wahlen sind dem deutschen Volk zugesichert und sie werden kommen. Wir müssen deshalb in politischer Vorsicht und in Anrechnung auf die politische Lage alles daran setzen, um die Massen zu gewinnen."[70] Als wichtige Aufgabe sah es der Sowjetgeneral an, „den linken Flügel der SPD" auf die Seite der Kommunisten zu ziehen und „mit dem rechten Flügel ebenso wie mit der Christlich-Demokratischen Union in einem Block zusammenzuarbeiten", hatte er zuvor doch festgestellt, daß sich die SPD „heute gewissermaßen in einen linken und einen rechten Flügel" unterteilte. Mit dieser Klassifizierung griff der Vertreter der SMA direkt auf die klassische Unterteilung der Sozialdemokratie durch die Kommunisten zurück, wie es

64 Bericht über die Sitzung des erweiterten Kreisvorstandes der SPD Neukölln am 13. 10. 1945, in: FNA, Kreisprotokolle Neukölln 1945–1947.

65 Lucio Caracciolo, Grotewohls Position(en) im Vereinigungsprozeß (1945–1946), in: Einheitsfront – Einheitspartei. Kommunisten und Sozialdemokraten in Ost- und Westeuropa 1944–1948. Hrsg. von Dietrich Staritz und Hermann Weber, Köln 1989, S. 76–107, hier S. 92.

66 Harold Hurwitz, Die Anfänge des Widerstands, Teil 1: Führungsanspruch und Isolation der Sozialdemokraten, Köln 1990, S. 478.

67 Vgl. Telegram from R. Murphy (Berlin) to J. Byrnes (Washington), 21. 9. 1945, in: FRUS, Diplomatic Papers 1945, vol. III, Washington 1968, S. 1055–1056, hier S. 1056; siehe Anm. 16.

68 Marko Michels, Einheitszwang oder Einheitsdrang?!, Der Vereinigungsprozeß von KPD und SPD zwischen 1945 und 1950 in Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin 1999, S. 104.

69 Rolf Badstübner, Gründung der SED, in: *Utopie kreativ*, H. 65 (März 1996), S. 17–30, hier S. 21.

70 Bericht über die Sitzung bei der Sowjetischen Militäradministration am 19. Oktober 1945, in: Mecklenburgisches Landeshauptarchiv, BPA der SED Schwerin, I/5, Bl. 79–82, hier Bl. 82.

Wilhelm Pieck schon in seiner Rede vom 19. September 1945 getan und damit in den Reihen des ZA und der SPD in der SBZ für starken Unmut gesorgt hatte.[71]

Die Gemeindewahlen in der US-Zone waren erstmals am 2. Oktober 1945 Gegenstand der Diskussion auf der Sekretariatssitzung der KPD.[72] Anscheinend berichtete Ulbricht von Gesprächen, die er bei der SMAD mit sowjetischen Offiziellen hierzu geführt hatte. Diese Vermutung liegt nahe, weil der Beschluß gefaßt wurde, um eine Aussprache mit dem sowjetischen Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, Molotow, zu ersuchen. Offenbar konnten die im Zusammenhang mit den Wahlen stehenden Fragen nicht innerhalb der SMAD geklärt werden, sondern bedurften der Erörterung mit Entscheidungsträgern der höchsten politischen Ebene in Moskau. Zudem wurde Walter Ulbricht beauftragt, eine offizielle Erklärung der KPD zu den Wahlen zu entwerfen, die er dem Sekretariat der KPD am 15. Oktober 1945 vorlegte.[73] Höchstwahrscheinlich entstand auf Grundlage dieser Vorlage der Entwurf einer Vereinbarung über das „Gemeinsame Auftreten der beiden Parteien bei den Gemeindewahlen in der amerikanischen Zone", in der dazu aufgefordert wurde, nur Kandidaten aufzustellen, die uneingeschränkt für die Einheit der beiden Arbeiterpartein eintreten.[74] Der Zentralausschuß zeigte jedoch keine Bereitschaft, dieser Vereinbarung beizupflichten und lehnte sie mit fast absoluter Mehrheit auf einer Sitzung am 22. Oktober 1945 ab.[75] Ebenso wies er die von den Kommunisten in der Arbeitsausschußsitzung unterbreitete Einheitsofferte zurück.[76] Einem amerikanischen Bericht ist hierzu folgendes zu entnehmen: "[...] on October 22nd the so-called Central committee of the SPD, led by Grotewohl, decided almost unanimously to reject both the offer of amalgamation and the other proposal for the use of combined list of candidates for elections."[77] Seine Position zur Zusammenarbeit mit der KPD hatte der ZA mit der ablehnenden Haltung zu deren Forderungen abgesteckt. Der ZA war nicht bereit, Beschlüsse mitzutragen, die den Anschein erwecken könnten, er gefährde seine organisatorische und politische Selbständigkeit und die der SPD in der SBZ. Zu allem Überfluß hätte die Zustimmung des ZA zum gemeinsamen Aufruf zu den Kommunalwahlen in der US-Zone, wie von der KPD-Führung gewünscht, eine Verletzung der in Wennigsen mit Kurt Schumacher getroffenen Vereinbarung bedeutet und jedwede Hoffnung, doch noch eine Übereinkunft mit diesem zu finden, schweren Schaden zugefügt, wenn nicht gänzlich zerstört. Insofern scheint die Annahme gerechtfertigt, daß neben der Mitgliederstimmung auch die

71 Loeding 2002, S. 244; Bericht, betr. Vorbereitung einer Organisationseinheit mit der KPD, 3. 10. 1945, a. a. O.

72 Protokoll Nr. 34 der Sitzung des Sekretariats der KPD am 2. 10. 1945, in: Dokumente zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland (Anm. 33), S. 96.

73 Protokoll Nr. 37 der Sitzung des Sekretariats der KPD am 15. 10. 1945, ebd., S. 105.

74 Malycha (Anm. 4), S. LXXII.

75 Nach der Ablehnung des ZA veröffentlichte die „Deutsche Volkszeitung" am 4. 11. 1945 eine Stellungnahme der KPD zu den Gemeindewahlen in der US-Zone, in der wiederum die Notwendigkeit der Aufstellung gemeinsamer Kandidaten unterstrichen wurde. Vgl. Zur Frage der Gemeindewahlen, in: *Deutsche Volkszeitung*, 4. 11. 1945.

76 Notizen Wilhelm Piecks zur Besprechung mit der SPD am 18. 10. 1945, 2 Uhr, im Parteihaus der SPD, a. a. O., Bl. 39.

77 Notes on KPD-SPD Relations. Memorandum No. 95, Heidelberg, 6. 12. 1945, in: LAB, E-Rep. 300-33, K 85, Ord. 304.

Ergebnisse der Wennigsener Konferenz einen erheblichen Einfluß auf die entschiedene Grundsatzposition des ZA zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten ausgeübt hatten. Diese Einschätzung stützt der US-Bericht: "Their primary reason for this step was that a large majority of the present party members would almost certainly refuse to accept a merger. The reason to given officially to the KPD, however, was that such a decision, affecting as it would the whole SPD party, could not taken by the present Berlin Committee, but must be decided on a national basis. Doubtless Grotewohl's experience at the Hannover Conference helped stiffen the attitude in Berlin."[78]

Zwei Tage vor dem Ablehnungsbeschluß des ZA hatte in Berlin-Neukölln eine gemeinsame Funktionärskonferenz von SPD und KPD stattgefunden, auf der Bernhard Göring als ZA-Vertreter und Franz Dahlem für das ZK der KPD sprachen. Hierbei traten die unterschiedlichen Haltungen in der Vereinigungsfrage der beiden Führungsinstanzen unüberhörbar zutage. Während Dahlem in seinem Referat die Herbeiführung der „vollen politischen und organisatorischen Einheit" der deutschen Arbeiterklasse als primäres Ziel der Bemühungen der KPD-Führung ausgab[79] und nochmals öffentlich die Aufforderung an die Sozialdemokraten – wie Ulbricht einige Tage zuvor – richtete, bei anstehenden Wahlen einheitliche Listenverbindungen mit den Kommunisten im Sinne der „Einheit der Arbeiterklasse" aufzustellen,[80] stellte Göring unmißverständlich klar, daß eine baldige Vereinigung von SPD und KPD in der politischen Konzeption des ZA kein erstrangiges Ziel darstellt. Er brachte zum Ausdruck, daß das Konzept der Berliner SPD-Führung auf absehbare Zeit nur eine Zusammenarbeit vorsah: „Die Sozialdemokraten haben wie die Kommunisten ihre alten Anhänger gesammelt und neue Kräfte hinzugewonnen. [...] Die Führer der Parteien haben in machtvollen Kundgebungen Weg und Zielsetzung aufgezeigt. [...] In zwei großen Heeressäulen marschieren die Arbeiter auf, nicht getrennt, *sondern nebeneinander, als Bundesgenossen.*" Weiter heißt es dann: „Sie schlagen vereint, sie führen den Kampf gegen Reaktion und Faschismus für den Fortschritt und die soziale und gesellschaftliche Erneuerung Deutschlands auf wahrer demokratischer Grundlage. Sie treffen sich auf diesem Weg mit den anderen antifaschistischen Parteien."[81]

Im Mittelpunkt der Aktionseinheit beider Parteien sollten nach Ansicht des ZA im Verbund mit den anderen antifaschistischen Parteien gemeinsame praktische Aktionen im Interesse des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Wiederaufbaus stehen.[82] Ein Beispiel hierfür war der gemeinsame Aufruf Wilhelm Piecks und Otto Grotewohls zur demokratischen Schulreform vom 18. Oktober 1945[83] und die gemeinsame Kundgebung

78 Ebd.

79 Franz Dahlem, Die Einheit und die Aufgaben der Arbeiterklasse, in: ders., Ausgewählte Reden und Aufsätze 1919–1979, Berlin 1980, S. 273–278, hier S. 273.

80 Ebd., S. 278.

81 Referat Bernhard Görings in einer gemeinsamen Konferenz der SPD und KPD in der Neuen Welt am Sonnabend, 20. 10. 1945, S. 8 f., in: SAPMO-BArch, NY 4409/12.

82 Vgl. Mitteilung Gustav Klingelhöfers an Otto Grotewohl, undatiert, in: LAB, E-Rep. 200, Acc. 2435, Nr. 25–28; Notizen Wilhelm Piecks zur Besprechung mit der SPD am 18. 10. 1945, 2 Uhr, im Parteihaus der SPD, a. a. O., Bl. 38.

83 Aufruf zur demokratischen Schulreform, in: SAPMO-BArch, SgY 41, III/70/1.

am 4. November 1945 in Berlin.[84] In diesem Kontext ist anzumerken, daß Grotewohl von Marschall Shukow den Auftrag zur Neugestaltung der Schulbücher in der SBZ erhalten hatte[85] – zweifellos ein Beweis dafür, daß die SMAD dem ZA-Vorsitzenden starkes Vertrauen entgegenbrachte, handelte es sich dabei doch um eine umfassende und politisch wichtige Aufgabe. Wenngleich die Mitglieder des ZA mit ihrer Entscheidung vom 22. Oktober 1945 der KPD-Führung und auch der SMAD ein überaus drastisches Zeichen gegeben hatten, nicht auf den kommunistischen Einheitskurs einzuschwenken, um sich eigene Handlungsspielräume zu bewahren, so wußten die Sozialdemokraten im ZA dennoch, daß in Anbetracht der Besatzungssituation in der SBZ bei allen Schwierigkeiten die Kooperation mit der KPD ein politisch notwendiges Gebot war. Dem ZA war bekannt, wie wichtig dies der SMAD war.[86] Vertreter der Besatzungsmacht hatten keinen Zweifel daran gelassen, daß ihnen die politischen Ausführungen führender Sozialdemokraten in den Ländern und Provinzen der SBZ nicht behagten und betonten, daß diese „Rechtssozialisten wohl schöne Worte machen können, aber ihr Handeln sich bei der Einigung störend auswirken muß".[87] Beispielsweise wurde Friedrich Ebert als solcher Störenfried angesehen. Daraufhin bemühte sich Grotewohl um die Zerstreuung der Anwürfe gegenüber dem brandenburgischen SPD-Bezirkssekretär bei der SMAD.[88] Auch in diesem Fall zeigt sich das Bemühen des ZA bei Konflikten mit der sowjetischen Besatzungsmacht auf Landes- und Provinzebene in der SBZ um Vermittlung und Ausgleich.

Trotz dieser Anstrengungen registrierte die SMAD in einem Bericht vom 3. November 1945, daß „in der letzten Zeit [...] die politische Linie der Sozialdemokratischen Partei in einer Reihe von Fragen nicht mit den Grundsätzen der SPD"[89] übereinstimmt, die bei ihrer Konstituierung bekanntgegeben wurden. Dazu zählten die Sowjets besonders die veränderte Haltung des ZA zur Zusammenarbeit mit der KPD und seinen Standpunkt zur Einigung beider Parteien. „Anfänglich suchte die Sozialdemokratische Partei entschlossen die Annäherung an die Kommunisten. Der Führer der Sozialdemokraten Grotewohl hat mehr als einmal den Wunsch zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten geäußert. Grotewohl hat wirklich den Eindruck eines Mannes gemacht, der ehrlich und aufrichtig mit den Kommunisten zusammenarbeitet und die Politik der Einheitsfront vertritt. Die jüngsten Ergebnisse zeugen [...] von einem gewissen Schwanken in der Führung [... der SPD]."[90] Das Abrücken der Berliner SPD-Führung, insbesondere Grotewohls, von der engen Kooperation mit der KPD und deren politische

84 Demokratische Schulreform. Bericht über die gemeinsame Kundgebung der KPD und SPD am 4. November 1945 in Berlin, Berlin o. J.

85 Mitteilung Gustav Klingelhöfers an Otto Grotewohl, undatiert, a. a. O.

86 Bericht Gniffkes an den Zentralausschuß, 28. 9. 1945, in: AdsD, Nachlaß Gniffke, 11/1.

87 Ebd.

88 Vgl. Brief Otto Grotewohls an die Sowjetische Militäradministration, z. Hd. des Herrn Generalleutnants Bokow, 14. 10. 1945, in: SAPMO-BArch, NY 4090/314, Bl. 12.

89 Bericht des Informationsbüros der SMAD „Über die politische Lage in Deutschland" (Auszug), 3. 11. 1945, in: Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjul'panov. Hrsg. von Bernd Bonwetsch, Gennadij Bordjugov und Norman M. Naimark, Bonn 1997, S. 20–30, hier S. 22.

90 Ebd., S. 24.

und organisatorische Verselbständigungstendenzen nahm die SMAD mit Argwohn zur Kenntnis. Bitter stieß ihr auf, daß die Einflußnahme der „Rechtssozialisten", die pauschal als Einheitsgegner tituliert wurden, in der Berliner SPD-Führung zunahm.[91]

Vor dem Hintergrund des schwelenden Konfliktes zwischen KPD und CDU in der Bodenreformfrage, die eine ernstzunehmende Gefahr für die Arbeitsfähigkeit des zentralen Einheitsfrontausschusses darstellte[92] und den Bestand des von der sowjetischen Besatzungsmacht gesetzten politischen Handlungs- und Betätigungsrahmens insgesamt gefährdete, erhält diese Beurteilung zusätzliche Brisanz. Als dann noch „Gerüchte von [der] Auflösung des Blocks" aufkamen, sah sich Pieck veranlaßt, auf der Einheitsfrontsitzung am 25. Oktober 1945 jenen Spekulationen mit einer „Einheitserklärung" entgegenzutreten.[93] Zu einer offiziellen Stellungnahme der vier Parteien wie zu einer offenen Diskussion hierüber – wie dem offiziellen Protokoll der Besprechung zu entnehmen ist – kam es jedoch nicht.[94] Statt dessen veröffentlichte die „Tägliche Rundschau" am 1. November 1945 unter der Überschrift „Einheitsfront ist Voraussetzung für Deutschlands Aufbau" ausführliche Stellungsnahmen der vier antifaschistischen Parteien.[95] Obzwar der ZA nach der Wennigsener Konferenz bestrebt war, in der Außenwirkung zu dokumentieren, daß er bei der Findung seiner politischen Positionen eigenständig handelte und keiner Bevormundung unterstand, muß zugleich festgestellt werden, daß in den Reihen des ZA keine Bereitschaft existierte, vereint mit den bürgerlichen Parteien im zentralen Einheitsfrontausschuß einen offenen Bruch mit der KPD zu provozieren. Wolfgang Triebel beschrieb diesen politischen Spagat: „Grotewohl versuchte einerseits, die Zusammenarbeit mit der KPD in der SBZ so zu gestalten, daß ihm nicht der Vorwurf gemacht werden konnte, er stehe unter Kuratel der Kommunisten bzw. der SMAD. Andererseits verband die entscheidenden Führungskräfte beider Parteien die Arbeit im Block der antifaschistischen Parteien, in dem es nicht wenige Widerstände gegen die Politik der beiden Arbeiterparteien und der SMAD gab, besonders in Hinsicht auf die Bodenreform, die Enteignungen in der Industrie und auch in Fragen der Schulreform."[96]

Ein britischer Bericht aus Berlin vom 23. Oktober 1945 urteilte über die komplizierte politische Lage, in welcher sich der ZA und die SPD in der Sowjetzone befanden: "[...] Pieck's approaches to the Social Democrats have become almost embarrassingly intimate. The Communists now speak of the impending union of the two working class parties as almost a fait accompli, and during the next month the strongest pressure will be exerted on the Social Democrat leaders to agree to union."[97]

91 Schmeitzner und Donth (Anm. 4), S. 177.

92 Vgl. Friederike Sattler, Bündnispolitik als politisch-organisatorisches Problem des zentralen Parteiapparates der KPD 1945/46, in: Die Anatomie der Parteizentrale. Hrsg. von Manfred Wilke, Berlin 1998, S. 119–212, hier S. 160 ff.

93 Notizen Wilhelm Piecks zur 7. Sitzung des Gemeinsamen Ausschusses der antifaschistisch-demokratischen Parteien am 25. 10. 1945, in: SAPMO-BArch, NY 4036/715, Bl. 17.

94 Protokoll der Sitzung vom 25. 10. 1945, in: Siegfried Suckut, Blockpolitik in der SBZ/DDR 1945–1949, Die Sitzungsprotokolle des zentralen Einheitsfront-Ausschusses, Köln 1986, S. 91–92.

95 Einheitsfront ist Voraussetzung für Deutschlands Aufbau, in: *Tägliche Rundschau*, 1. 11. 1945.

96 Triebel, Gelobt und geschmäht (Anm. 39), S. 50.

97 Political Summary No. 9, 23. 10. 1945 in: Documents on British Policy Overseas, Series I, vol. V, London 1990, S. 251–254, hier S. 252 f.

Wie aufgezeigt, war der ZA vorerst nicht gewillt, diesem Drängen der Kommunisten nachzugeben. Für ihn hatte der Aufbau einer einheitlichen SPD-Organisation im überzonalen Maßstab trotz Wennigsen und der Erhalt der Reichseinheit, die vor dem Hintergrund des Scheiterns der Londoner Außenministerkonferenz Anfang Oktober 1945 und der Spannungen in der Zusammenarbeit der vier Siegermächte im Alliierten Kontrollrat[98] mehr als gefährdet erschien, absoluten Vorrang. Die ZA-Mitglieder hofften nach wie vor auf die politische Rückendeckung ihrer westdeutschen Genossen und der Westalliierten, ohne deren Beistand der Eigenständigkeitskurs des Zentralausschusses zunehmend gefährdet war. Dieser Tatsache war sich die Berliner SPD-Führung, besonders Grotewohl, dafür ist seine Rede am 11. November 1945[99] ein treffender Beleg, bewußt.

Den Standpunkt des ZA in der Vereinigungsfrage legte Max Fechner auf der erweiterten Sitzung des Berliner SPD-Bezirksvorstandes am 2. November 1945 unmißverständlich dar.[100] Er erklärte den anwesenden Funktionären – Bezirksvorstand und Kreisvorsitzende –, der ZA trete vom Grundsatz her für eine einheitliche politische Organisation der deutschen Arbeiterschaft ein, vertrete dessenungeachtet die Ansicht, daß eine Vereinigung auf der jetzigen Basis nicht möglich sei. Zudem betonte Fechner mit dem Hinweis auf die Ergebnisse der Wennigsener Konferenz, daß der ZA nicht dazu berufen sei, über eine Vereinigung mit der KPD zu beschließen. Dieser Beschluß falle einem Reichsparteitag der SPD zu. Damit brachte der ZA-Vorsitzende für organisatorische Frage zum Ausdruck, daß die Frage der organisatorischen Zusammenführung von SPD und KPD keine Entscheidung von (zonalen) Parteiinstanzen sein könne, sondern vom Votum der Mitgliedschaft abhängig sei. Die Stimmung in den Parteigliederungen verdeutliche darüber hinaus, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein Beschluß zum Zusammengehen der beiden Parteien, keine bindende Wirkung haben könnte, weil höchstens zwanzig Prozent der Mitgliedschaft diesen Schritt mit vollziehen würden.

Dann kam Fechner auf die Problematik der von der KPD-Führung vorgeschlagenen Einheitslisten zu sprechen. Hierzu ist zu sagen, daß in der Parteiöffentlichkeit der Berliner SPD eine Aussage Franz Dahlems für Unruhe gesorgt hatte, die auf einer Veranstaltung von SPD und KPD in Berlin-Neukölln gefallen war. Der kommunistische Spitzenfunktionär hatte dort nach Ausführungen eines Sozialdemokraten gesagt, „dass Max Fechner sich geäußert haben soll, er möchte am liebsten gleich gemeinsame Listen zwischen S. P. D. und K. P. D."[101] Hierzu sagte Fechner: „Auch die Erklärungen mehrerer Redner in der Öffentlichkeit, dass die Frage der Einheitslisten im bejahenden Sinne gelöst sei, stimme nicht. In einer gemeinsamen Sitzung ist [das ...] von der KPD zur

98 Vgl. Elisabeth Kraus, Ministerien für das ganze Deutschland, München 1990, S. 81 ff. Wie schlecht es um die alliierte Zusammenarbeit bei der Viermächtekontrolle Deutschlands im Kontrollrat bestellt war, geht aus einem britischen Bericht vom Frühherbst 1945 hervor. Vgl. Minutes of Military Government Conference held on 12/13 October 1945 at Main Headquarter, Control Commission for Germany (British Element), Lübbecke, in: Documents on British Policy Overseas (Anm. 98), S. 214–225, hier S. 215.

99 Vgl. Rede Otto Grotewohls am 11. November 1945, in: SAPMO-BArch, DY 28, II/2/3, Bl. 7–13.

100 Handschriftliche Aufzeichnungen zur Sitzung des erweiterten SPD Bezirksvorstandes Berlin, 2. 11. 1945, in: LAB, C-Rep. 900-02, Nr. 1/008.

101 Protokoll der Abteilungsversammlung am 21. 10. 1945 der 94. Abteilung der SPD Neukölln, in: FNA, Protokollbuch der SPD Neukölln (14. Kreis), 94. Abteilung. Vgl. auch Handschriftliche Aufzeichnungen zur Sitzung des erweiterten SPD Bezirksvorstandes Berlin, 2. 11. 1945, a. a. O.

Sprache gebracht worden, man habe aber in keiner Beziehung irgend einen Beschluss gefasst."[102] Er betonte außerdem, daß im ZA Einvernehmen darüber bestehe, nur „eigene Listen" bei zukünftigen Wahlen aufzustellen.[103] Damit verband er den Hinweis an seine Genossen, daß einzig und allein der Kontrollrat über den Wahlmodus bestimme und sich „die Alliierten [gemeint waren damit sicherlich die britische und die amerikanische Besatzungsmacht] nur für einzelne Listen" ausgesprochen hätten. Was Fechner hier andeutete, aber der Versammlung sicher nicht mitteilte, war die Tatsache, daß der ZA bei Vertretern der Westmächte vorstellig geworden war, um diese dazu zu bewegen, im Kontrollausschuß einen Beschluß zur baldigen Abhaltung freier Wahlen herbeizuführen. Ferner hatte die Berliner SPD-Führung vorgeschlagen, die von der KPD gewünschten Listenverbindungen durch ein Kontrollratsgesetz zu umgehen.[104] Vor dem Hintergrund dieser Fakten bleibt das Bemühen des ZA festzuhalten, mit Unterstützung der westlichen Alliierten dem Kurs der KPD auf eine beschleunigte Vereinigung zu begegnen und den organisatorischen Fortbestand der SPD in der SBZ zu gewährleisten. Ein weiteres Beispiel für das Werben um Hilfe stellte das Herantreten der ZA-Vorsitzenden Fechner und Grotewohl an die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" dar.[105] Hierzu sagte Egon Bahr in einem Interview: „Grotewohl hat im Herbst 1945 bei mir, ich war damals Redakteur der Allgemeinen Zeitung, [...] in aller Form um die Unterstützung dieser Zeitung in dem schweren Abwehrkampf gegen die Kommunisten geworben. [...] Das war ehrlich, da war Fechner mit dabei, das hat er nicht nur im eigenen Namen gesagt." Überhaupt war nach der Rückkehr der ZA-Delegation von der Wennigsener Konferenz das Bemühen der Berliner SPD-Führung, insbesondere Otto Grotewohls, erkennbar, „Kontakte zu englischen, französischen und amerikanischen Offizieren und Beamten, zu ausländischen Korrespondenten und Vertretern der europäischen sozialistischen Parteien"[106] zu intensivieren. Dies sollte dem Ziel dienen, die Rolle des ZA als wichtigen Gesprächs- und Kooperationspartners angesichts der Besatzungssituation in Deutschland zu betonen und die politische Isolation zu überwinden, in der sich die Berliner nach Wennigsen befanden. Von besonderem Gewicht war in diesem Zusammenhang für den ZA, daß die Labour Party und die französischen Sozialisten im Unterschied zu Schumacher den Kontakt zur Berliner SPD-Führung suchten.[107]

102 Protokoll der Kreisleitersitzung der SPD vom 2. 11. 1945, in: LAB, C-Rep. 900-02, Nr. 3/6/031. Ein inhaltlicher Vergleich des Protokolls der Kreisleitersitzung mit den handschriftlichen Aufzeichnungen der erweiterten SPD-Bezirksvorstandssitzung offenbart, daß es sich um ein und dieselbe Sitzung handeln muß. So weisen beide Quellen auf, daß Max Fechner als ZA-Vertreter später zur Sitzung hinzugebeten wurde.

103 Handschriftliche Notizen zur Sitzung des erweiterten SPD Bezirksvorstandes Berlin, 2. 11. 1945, a. a. O.

104 Hurwitz (Anm. 66), S. 479.

105 Interview mit Egon Bahr, 3. 3. 2000, in: Privatarchiv Loeding.

106 Lucio Caracciolo, Der Untergang der Sozialdemokratie in der sowjetischen Besatzungszone. Otto Grotewohl und die „Einheit der Arbeiterklasse" 1945/46, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 36 (1988), H. 2, S. 281–318, hier S. 301.

107 Ein Beispiel hierfür war der Besuch einer Delegation der S. F. I. O. am 14. 10. 1945 in Berlin beim ZA. Vgl. Rapport sur un voyage en Allemagne occupée du 6e au 15e octobre 1945, in: AdsD, Sopade 124; Anmerkungen General Koetz' in einem Brief General Koenigs à Monsieur le Ministre des Affaires Étrangères, 17. 10. 1945, in: Sammlung Caracciolo, Rom.

In seinen weiteren Ausführungen auf der Sitzung am 2. November 1945 wies Max Fechner darauf hin, daß in absehbarer Zeit eine Konferenz von SPD und KPD von je dreißig Vertretern zusammenkommen werde,[108] um die Frage zu prüfen, „ob eine Listenverbindung hergestellt werden soll". Hierzu wiederholte er – zur Beruhigung und Versicherung der Zuhörerschaft – noch einmal die Ansicht des ZA, mit getrennten Wahllisten bei kommenden Wahlen anzutreten.[109] In Anbetracht der Besatzungssituation in der SBZ zeigt die Ankündigung Fechners, der Abhaltung der Konferenz nicht zu widersprechen, daß der ZA sich dem Gebot der Kooperation mit der KPD nicht entziehen konnte, wollte er gegenüber der sowjetischen Besatzungsmacht als verläßlicher politischer Partner bei allen vorhandenen Schwierigkeiten der Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten auf Provinz- und Landesebene in der Sowjetzone gelten. Diese Einordnung bestätigte das ZA-Mitglied August Karsten auf der außerordentlichen Sitzung des thüringischen SPD-Landesverbandes am 16. November 1945, indem er darauf hinwies, daß der ZA Listenverbindungen ebenso wie die thüringischen Sozialdemokraten ablehne, „aber der Ansicht [sei], dass der angeregten Sitzung nicht aus dem Wege gegangen werden könne".[110] Anschließend berichtete Karsten von der Absicht des ZA, in Vorbereitung dieser Zusammenkunft eine Konferenz mit Vertretern der Landes- und Bezirksverbänden der SPD in der SBZ durchzuführen, auf der Fragen der Reichseinheit, der Stellung zur KPD und der inneren Organisation im Mittelpunkt stehen sollten.[111] Die Tagung mit den Regionalvertretern verknüpfte der ZA demnach bewußt organisatorisch mit der von der KPD vorgeschlagenen Dreißigerkommission, um ein gemeinsam abgestimmtes Vorgehen der SPD-Vertreter zu gewährleisten.[112]

Um über die Konflikte mit der KPD im Bilde zu sein und bei Gesprächen mit der SMAD zur Sprache bringen zu können,[113] hatte der ZA die Provinzial- und Landesleitungen der SPD ersucht, „Material über die Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit [...] zu sammeln und mit Boten"[114] nach Berlin zu bringen. Offenbar kamen die SPD-Bezirke dieser Aufforderung nur unzureichend nach, wie Notizen aus dem Nachlaß Max Fechners belegen: „Auf unsere Bitte hat bisher nur der Bezirksverband Thüringen reagiert."[115] Demzufolge waren die Mitglieder des ZA über die politische Situation

108 Diesen Vorschlag hatte die KPD-Führung auf der Sitzung des zentralen Aktionsausschusses am 18. Oktober 1945 vorgetragen. Vgl.: Notizen Wilhelm Piecks zur Besprechung mit der SPD am 18. 10. 1945, 2 Uhr, im Parteihaus der SPD, a. a. O., Bl. 39. Am 25. Oktober 1945 wiederholte die KPD-Führung den Wunsch und fragte bei den ZA-Vertretern an, „*wann gemeinsame Sitzung* beider Zentralen und BL". Vgl.: Notizen Wilhelms Pieck zur Sitzung mit ZA-Vertretern, 25. 10. 1945, in: SAPMO-BArch, NY 4036/715, Bl. 18.

109 Protokoll der Kreisleitersitzung vom 2. 11. 1945, a. a. O.

110 Protokoll zur außerordentlichen Sitzung des Landesvorstandes Thüringen der SPD am 16. November 1945 in Weimar, in: SAPMO-BArch, DY 28, II/3/8/2, Bl. 41.

111 Ebd.

112 Aktennotiz, Betrifft: 30er Kommission und Konferenz mit den Landes- und Bezirkssekretären, Berlin, 7. 11. 1945, ebd., NY 4090/281, Bl. 5.

113 Vgl. dazu Protokoll über die 9. Sitzung der S. P. D. am 9. 10. 1945, in: Landesarchiv Merseburg, SPD-Provinzialleitung Sachsen-Anhalt, II/2/1/1; Brief Otto Buchwitz' an Otto Grotewohl, 14. 12. 1945, in: SAPMO-BArch, NY 4090/279, Bl. 173 f.; Handschriftliche Notizen Otto Grotewohls, in: SAPMO-BArch, NY 4090/276, Bl. 121 f.

114 Schriftliche Notizen zur Vorbereitung einer Sitzung, undatiert, in: SAPMO-BArch, NY 4101/12, Bl. 17.

115 Ebd.

in Thüringen und das Verhältnis von SPD und KPD umfassend informiert.[116] „Hermann Brill bedrängte den ZA unaufhörlich mit Kritik und Forderungen."[117] Wie die Mitglieder des ZA betrachtete der thüringische SPD-Vorsitzende trotz des Mißerfolgs von Wennigsen den Aufbau einer einheitlichen SPD-Parteiorganisation im überzonalen Maßstab als ein erstes bedeutendes Etappenziel auf dem Wege zum Fall der Zonengrenzen und der Herstellung „der sozialistischen Einheit der Arbeiterklasse",[118] die wie in dem dreigliedrigen Etappenplan des Zentralausschusses am Ende des Wiederaufbauprozesses in Deutschland stehen sollte.

Welchen Stellenwert die Konstituierung einer SPD-Reichsorganisation in den politischen Überlegungen Hermann Brills einnahm, zeigt der Entwurf eines Forderungskataloges an den ZA,[119] der im Vorfeld des SPD-Landesparteitag Thüringens am 27. und 28. Oktober 1945 entstand. Unter Punkt 1 enthält er die Aufforderung an den ZA und das Büro Schumacher in Hannover, einen Gesamtvorstand zu bilden, dem es obliegen sollte, „in allen außen- und innenpolitischen Fragen von grundsätzlicher Bedeutung eine für beide" Führungsinstanzen „bindende Richtlinie festzulegen". Im Weiteren wurden vom ZA die Einführung organisatorischer Neuerungen gefordert. Erstens: Zukünftig sollte er einmal im Monat eine gemeinsame Sitzung mit den Vorständen der Landes- und Bezirksorganisationen unter Einbeziehung der Bezirkssekretäre aus der SBZ durchführen. Der ZA hatte sich dieses Themas bereits auf seiner Sitzung am 20. Oktober 1945 unter dem Tagesordnungspunkt „Zentrale Tagungen der Landes- und Bezirkssekretäre" angenommen[120] – ein deutliches Indiz dafür, daß er die Kommunikation und die Zusammenarbeit mit den zentralen Parteigliederungen in den Ländern und Provinzen der SBZ im Blick auf die beträchtlichen Schwierigkeiten mit den Kommunisten[121] besser koordinieren und aufeinander abstimmen wollte. Zweitens: Der ZA sollte seine Fachausschüsse unter Hinzuziehung von Vertretern aus den Länder- und Provinzverbänden („also nicht der Bezirksverbände!") der SPD neu bilden und drittens „mindestens halbmonatlich Rundschreiben" herausbringen, um über „den Verkehr mit der" SMAD, die Arbeit seiner Fachausschüsse und „Anweisungen für die Ausführung von Anordnungen der deutschen Zentralverwaltung" zu informieren. Mit diesem Vorschlägen zielte Brill darauf ab, die organisatorischen Defizite in der Zusammenarbeit zwischen dem ZA und den SPD-Landesorganisationen in der SBZ zu beheben, um zu einer

116 Vgl. Bericht, Eisenach, 24. 11. 1945, ebd., NY 4101/14, Bl. 46–48; Bericht, Eisenach, 24. 11. 1945, ebd., Bl. 48–51; Bericht Karl Schupperts, 24. 11. 1945, ebd., Bl. 52–55; Brief Alfred Markwitz' an Max Fechner, 29. 11. 1945, ebd., Bl. 59; Bericht, ebd., Bl. 60–65.

117 Hurwitz (Anm. 66), S. 506.

118 Auftakt zum Parteitag. Demokratie von unten. Kundgebung mit dem Genossen Dr. Brill im Jenaer Volkshaus, in: AdsD, Nachlaß Brill, 1/HBAJ000004.

119 Entschließungsentwurf für den Landesparteitag der thüringischen SPD, Weimar, 28. 10. 1945, in: SAPMO-BArch, NY 4090/276, Bl. 44.

120 Tagesordnung zur Sitzung des Zentralausschusses an 20. 10. 1945, in: SAPMO-BArch, DY 28, II/2/1, Bl. 41.

121 Zu den Konflikten zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten vgl. Michels (Anm. 68), S. 110 ff.; Niederschrift über die Sitzung des Landesvorstandes der SPD am 7. 10. 1945, in: Mecklenburgisches Landeshauptarchiv, BPA der SED Schwerin, II/2a, Bl. 101–103; Brief der SPD-Ortsgruppe Cossebaude an die SPD-Landesgruppe Sachsen, 26. 10. 1945, in: Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, SED-BPA Dresden, III/7/1.

einheitlichen Ausrichtung der SPD in der SBZ, insbesondere vor dem Hintergrund der Vereinigungsoffensive der KPD, zu gelangen.[122] Die Mängel in der organisatorischen Parteiarbeit bestanden allerdings nicht nur zwischen dem ZA und den Führungsgremien der SPD-Landes- und Provinzialverbände in der sowjetischen Zone, sondern traten auch innerhalb der Landesverbände auf. Ein Beispiel hierfür stellen die Ausführungen Hermann Lüdemanns auf der Sitzung des Vorstandes der SPD Mecklenburg-Vorpommerns am 7. Oktober 1945 dar. Er bemängelte nicht nur die Passivität der SPD und die Überalterung der Partei, sondern beurteilte den Stand des Aufbaus der Parteiorganisation insgesamt als unbefriedigend. Vor diesem Hintergrund forderte Lüdemann die personelle Aufstockung des Parteiapparats durch die Einstellung hauptamtlicher Kreis- und Bezirkssekretäre. In der Vereinigungsfrage teilte Lüdemann die Auffassung des ZA. Er erachtete die Schaffung einer einheitlichen Arbeiterpartei in Deutschland für notwendig, doch war sie seines Erachtens ein politisches Fernziel: „Wir müssen darauf hinarbeiten, dass *eines Tages eine sozialistische Einigungspartei entstehe.*"[123] Trotz der Auseinandersetzungen mit der KPD in Mecklenburg-Vorpommern[124] hatte der SPD-Landesvorstand Anfang Oktober 1945 eine Vereinbarung mit der Landesleitung der KPD zur Einsetzung einer Landesarbeitsgemeinschaft getroffen[125] und sich dafür ausgesprochen, überall Arbeitsgemeinschaften von SPD und KPD in Mecklenburg zu bilden.[126]

Mit dem Forderungskatalog an den ZA hatte Hermann Brill ein deutliches Zeichen gegeben, die Handlungsinitiative wieder an sich zu nehmen. Den ersten Landesparteitag der thüringischen SPD nutzte er, um in der Frage der Vereinigung der beiden Arbeiterparteien öffentlich ein sichtbares politisches Zeichen des Widerstands gegen den beschleunigten Einheitskurs der KPD zu geben. Dazu brachte er eine Entschließung ein,[127] die vom Parteitag ohne Gegenstimme angenommen wurde. Mit ihr pflichteten die Delegierten seiner Auffassung bei, mit den Kommunisten nur Fraktionsgemeinschaften – hiermit knüpfte Brill an seine Vorstellungen vom Juli 1945 an – und keine anderen organisatorischen Verbindungen zu bilden und im Rahmen des Landesaktionsausschusses die gemeinsamen Funktionärssitzungen fortzuführen. Die Entscheidung in der Vereinigungsfrage sollte dagegen einem Reichsparteitag der SPD vorbehalten bleiben. Diese Haltung Brills lag ganz auf der politischen Linie, die der ZA in Berlin vertrat. In der Entschließung war der Appell an die Berliner SPD-Führung gerichtet, „baldigst mit einem für ganz Deutschland geeigneten Aktionsprogramm zur Aufgabe

122 Vgl. auch „Wie Magdeburg gleichgeschaltet wurde", Anlage zum Rundschreiben Nr. 75/1946, SPD, Büro der Westzonen, 26. 4. 1946, in: AdsD, Nachlaß Sänger, 217; SBZ-Projektinterview mit Ernst Thape, 22. 8. 1973, S. 7, in: AdsD.

123 Niederschrift über die Sitzung des Landesvorstandes der SPD am 7. 10. 1945, a. a. O., Bl. 102 f. Hervorhebung vom Verf.

124 Ebd., Bl. 101.

125 Vereinbarung der Landesleitung der KPD für Mecklenburg-Vorpommern und des Landesvorstandes der SPD für Mecklenburg-Vorpommern, 5. 10. 1945, in: Mecklenburgisches Landeshauptarchiv, BPA der SED Schwerin, II/2 a, Bl. 99–100; Geschichte der Landesparteiorganisation der SED Mecklenburg 1945–1952, Rostock 1986, S. 138.

126 Niederschrift über die Sitzung des Landesvorstandes der SPD am 7. 10. 1945, a. a. O., Bl. 101.

127 Entschließung zur Frage der Herstellung der sozialistischen Einheit der deutschen Arbeiterklasse, 28. 10. 1945, in: AdsD, Nachlaß Brill, 1/HBAJ000004.

der Herstellung der sozialistischen Einheit der deutschen Arbeiterklasse hervorzutreten und ein Referat darüber als selbständigen Tagesordnungspunkt auf die Tagesordnung des 1. Gesamtparteitages zu setzen". Als weitere Forderungen beinhaltete die Entschließung einen Maßnahmenkatalog:

1. „SPD und KPD müssen dahin wirken, dass alle außerhalb der beiden Parteien der Arbeiterklasse bestehenden sog. Anti-Ausschüsse unverzüglich verschwinden und sich die Mitglieder solcher Ausschüsse für eine politische Partei entscheiden."
2. „Innerhalb des Blocks antifaschistischer Parteien sollen SPD und KPD überall Fraktionsgemeinschaften bilden, die einheitlich auftreten."
3. „Die gemeinsamen Funktionärssitzungen sind fortzusetzen; der Landes-Ausschuss hat dafür einen Plan aufzustellen."
4. „Beide Parteien haben durch gemeinsame Maßnahmen die Verantwortung für die Arbeiten des FDGB zu übernehmen."

Analog zur Grundsatzposition des ZA war auch im politischen Konzept Hermann Brills eine Einheitspartei im Zonenmaßstab nicht denkbar. Darauf wies er die Vorsitzenden der Kreisverbände und Ortsvereine der SPD Thüringens in einem Rundschreiben vom 6. November 1945 eindringlich hin: „Wir wollen diese Einigung im Reichsmaßstab von Zentralinstanz zu Zentralinstanz durch gemeinsame Beschlüsse der Parteitage [von SPD und KPD]. Deshalb kommen sogenannte Einigungen in einzelnen Ländern oder Provinzen oder gar einzelnen Gemeinden nicht in Frage."[128] Mit dieser klaren Aussage reagierte Hermann Brill auf Vorgänge, die sich in einzelnen Orten Thüringens zwischen SPD und KPD ereignet hatten. Dort waren Ende Oktober / Anfang November 1945 KPD-Ortsgruppen mit dem Wunsch zu gemeinsamen Funktionärs- und Mitgliederversammlungen an SPD-Ortsvereine herangetreten, um einen Beschluß zur Zusammenführung beider Arbeiterparteien herbeizuführen.[129] In Wolfsleben waren KPD-Funktionäre auf einer lokalen SPD-Mitgliedsveranstaltung erschienen, erklärten den Vollzug der Einheit der Arbeiterklasse und verlangten den geschlossenen Übertritt der SPD-Mitglieder in die KPD. Dabei nahmen sie Aufnahmeanträge, Parteiakten und -kasse sogleich an sich.[130] Auf der Vorstandssitzung des Landesverbandes am 5. November 1945[131] berichteten Brill und ein Vorstandsgenosse „von Orten in Thüringen", an denen sich „unhaltbare Zustände zwischen SPD und KPD herausgebildet haben, teils durch gemeinsam getroffene Vereinbarungen der Ortsgruppen beider Parteien, die auf jedwede eigene politische Tätigkeit verzichten, wie in Eisfeld, teils durch Drohungen und Verhaftungen von Seiten der KPD". Vor dem Hintergrund dieser Schilderung beschloß der Vorstand einstimmig, die SPD-Ortsvereine in einen Rundschreiben „über die sogenannte Massenbasis-Taktik" der KPD aufzuklären. Brill zielte in seinen Bemühungen

128 Rundschreiben Nr. 18 des SPD Landesverband Thüringen, 6. 11. 1945, in: AdsD, NL Hermann Brill, I/HBAJ000004.

129 Vgl. beispielsweise: ebd.; Vorstandssitzung am 22. 10. 1945 im Parteibüro [des Ortsvereins Zella-Mehlis der SPD], in: Thüringisches Staatsarchiv Meiningen, BPA der SED Suhl, II/3/6.

130 Manfred Overesch, Hermann Brill in Thüringen 1895–1946. Ein Kämpfer gegen Hitler und Ulbricht, Bonn 1992, S. 378.

131 Protokoll zur Sitzung des Landesvorstandes Thüringen der SPD am 5. 11. 1945 in Weimar, in: SAPMO-BArch, DY 28, II/3/8/2, Bl. 31.

zur Herstellung einer einheitlichen Arbeiterpartei nicht auf „eine Vereinigung von KPD und SPD", sondern auf die Ausbildung einer neuen Organisationsform.[132] Insofern, so stellt Manfred Overesch fest, kam Brill mit seinen „Versuchen, das Gesetz des Handelns [...] noch einmal in die Hand zu bekommen", der von den Kommunisten „propagierten Einheitsoffensive nur scheinbar entgegen".[133]

In dem schon erwähnten Rundschreiben Nr. 18 legte der thüringische SPD-Vorsitzende dar, daß die KPD zur „Einheitsfronttaktik zurückgekehrt ist", die, so warnte er seine Parteigenossen, immer das Ziel verfolgt habe, „die SPD zu zerstören". Zudem trat Brill entschieden der Behauptung Piecks und Ackermanns[134] und der KPD-Presse entgegen, „die SPD stehe erneut unter der Führung von Noske, Stampfer und Severing". In Bezugnahme auf die von kommunistischen Ortsverbänden verlangten gemeinsamen Sitzungen schrieb er, daß die KPD-Vertreter „in diesen Veranstaltungen [...] bedeutungslose Entschließungen" einbringen, „die nur den Zweck haben können, den organisatorischen Zusammenhalt unserer Partei zu verstören". In Anbetracht dieser Tatsachen verlangte Brill von seinen Parteigenossen rigorose Parteidisziplin und erinnerte an die Beschlüsse des Landesparteitages vom 28. Oktober 1945, der Fraktionsgemeinschaften von SPD und KPD beschlossen habe, „andere Bindungen gegenüber der KPD" seien nicht zulässig. Zugleich verband der thüringische SPD-Landesvorsitzende hiermit den Hinweis, „keinerlei andere gemeinsame Veranstaltungen mit der KPD durchzuführen", solange dazu keine zentrale Vereinbarung der Leitungen von SPD und KPD für Thüringen vorliege. Wie der ZA in Berlin war er bestrebt, die organisatorische Selbständigkeit der SPD in der SBZ zu bewahren und die Frage der organisatorischen Vereinigung der beiden Arbeiterparteien einem Reichsparteitag der SPD vorzubehalten, erkannte der Zusammenarbeit beiden Arbeiterparteien im Prozeß des Wiederaufbaus aber eine wichtige Leitfunktion zu.[135] Sicher wußte Hermann Brill, der den Kommunisten und auch der sowjetischen Militärverwaltung aufgrund seines unerschrockenen Auftretens ein Dorn im Auge war,[136] aber auch, daß die SPD in der SBZ ohne die Unterstützung der SPD in den Westzonen und insbesondere Kurt Schumacher politisch nicht überleben konnte. Dafür zeugt seine Forderung nach einem SPD-Reichsparteitag.

132 Ebd.

133 Manfred Overesch, Hermann Brill und die Neuanfänge deutscher Politik in Thüringen 1945, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, Jg. 27 (1979), H. 4, S. 524–569, hier S. 560.

134 Wilhelm Pieck hatte am 13. Oktober 1945 in Erfurt und Anton Ackermann in Gera eine Ansprache gehalten, auf die sich Hermann Brill in seinem Rundschreiben bezog. Vgl. Zur Geschichte der Bezirksparteiorganisation Gera der SED, Bd. 1, Gera 1986, S. 215.

135 Vgl. Zur Frage der Demokratie. Thesen für das Referat am 18. 10. 1945 in Erfurt, in: Bundesarchiv Koblenz, N 1086/97, Bl. 5–7, hier Bl. 6 f.

136 Loeding 2002, S. 167 ff.

# Neue Literatur

**Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Generalstreikbeschluß am 3. März 1919 bis zur Spaltung der Räteorgane im Juli 1919.** Hrsg. und bearb. von Gerhard ENGEL, Gaby HUCH und Ingo MATERNA. – Berlin: Akademie Verlag 2002. XLVIII, 885 S.

Trommelwirbel – Tusch! Es ist vollbracht. Entgegen aller finanziellen Austrocknungsstrategien hat sich der historiographische Vollstreckungswille der Herausgeber und der publizistische des Verlages durchgesetzt. Dafür Dank und Anerkennung. Kleinteiliges wäre anzumerken und zu korrigieren, Lappalien gegenüber der bereits zweimal hervorgehobenen editorischen Gesamtqualität des ungezählten Dreibänders.[1] Wäre da nicht die blöde Tragik der Geschichte selbst …

Daß der Vollzugsrat kein Vollzugsrat war, hieß ein Resümee der Rezension des ersten Bandes. Dies gilt auch für die folgenden, vom zweiten und dritten Band dokumentierten Zeitabschnitte. Daß sich die Vollversammlung der Räte als Parlament begriff, konnte aus dem zweiten Band ermittelt werden. Dieses Selbstverständnis wurde ihr im Generalstreik vom März 1919 zum Verhängnis. Entgegen der Tradition der Versammlungsdemokratie und der Arbeiterdelegierten benahmen sich die Protagonisten der deutschen Rätebewegung in diesem Generalstreik wie eine Obrigkeit. Dem Druck der Delegationen einiger Großbetriebe und der eigenen Stimmungslage folgend hatte die Vollversammlung der Arbeiterräte am 3. März den Generalstreik beschlossen, um verlorenes und selbst aufgegebenes revolutionäres Terrain zurückzugewinnen. Doch der Beschluß enthielt ein Aber. Aber sollte der Generalstreik wirklich allgemein sein? Was war mit Gas, Wasser, Strom? Was mit der Versorgung mit Lebensmitteln, was mit den Krankenhäusern, Geld- und Lebensmittelkartendruckmaschinen? Ach, du meine Güte.

Die Kommunisten, die den Generalstreik mit beschlossen hatten, setzten in Opposition zum „aber" eine eigene Streikleitung ein. Und weil die Fraktion der Demokraten gegen den Streik gestimmt hatte, wurde die Streikleitung nur aus Mitgliedern der beiden sozialdemokratischen Fraktionen gebildete, die sich bald in ihre politischen Widersprüche verstrickten. Doch bevor diese eine weitere gemeinsame Leitung des Streiks verhinderten, war der Streik selbst ein Problem. Die Streikleitung hatte Schwierigkeiten zusammenzutreten, weil die Verkehrsbetriebe ihrem Streikaufruf folgten. Die Herausgabe einer Streikzeitung war auch nicht einfach, denn die „Freiheit" wurde ebenfalls bestreikt und der „Vorwärts" stand auf der anderen Seite. Schließlich waren noch Verhandlungen mit der staatlichen Papierzuteilungsstelle zu führen, und endlich: Welche Druckerei hatte eine autonome Energieversorgung, um bei einer eventuellen Unterbrechung des Stroms die Streiknachrichten vervielfältigen zu können?

Schwierigkeiten, die durch eine geschlossene Streikfront und durch revolutionären Elan zu lösen gewesen wären, wäre da nicht der prinzipielle Konstruktionsfehler gewesen, daß der Streik nicht durch die Belegschaften, sondern durch das Parlament der Arbeiterräte beschlossen worden war. Aber manche Betriebe fügten sich nicht. Ernst Däumig schäumte, die Streikgegner hätten das ABC des Rätesystems nicht begriffen: „Wenn die Vollversammlung gestern den Beschluß gefaßt hat, so können die Wähler nicht behaupten, daß es ohne ihren Willen geschehen wäre. Es geht nicht, daß man […] dieses System durchkreuzt […], und wer sich auf den Boden stellt, der hat das System der Räte nicht begriffen oder will es nicht begreifen" (S. 24). Viele Betriebe und im Nachtrab auch große Teile der SPD-Fraktion reklamierten dagegen eine Entscheidung durch die betriebliche Basis. Um diese auf Vordermann zu bringen, ruderten die Mitglieder der Streikleitung mit arbeitswilligen Chauffeuren durch die Stadt, die Beschlußklinken betrieblicher Vollversammlungen zu putzen. Wäre es da – so wurde vorgeschlagen – nicht an der Zeit, die freigewerkschaftliche Gewerkschaftskommission ins Boot der Streikleitung zu holen? Nach welcher Prozedur diese wohl – und wenn ja, wie – entschieden hätte? Und die Syndikalisten gaben zu bedenken, ob dann nicht auch das freie Gewerkschaftskartell zur Beihilfe aufgefordert werden müßte (S. 49). Richard Müller lieferte zur Rechtfertigung des Räte-Parlamentarismus einen schiefen Exkurs zur Geschichte des Konflikts zwischen der betrieblichen (oder beruflichen) Versammlungsdemokratie und der organisationsgebundenen Streikvorbereitung ab: „Wir haben in allen früheren Teilstreiks die Entscheidung einer Delegiertenversammlung oder einer Vertrauensmännerkonferenz (sic!). Das war ein

gewerkschaftlicher Grundsatz, von dem man nicht abgewichen ist und der oft dazu mißbraucht wurde, einen Streik frühzeitig abzuwürgen. Heute ist es umgekehrt. Heute stellen wir uns auf denselben Standpunkt, auf den sich die Gewerkschaften früher gestellt haben. Da sagt man, der Standpunkt ist nicht richtig. So kann es auch nicht gehen. Es ist praktisch nicht durchführbar, eine Urabstimmung in Groß-Berlin vornehmen zu lassen, dann wären wir zu Ostern noch nicht fertig mit der Urabstimmung. Diejenigen, die glauben, diese Schwierigkeiten sehr schnell überwinden zu können, scheinen diese Schwierigkeiten nicht zu kennen. Wie wäre es, wenn die Hälfte sich für und die Hälfte sich dagegen ausspräche? Es sieht so aus, daß man die Gründe, die hierfür maßgebend sind, nicht überall gleich vertreten kann, aber man kann sie dort vertreten, wo die Vertreter der gesamten Bevölkerung vertreten sind, und das ist der Arbeiter- und Soldatenrat" (S. 67 f.).

Der zweite Konstruktionsfehler lag im Forderungskatalog begründet. Die konstitutionellen Forderungen – durch eine nach Weimar entsandte Delegation der Regierung unterbreitet – waren nicht unmittelbar umzusetzen. Also mußte Versprechungen vertraut werden. Doch bevor die Unterhändler ihren Bericht am 7. März abstatten konnten, hatte sich die Streikleitung bereits aufgelöst, denn als die Vollversammlung am 6. März auf Druck der Eisenbahner die Ausdehnung des Streiks auf die „Kraft-, Gas- und Wasserwerke" beschlossen hatte, und die SPD-Vertreter daraufhin aus der Streikleitung ausgetreten waren – ohne daß die SPD ihre Mandate für den Vollzugsrat aufgab –, hatten die Unabhängigen die Streikleitung niedergelegt. Nachdem die Emissäre berichtet, und Däumig neue Forderungen begründet hatte, bei deren Erfüllung der Streik abgebrochen werden sollte, knüpfte des weiteren ein Sozialdemokrat die Diktatur des Proletariats an den Willen der Mehrheit, schaltete man in Erwartung des von der Versammlung tags zuvor beschlossenen Streiks der Energieversorger den Strom ab, mußte der Protokollant seinen Dienst unterbrechen und nahm die Versammlung „mit großer Erregung" Däumigs Resolution an. Auch ohne Erfüllung dieser Bedingen proklamierte die Vollversammlung drei Tage später das Ende des Streiks. Daraufhin treten die Kommunisten aus dem Vollzugsrat aus, bleiben aber Mitglieder der Vollversammlung. Vier Wochen später traten sie wieder im Vollzugsrat auf, weil der Plan bestand, mit der Gewerkschaftskommission ein Mai-Komitee zu gründen. (Ihre Wut über die Promotion des 1. Mai vom freiwilligen Kampf- zum gesetzlichen Feiertag lassen wir hier unzitiert.) Als der Vollzugsrat am 17. April einen Genossen der MSPD aufgefordert hatte, wegen unüberbrückbarer politischer Differenzen mit seinen Arbeitskollegen den Betrieb zu verlassen, zieht die Fraktion der MSPD aus der Sitzung des Vollzugsrates aus, nimmt aber an späteren Sitzungen auch der Vollversammlung teil. Als am 3. Mai die Mehrheit der Vollversammlung den Polizeipräsident von Charlottenburg, Wilhelm Richter (MSPD), nicht als kommunalen Arbeiterrat anerkennt, ziehen die Mitglieder seiner Fraktion aus: Schließlich sei er kein kommunaler, sondern ein Staatsbeamter, und Emil Eichhorn sei im Dezember, obwohl Polizeipräsident in Berlin, Delegierter auf dem ersten Reichsrätekongreß gewesen. Am 9. Mai nehmen beide Fraktionen jedoch an der Sitzung des Vollzugsrates teil. Am 20. Juni verlassen zur Abwechslung mal die Mitglieder der USPD eine Sitzung des Vollzugssrates, weil sie sich von Fritz Brolat (MSPD) beleidigt fühlten. Die Sache renkt sich aber wieder ein, weil Brolat versichert, ein Mitglied der KPD gemeint zu haben. Weil für die USPD und die KPD der Vertrag von Versailles die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mittel war, führten die unüberbrückbaren Gegensätze in der Einschätzung des Friedensvertrages zur endgültigen Spaltung der Räteorgane. Mit der Dokumentation der ersten getrennten Sitzungen der beiden Richtungen (USPD/KPD und MSPD/DP) schließt der letzte Band dieser Edition ab.[2]

Ihren größten Erfolg verbuchten die Berliner Räte im Arbeitskampf der Berliner Metallindustrie. Durch ihre Vermittlung gelang es den Streikenden, die betriebliche Mitbestimmung auch bei Neueinstellungen durchzusetzen. Dagegen gelang es den Protagonisten der Rätebewegung nicht, die strukturellen und konzeptionellen Probleme zu lösen, die sich aus der Übertragung ihrer tradierten, betrieblichen/beruflichen und versammlungsdemokratischen Organisationsmatrix auf die gesamtgesellschaftliche Ebene ergaben, was nicht allein auf die politische Spaltung innerhalb der Arbeiterbewegung zurückzuführen war, vielmehr ist ein Nebeneinander und eine Vermengung von Abgrenzungsstrategie und Einheitsmythos zu beobachten, dadurch verursacht, daß nicht alle Konfliktlinien entlang der Fraktionsgrenzen verliefen. Der durch den Bürgerkrieg und den ökonomischen Zusammenbruch in die Räteorgane transportierte politische Hektizismus zwang der Rätebewegung – auf der Folie der politischen

Widersprüche – einen reaktiven Aktionismus auf, der es verhinderte, andere organisatorische Lösungsstrategien zu finden, als die politischen Parteien als Binnenfraktionen zuzulassen und interne Wahlen anders als nach einem parlamentarischen Schema durchzuführen und sich also als Parlament zu begreifen.

Die nunmehr abgeschlossene, dreibändige Edition zur Berliner Rätebewegung ist ein unentbehrliches Hilfsmittel, um der Fortführung der zeitgenössischen Polemik mit historiographischen Argumenten eine geschichtswissenschaftliche Analyse entgegensetzen zu können.

1 *Vgl. IWK, Jg. 30 (1994), H. 3, S. 453 f., und ebd., Jg. 35 (1999), H. 1, S. 150 f.*
2 *Einen Überblick über die Politik der getrennten Rest-Räte bieten die S. XVII–XXIV der Einleitung.*

*Dirk H. Müller*

**Die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums 1817–1934/39. Bd. I/11 und II: 14. November 1918 bis 31. März 1925**. Bearb. von Gerhard SCHULZE. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) unter Leitung von Jürgen KOCKA und Wolfgang NEUGEBAUER (= Acta Borussica. Neue Folge; I. Reihe, Bd. 11). – Hildesheim, Zürich und New York: Olms-Weidmann 2002. IX, 780 S.

So schön umfassend und umständlich der Titel auch ist, so verschweigt er doch das wichtigste: Es handelt sich nicht um eine Edition der Protokolle, sondern um ihre Regesten. Ein „nur" vor dem Wort Regesten verbietet sich aus zweierlei Gründen. Die Protokolle selbst können wegen ihres Umfanges vernünftigerweise nicht ediert werden, es sei denn es würden zugleich Regale, wenn nicht Unterstellräume mitgeliefert werden. Die Protokolle werden von Verlag in Zusammenarbeit mit dem Preußischen Geheimen Staatsarchiv sukzessive als Mikrofiches publiziert. Ein „nur" verbietet sich zum zweiten wegen des immensen Arbeitsaufwandes, der mit der Erstellung der Regesten und des Personen-, Orts- sowie Sachregisters verbunden ist. Nur wer – wie der Rezensent fünf Jahre lang mitleidend und bewundernd – den Kärrnerfleiß der Mitarbeiter dieses Projektes täglich im Staub- und Papier-Bergwerk des Geheimen Staatsarchivs beobachten konnte, kann ihre Leistung ermessen. Dafür gebührt ihnen das Silberne Semikolon am Bande: Allein das Verzeichnis der im hiesigen 11. Band zitierten – nicht der gewälzten – Archivalien umfaßt 17 Seiten, das Sachregister mehr als 100 und das der Personen 250 Seiten, es enthält die wichtigsten Lebensdaten, die Angaben zur beruflichen Laufbahn, sowie zu Haupt- und Nebenämtern. „Alle Register erschließen nicht nur die Regesten, sondern den vollständigen Protokolltext einschließlich Anlagen" (S. VIII). Das Sachregister aber muß der Leser sich selbst erschließen. „Arbeiterräte" zu suchen, und – ohne Verweis – unter „Räte" zu finden, mag noch angehen. Die Räte bei den Eisenbahnern aber nur unter „Eisenbahnen" zu finden, ist denn doch irritierend. Leider sind die Regesten an manchen Stellen kryptisch, so heißt es z. B. unter Punkt zwei der zweiten Sitzung: „Das Verbot der roten Farben und der roten Armbinden durch einzelne Generale" (S. 28). Wurde das Verbot dem Belieben der einzelnen Generale überlassen, wurde empfohlen, es zu unterlassen, oder gar aufzuheben, oder wurde nur berichtet?

In den 382 Regesten wird die Überlieferungsform der Quellen verzeichnet, sie enthalten die „Verhandlungsgegenstände", sowie Anmerkungen zu den im Regestentext zitierten Dokumenten: „Dadurch wird eine Vernetzung der Protokolle mit den Sachakten des Staatsministeriums und darüber hinaus auch mit denen der jeweiligen Fachministerien erreicht sowie auf andere Archivbestände verwiesen" (S. I). Kurzum: wir besitzen mit den Regesten ein Passepartout für den Zugang zum Olymp der Preußischen Staatsbürokratie, zum Zentralgetriebe der Gesetzgebungsmaschinerie sowie für personalpolitische und administrative Entscheidungen. Und wenn – so wird uns versprochen – die Publikatonsreihe der chronologisch gegliederten Regesten abgeschlossen sein wird, seien „sachthematische Bände zu exemplarischen Themen" zur „Verwaltungspraxis des 19. und 20. Jahrhunderts", zu „Zensurpolitik und Öffentlichkeit" und zur „Selbstverwaltung" geplant, wobei „der Bestand des Staatsministeriums durch Akten der anderen Ministerien sowie durch weitere Quellen ergänzt sowie unter systematischen Fragestellungen gesammelt und eine erste Analyse vorgenommen werden" soll (S. II). Ein Akademieprojekt sui generis.

In dem hier vorliegenden 11. Band wird einer der gravierendsten Einschnitte in der Staatsgeschichte Preußens dokumentiert: Der Übergang von der Monarchie zur Republik und die Lösung der seit 1871 bestehenden Klammer zwischen

Preußen, den anderen Bundesstaaten und dem Reich. Einleitend skizziert Gerhard Schulze auf der Basis der neuesten Literatur und seiner Spezialkenntnisse die Wirkung der Veränderung dieser konstitutionellen Parameter auf den preußischen Parlamentarismus, die Gesetzgebung, Verwaltung und Personalpolitik. Sub rubrum Arbeiterbewegung bilden diese Regesten zu der oben besprochenen Dokumentation über die Berliner Rätebewegung ein instruktives Kontrastprogramm. Als kleines Beispiel sei ein Auszug aus dem Regest der ersten Sitzung der neuen Gesamtregierung vom 15. November zitiert: „1. Arbeiter-Soldaten und Bauernräte. Übernahme der Kosten [...] auf staatliche bzw. kommunale Fonds. Nach Erlaß dieser Verfügung sollen der Justizminister und das Reichsjustizamt in einem Gutachten(3) die Zuständigkeiten der A.-S. u. B.-Räte festlegen, um zu verhindern, daß dieselben in die Kompetenzen der Behörden ohne Berechtigung eingreifen. (Beschluß) – 2. Verhalten bei Verweigerung von Arbeitern der Staatseisenbahnverwaltung, unaufschiebbare Arbeiten [...] auszuführen. Einführung des Achtstundentag. (Beschluß) – 3. Eisenbahn-Freifahrtkarten für die Minister. (Beschluß) – 4. Rasche Aufnahme umfangreicher Notstandsarbeiten. (Beschluß)" (S. 38).

*Dirk H. Müller*

**Sozialistische Blätter. Das Organ der „Sozialistischen Front" in Hannover 1933–1936.** Bearb. von Karin THEILEN (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 197). – Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2000. 472 S.

Die Sozialistische Front umfaßte überwiegend junge Sozialdemokraten, 1935 auf dem Höhepunkt der illegalen Organisation etwa 700. Wie ihr Initiator Werner Blumenberg (1900–1965) standen ihre Anhänger in Distanz zum Parteivorstand und dessen Politik. Mehr zur inneren Verständigung gedacht, erschienen ungefähr jeden Monat die „Sozialistischen Blätter", insgesamt 40 Ausgaben, zunächst in je rund 200, 1936 in knapp 700 Exemplaren. Karin Theilen fand davon 30 Nummern, allerdings von sieben lediglich kurze Zitate in NS-Gerichtsakten.

Ein Schwerpunkt der von ihr edierten Blätter war die Kritik an der Innen-, der Sozial- und der Wirtschaftspolitik des Regimes, von Überlegungen zur Machtübertragung an die NSDAP über – oftmals – das Vorgehen der Deutschen Arbeitsfront und ihres Chefs, darunter auch über Korruptionen, die Röhm-Affäre und die ökonomischen Maßnahmen Schachts bis hin zu den Kriegsvorbereitungen. (Nebenbei: Der oder die Verfasser benutzten neben Faschismus und faschistisch einige Male auch die Bezeichnungen Nationalfaschismus bzw. nationalfaschistisch, offensichtlich, um gegen die mißbräuchliche Strapazierung des Sozialismusbegriffs durch das Regime anzugehen.) Ein weiteres Hauptthema bildete die Abkehr vom SPD-Vorstand und dessen Positionen sowie die Herausarbeitung des eigenen Standpunktes: ein baldiges Ende der Naziherrschaft wäre nicht absehbar, evtl. Folge eine Militärdiktatur, das Ziel des illegalen Kampfes sei der Umsturz und das Ende des Kapitalismus, die sozialistische Republik und die Herrschaft der Arbeiterklasse. Dazu sei eine neue Arbeiterbewegung, nicht SPD oder KPD, nötig. Die „Sozialistischen Blätter" sollten ihr den Boden bereiten. Programmatische Aussagen enthielt vor allem die Ausgabe vom Juni 1936: Vergesellschaftung von Produktionsmitteln, Bodenschätzen, Grund und Boden, Eroberung der Staatsmacht, Diktatur der Arbeiterklasse.

In der Einführung skizziert Karin Theilen die Sozialistische Front, Quellen, Herstellung und Verbreitung ihrer Blätter sowie deren Inhalt und Zielsetzung. Dabei hebt sie hervor, daß sie die Moral und Standhaftigkeit der Zielgruppe festigen sollten: „leidenschaftliche Anklagen gegen die Faschismus, Selbstbewußtsein der Sozialisten, unbeugsamen Willen zur Abrechnung und zur Verwirklichung sozialistischer Ziele" (S. 364).

Dieses Zitat stammt allerdings aus der den edierten illegalen Texten folgenden fast 100seitigen Denkschrift über Erfahrungen konspirativer Tätigkeit und dem Plädoyer für ihre sozialistische Zielstellung, die Blumenberg nach seiner Flucht in die Niederlande für den SPD-Vorstand im November 1936 verfaßte. Aus der Niederlage 1933 und enttäuscht von der Politik der SPD- wie der KPD-Spitze zog er die Lehre: Eine geheime Organisation sei notwendig. Pyramidenförmig aufgebaut, sollten an der Basis Vierergruppen aus bewährten Genossen stehen, die befähigt sein müßten, wenn die Zeit reif sei, je mindestens eine Fünfergruppe aus Arbeitern zu sammeln und zu leiten. Dies entsprach freilich weder der hannoverschen Organisationsrealität noch der mehrheitlichen Stimmung und Haltung der deutschen Arbeiterschaft – Illusionen, die sich in den Blättern

widerspiegelten und die gleichfalls auch anderen Gruppierungen und Leitungen nicht fremd waren. Eine Volksfront mit bürgerlichen Kräften hielt Blumenberg für fraglich, denn sie würde nach dem Sturz der Diktatur auseinanderstrebende Ziele verfolgen und in der parlamentarischen Demokratie kapitalistische Interessen durchsetzen. Eine proletarische Einheitsfront dürfe durch keine Vorbedingungen belastet sein. Der Sturz des Regimes, so überlegte Blumenberg, könne durch eine Militärdiktatur erfolgen, die allerdings keine politische Freiheit brächte, oder durch eine Volkserhebung, möglicherweise nach einem verlorenen Krieg. Diese ziele auf Herrschaft der Arbeiterklasse und sozialistische Revolution: keine politische Freiheiten für Staatsfeinde, Verstaatlichung des Großgrundbesitzes, der Bodenschätze, der Banken, der Schwer- und chemischen Industrie, des Versicherungs- und Verkehrswesens und der Energieversorgung. Grund und Boden solle an Bauern verpachtet, Betriebe müßten vom Staat oder Genossenschaften bewirtschaftet werden. Ein sozialistischer Staatenbund müsse in Europa entstehen.

Die meist von Blumenberg verfaßten Artikel in den „Sozialistischen Blättern" wie seine Denkschrift bleiben Zeugnis von Standhaftigkeit und Energie wie vom Denken und Fühlen linker deutscher Nazigegner zumindest in den ersten Jahren nach 1933. Doch wie weit die Positionen in der Leserschaft in Hannover, für einige Exemplare gleichfalls in Berlin, Göttingen, Hamburg, Magdeburg, Münster oder Leipzig und im Exil geteilt wurden, dürfte offen bleiben.

*Klaus Drobisch*

KRAUSS, Werner: **Briefe 1922 bis 1976.** Hrsg. von Peter JEHLE unter Mitarbeit von Elisabeth FILLMANN und Peter-Volker SPRINGBORN (= Analecta Romanica, Heft 65). – Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann 2002. 1053 Seiten.

Publikationsreihen produzieren mitunter Kurioses: Ein gewichtiges Werk von mehr als tausend Seiten als Heft zu bezeichnen, wäre für eine anglistische Reihe Understatement. Doch für eine romanistische? Die in diesem Band versammelten Briefe von Werner Krauss sprengen den engen Fachhorizont der Romanistik ohnehin, so daß das angemessene Oxymoron für die vorliegende Publikation wohl eher historisches Understatement wäre.

Daß der notorisch den neugierigen Mitlesern seiner Korrespondenz gegenüber mißtrauische Werner Krauss nicht nur ein so umfangreiches, sondern zugleich substantielles, ja gewichtiges Briefwerk hinterlassen hat, überrascht geradezu. Obwohl er immer wieder kryptische Einflechtungen in seine Epistel mengt, mit denen er das beschränkte Hirn staatlich geprüfter Mitleser („Die Pest über alle Zensoren und Polizonten hier und dort!" – Brief 582) zu überfordern hoffte, blieb er sich deren ungetrübter Aufmerksamkeit sicher: „Übrigens wird unsere Korrespondenz mit grosser Andacht nicht nur von uns zweien gelesen" (Brief 574). Mitunter entwich er der namenlosen Neugier, indem er ihr spanisch kam oder „wie ein Kreuzworträtsel" redete (Brief 22). Es ist dennoch nicht so, daß Krauss wegen dieser widrigen Bedingungen darauf verzichtet hätte, seine Position deutlich zu machen.

Die Edition der Briefe wird schon aus diesem Grunde zu einem Ereignis der Zeitgeschichtsschreibung. Sie eröffnen die seltene Chance des Einblicks ins Laboratorium eines seine Zeit überragenden Geistes, der zugleich nicht (allein) in dem Sinne ein Grenzgänger war, daß er Länder, politische Lager, wissenschaftliche Branchen wechselte, sondern indem er in einem geradezu altertümlichen Sinne Enzyklopädist, *homme des lettres,* war, wie die Objekte seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Er war Romanist in der fachwissenschaftlichen Enge des Metiers und zugleich Historiker, Philosoph, *ζῷον πολιτικόν.* Wenn an der Komplexität seiner Persönlichkeit, wie sie sich in seinen Briefen spiegelt, eine Facette fehlt, so am ehesten die, daß er nicht im Aristoteleschen Sinne *ζῷον πολιτικὸν καὶ οἰκονομικόν* war. Seine Bibliothek und Knax, der immer wieder neue alte Hund, bildeten seinen *οἶκος* im engeren Sinne. Zu wenig für ein bürgerliches Familienleben, hinreichend für den Ruf der Kauzigkeit, der Einsiedelei ... Indes beweisen die Briefe eher die Größe seiner intellektuellen Familie, verstreut über die Welt und die Jahrhunderte.

Krauss hatte als junger Eleve seiner Wissenschaft in Spanien erste Berührung mit der Politik. Diesen Kontakt erlebte er weniger als systematisches oder gar gewolltes Zusammentreffen, sondern in der Form eines Genickschlages. Er lernte in den Zeiten des Putsches von Primo de Riviera wegen des für ihn intellektuell so an- und aufregenden Kontaktes mit Anarchisten zum erstem Mal eine Gefängniszelle von innen kennen. So wie er das politische Denken Spaniens zur damaligen Zeit nicht vornehmlich der Literatur entnahm,

sondern im lebendigen Leben studierte, in den Debatten mit tätigen Menschen, Intellektuellen wie Ortega y Gasset, dem späteren Präsidenten der Exilregierung der spanischen Republik Claudio Sánchez-Albornoz oder den Arbeitern der Städte, verstand er Literatur nicht als toten Reflex wirklicher oder gedachter Phänomene, sondern als aktiven Teil sozialer Interaktion: nicht Widerspiegelung – hier lag er mit dem Kern der Lukácsschen Auffassung im Streit (vgl. Brief 511) –, sondern Aufnahme der Wirklichkeit durch die Literatur und Wirkung auf die Wirklichkeit durch die Köpfe ihrer Rezipienten. Der Abschied von der geistesgeschichtlichen Ausrichtung der Romanistik in Deutschland erleichterte ihm die akademische Karriere nicht. Dennoch: Bei Erich Auerbach fand er mehr als einen verständnisvollen Mentor, sondern einen Kombattanten. Als der vor den rassistischen Verfolgungen des NS-Regimes ins Exil fliehen mußte, übernahm der Antifaschist Krauss dessen Lehrtätigkeit in Marburg. Die Ironie der Geschichte, die den Marxisten Krauss gleichermaßen als Lehrstuhl-Arisierer erscheinen ließ, erstickte indes an der Unmöglichkeit, einen solchen Charakter zu korrumpieren. Selbst in dieser Zeit eilte sein Ruf über die Grenzen. Die Einbeziehung in die emigrierte Edition des Katalogs der Warburg-Bibliothek beruhte auf diesem Ruf: „Es ist drollig, dass man als Gojim mit ehrenwerten Überzeugungen [...] wieder Kurswert erlangt" (Brief 16). Sein guter Ruf sorgt dafür, daß er von Nazis: Kollegen und Studenten aus der Universität gemobbt wird und, in die Wehrmacht gezogen, falangistische Texte als Ausgeburt des neuen Spaniens übertragen muß. Die Versetzung nach Berlin ermöglicht die Erneuerung des Kontaktes mit Rittmeister, Ursula Götze und die Beteiligung an den Aktivitäten der Roten Kapelle. Dies sind freilich keine Neuigkeiten für den Leser.[1] Allein die Briefe geben ein unersetzbares Zeugnis dieser Vorgänge und eine Sicht auf sie, die bei aller kreuzworträtselartigen Verstellung durch kein Dokument der Verfolger zu ersetzen ist. Krauss schrieb in der Todeszelle einen kafkaesken ironischen Roman und eine brillanten Kommentar zu Gracians Handorakel der Moral: die Formen der geistigen Auseinandersetzung mit seiner Zeit aus der Perspektive der Zelle, die ein Tagebuch nicht erlaubte. Die wenigen Briefe, die gleichzeitig entstanden, die Briefe, die nach der Befreiung Freunden die Geschehnisse erklären, sind, wie Mitherausgeberin Elisabeth Fillmann in ihrem profunden Opus[2] bereits nachgewiesen hat, unersetzbare Übersetzungshilfen.

Nachvollziehbar wird durch die Briefe indes nicht jeder Schritt, den Krauss geht. Eine Briefedition kann eine Biographie nicht ersetzen. Dies zu erwarten hieße, den Band zu überfordern. Allein, es ist möglich, eine ganze Reihe anders nicht erschließbarer Handlungsgründe, Auffassungen, Urteile, Pläne, Zweifel und Kämpfe nachzuvollziehen, die andernorts keine Spuren hinterlassen haben. So erstaunlich die Tatsache ist, daß ein solcher Briefwechsel vorliegt – er ist dennoch kein adäquater Reflex der Person und ihrer Kommunikationsnetze. Es ist dem Herausgeber zu danken, daß er wenigstens punktuell ein Licht auf Menschen wirft, deren Bedeutung für Krauss sich aus den veröffentlichten Briefen allein nicht ergibt. Ein an sich vielleicht nicht sehr bedeutungsvoller Brief Jürgen Jahns (Brief 577) ermöglicht z. B., die Bedeutung dieses skrupulös nicht allein das Werk von Krauss betreuenden Lektors wenigstens anzudeuten. Andere bleiben dennoch nahezu vollkommen außen vor: so bleiben die Krauss sehr eng verbundenen Rosemarie und Wolfgang Heise, die wahrhaftig mehr waren als bloße Nachbarn in Hessenwinkel, zwangsläufig vollkommen im Dunkeln der Edition.

Die Edition gibt dem Leser die Chance, sich ein Urteil über Krauss zu bilden, selbst dort, wo er sich vielleicht nicht unbedingt dem Herausgeber anzuschließen vermag. So meint Peter Jehle in seinem knapp gehaltenen Vorwort, daß Krauss seine Entscheidung von 1947 für den Osten, für den Kommunismus, für die DDR, nicht revidiert habe. Er glaubt diese Auffassung mit folgenden Eintragungen in Krauss' Tagebüchern belegen zu können: „Der Sozialismus bleibt einzige Lösung, trotz seiner Diskreditierung durch eine Praxis, die manche Ansprüche erfüllt, aber den Anspruch, der der Mensch ist, geflissentlich überhört und verleugnet."[3] Doch spricht sowohl dieses Zitat genau gegen eine solche Interpretation wie auch Brief 535: «Yo no puedo creer ya, que el verdadero socialismo sea el fruto de tantos demanes y desafueros. Fué un error mío – generoso tal vez – que ya no se puede mantener sin completa renuncia a la sinceridad.»[4] Wenn nämlich die Hoffnung auf den Kommunismus eine Hoffnung auf den realisierten Humanismus gewesen ist, so heißt das Eingeständnis, daß er den „Anspruch, der der Mensch ist, geflissentlich überhört und verleugnet", daß diese Hoffnung „un error mío" darstellt. Krauss hat seine Entscheidung nicht in dem Sinne revidiert, daß er die DDR wieder verließ. Doch er hat begreifen müssen, daß die DDR nicht das Land, für das er sich glaubte entschieden

zu haben, war. Insofern war – und gerade dies ergibt sich aus den Briefen wie aus dem Tagebuch – sein spätes Ausharren vor allem eine pragmatische Entscheidung für die Aufrechterhaltung wissenschaftlicher Arbeitsfähigkeit den widrigen Umständen zum Trotz. Krauss war sich seiner privilegierten Position in der DDR sehr wohl bewußt und nutzte die ihm durchaus offenstehenden Möglichkeiten. Er reiste und publizierte, diente der Forschung, vergrößerte die Zahl seiner Schüler, obwohl er die Universität – nach der Zerstörung des intellektuell so produktiven Milieus in Leipzig – geflohen war. Er zahlte indes auch den Preis des Verzichtes auf unmittelbare Einmischung in die politischen Verhältnisse in der DDR. Insofern ist es nicht verwunderlich, wenn sein zweiter satirischer Roman, wie Frida Gadamer schrieb, sich anders las als der erste: „‚P. L. N.' war heitere Ironie, dies ist bittere. Und sie greift mir ans Herz, weil ich Dich daraus sprechen fühle" (Brief 541).

Die Briefedition läßt sehr differenzierte Interpretationsmöglichkeiten offen, ebnet Wege zu einem Verständnis des Autors. Der Herausgeber hat seine Interpretation deutlich gemacht, doch ganz offenkundig die Auswahl dieser Interpretation nicht akkommodiert, so daß dem Leser die Chance zum eigenen Urteil bleibt. Die Krauss-Biographie ist noch zu schreiben. Die Edition, die aus ca. 4000 überlieferten Briefen 604 auswählt (nach einer früheren Ankündigung von Martin Fontius sollte die Edition immerhin noch zwei Bände umfassen)[5], folgt dem begrüßenswerten Gedanken, daß Briefe weniger Teil eines Werkes als Teil von Kommunikationen sind. Es sind daher nicht nur Briefe von Krauss, sondern auch Briefe an ihn und – in einigen begründeten – Fällen auch Briefe Dritter aufgenommen, die – vor allem in der Haftzeit von Krauss – in den Briefen von und an Krauss nicht enthaltene Äußerungen festhalten. Vielleicht wäre diese sehr zurückhaltend durchgeführte Erweiterung des Korpus nicht unbedingt notwendig gewesen. Das für die Biographie überlieferte Material ist schließlich eben so wenig verloren, wie es die hier nicht gedruckten Briefe sind, doch es unterstreicht den Charakter der Ausgabe, mehr zu sein als wissenschaftliche Edition. Sie ist zugleich eine Leseausgabe für alle, die an der Person von Krauss und an der intellektuellen Geschichte nicht nur des Widerstandes gegen das nationalsozialistische Regime und der DDR interessiert sind.

Die Briefe sind zurückhaltend kommentiert. Das eine oder andere Mal wäre etwas weniger Zurückhaltung wünschenswert gewesen. Zumeist werden Textbezüge auf nicht aufgenommene Briefe knapp erläutert, wo dies übersehen wurde, scheint es insgesamt eher ein Versehen (z. B. Brief 473). Dankenswerterweise wurden die fremdsprachigen Texte übersetzt. Doch hierzu sind zugleich einige kritische Anmerkungen notwendig: Die Übersetzungen richten sich zweifelsohne an jene Leser, die nicht zum Fachpublikum der Romanisten zählen. Doch gerade diese sehen sich mitunter teils im Stich gelassen, teils in die Irre geführt. So bleiben etwa die Vortragsthemen Gonzáles Vicens, die Krauss in Brief 20 referiert, unübersetzt. Selbst jenen Lesern, die des Spanischen mächtig sind, wird dabei aber Thema 4: „El Krausismo español, sus origines y destino" ein wenig spanisch vorkommen. Ist es ein Ulk unter Freunden, oder was bedeutet der hispanische Krausismus in einem Brief von Krauss? Wieso hat Albert Soboul (Brief 462) einen Brief von Krauss in der Übersetzung „wirklich" erhalten. Diese Unterstreichung gibt der französische Text nicht her. Wenn sie indes auf einer anderswo artikulierten Sorge von Krauss beruht, der Brief könne verlorengehen, wäre dies in den Anmerkungen zu signalisieren. Die Textersetzung in Brief 478 beseitigt zwar einen falschen Numerus bei Krauss, fügt statt dessen aber einen falschen Bezug ein. Problematisch scheinen Übersetzungen, wo sich Krauss fremdsprachiger Metaphern bedient, innerhalb eines Textes die Sprachen wechselt, oder in Briefen gebräuchliche, nicht sehr ernsthafte Verkürzungen benutzt. „Tout les dix-huitièmistes" mit „Dixhuitiemisten" zu übersetzen scheint für nicht frankophone Leser – und für die sollte die Übersetzung hergestellt sein – eine kleine Gemeinheit. Wenn sie dann in einem spanischen Text französisch daherkommen, bleiben sie in der deutschen Übersetzung dem Französischunkundigen zum Trotz immer noch französisch. Hingegen werden die kleinen lautstark auf ihre geliehene Autorität pochenden subalternen Beamten («tipos de mandones, segun se les llama en España» – Brief 535) in der deutschen Übersetzung zu „‚Kommißköpfe[n]', wie man sie in Spanien nennt". Wem indes spanisch vorkommt, daß die preußischen Drillsergeants (die – wenn schon exakt, wie in Spanien üblich: eing*edeutscht* wird – natürlich „Kommißköppe" heißen müßten) auf die iberische Halbinsel ausgewandert sind und dort auch noch so benannt werden, scheint in Babylon angekommen. In diesen Fällen wäre weniger der Versuch einer literarischen Übersetzung als eine Erläuterung des fremdsprachigen Textes

wünschenswert gewesen, zumal die polyglotten Ausflüge von Krauss keineswegs der Liebe zur Exotik geschuldet sind, sondern häufig eher Erklärung denn Nachdichtung heischende Camouflage darstellen.

Die Edition wird abgerundet durch eine fragmentarische Bibliographie, in der der nachgelassene Text von Krauss „Die nabellose Welt" (obwohl auf ihn im Vorwort verwiesen wird) ebenso fehlt wie die Briefeditionen im Vorfeld dieser Ausgabe. Die biographischen Daten erleichtern die Orientierung ebenso wie das annotierte Personenregister. Letzteres ist freilich nicht frei von kleineren Fehlern: So ist Franz Borkenau nicht erst seit 1929 am Institut für Sozialforschung zu Hause, sondern begleitete bereits seine Gründung. Für Helmut Holtzhauer ist die Erwähnung seiner Funktion als Chef der staatlichen Kunstkommission von 1951 bis 1953 wohl von zentraler Bedeutung wie auch der Verweis auf die Verbindungen über Ilse Stöbe zur GRU bei Rudolf von Scheliha, was in bezug auf Krauss und vor allem seinen Zellengenossen Heinrich Kummerow, der freilich im Briefwechsel keine Erwähnung findet, zumindest von Bedeutung ist.

Das Verzeichnis der Briefe, das den Band abschließt, verzichtet leider auf die Aufnahme der nicht edierten Briefe, was für die Übersicht über die Relationen und Bezüge von großem Nutzen gewesen wäre. Ließe sich diese empfindliche Lücke noch mit dem in ihr verborgenen erheblichen Aufwand erklären, so bleibt schlicht unerklärlich, wieso der Herausgeber es versäumte, im Literaturverzeichnis auf das Themenheft über Werner Krauss der Zeitschrift „Lendemains" zu verweisen, in dem eine Reihe von Briefen von und an Krauss nicht nur erstmals publiziert wurden, sondern in dem auch Briefe nachzulesen sind, die in der vorliegenden Ausgabe keine Aufnahme gefunden haben.[6]

Auch wenn einige dieser Lücken im Apparat ärgerlich sind: die Edition ist gelungen, sie komplettiert die Ausgabe des wissenschaftlichen Werks von Werner Krauss, ja erst mit dieser Sammlung seines Briefwechsels schließt sich die Werkausgabe ab.

1 *Vgl. die beiden Nachkriegsberichte von Werner Krauss über seine Haft: Werner Krauss, Bericht aus der Todeszelle, in: Lendemains, Jg. 18 (1993), H. 69/70, S. 157-163; ders., Opfertod der antifaschistischen Studentin Ursula Goetze nach der Niederschrift ihres Leidensgenossen Universitätsprofessor Dr. Werner Krauss in Marburg, Rotenberg 28a, in: Topos, H. 8 (1996), S. 149 bis 161.*

2 *Elisabeth Fillmann, Realsatire und Lebensbewältigung. Studien zu Entstehung und Leistung von Werner Krauss' antifaschistischem Roman „PLN. Die Passion der halykonischen Seele", Frankfurt a. M. u. a. 1996.*

3 *Werner Krauss, Vor gefallenem Vorhang. Aufzeichnungen eines Kronzeugen des Jahrhunderts. Hrsg. von Manfred Naumann, Frankfurt a. M. 1995, S. 177.*

4 *„Ich kann einfach nicht glauben, daß der wahre Sozialismus die Frucht solcher Übergriffe und rechtswidrigen Handlungen ist. Es war ein Fehler meinerseits – ein großzügiger vielleicht –, an dem sich nicht länger festhalten läßt, ohne auf Aufrichtigkeit vollständig zu verzichten."*

5 *Vgl. Martin Fontius, Deutsche Geistesgeschichte im Spiegel der Krauss-Korrespondenz, in: Werner Krauss. Wege – Werke – Wirkungen. Hrsg. von Ottmar Ette u. a., Berlin 1999, S. 55, Fn. 2.*

6 *Darunter ein Brief von Krauss an den Oberreichskriegsanwalt, Briefe von Ricarda Huch, die Briefe an Bertie und Martin Hellweg, von Hubert Sommer und von Elly (Dunja) Wiegand – Lendemains, Jg. 18 (1993), H. 69/70.*

*Bernd Florath*

**Die Protokolle des Sekretariats der SED-Bezirksleitung Suhl. Von der Gründung des Bezirkes Suhl im Juni 1952 bis zum 17. Juni 1953.** Bearb. von Norbert MOCZARSKI (= Veröffentlichungen aus Thüringischen Staatsarchiven, Bd. 8). – Weimar: Hermann Böhlaus Nachf. 2002. XXXII, 1060 S.

Nachdem die SED in der ersten Hälfte der neunziger Jahre als ernstzunehmendes Forschungsthema kaum Beachtung fand, beschäftigt sich die Zeitgeschichtsforschung seit einigen Jahren erfreulicherweise recht intensiv mit Strukturen, Führungsentscheidungen, innerparteilicher Opposition und anderen internen Vorgänge innerhalb der bis 1989 in Ostdeutschland uneingeschränkt herrschenden Staatspartei. Allerdings stehen noch immer die frühen Jahre der Konstituierungs- bzw. Formierungsphase von 1945 bis 1953 im Zentrum der Aufmerksamkeit. Das ist auch in dem vorliegenden Band der Fall, der die Debatten in einem lokalen Führungszentrum in den Krisenjahren 1952 und 1953 in den Mittelpunkt stellt. Dies scheint im Ansatz auch sinnvoll zu sein, da sich

insbesondere in den vierziger und fünfziger Jahren innerhalb regionaler Führungsgremien im Vergleich zu den siebziger und achtziger Jahren durchaus kontroverse Debatten nachweisen lassen. Gleichwohl liegt für die späteren Jahre und insbesondere für den gesamten Zeitraum von 1946 bis 1989 keine Organisationsgeschichte der SED vor.

Die Herausgabe der Protokolle von Sitzungen einer SED-Bezirksleitung versteht Norbert Moczarski, seit 1990 stellvertretender Direktor und Oberarchivrat im Thüringischen Staatsarchiv Meiningen, als Unterstützung der historischen Forschung, da diese seiner Meinung nach eine komplexe Auswertbarkeit, weitgehende Authentizität und hohe Informationsdichte garantieren. Eine derartige Wertschätzung von Sitzungsprotokollen der SED mag auf den ersten Blick überraschen, denn wer als Forscher schon einmal mit Aufzeichnungsprotokollen dieser bürokratisch organisierten Partei zu tun hatte, dem fällt es schwer, wertvolle Informationen aus den oft drögen Details über Alltags- und Personalprobleme herauszufiltern. Die Jahre 1952 und 1953 bilden allerdings im Alltagstrott der Parteibürokratie insofern eine Ausnahme, als sich seit der zweiten Parteikonferenz vom Sommer 1952 eine gesamtgesellschaftliche Krise herausgebildet hatte, die in den 17. Juni 1953 einmündete. In diesem gesellschaftspolitischen Kontext wäre nun zu fragen, ob und in welcher Art und Weise eine regionale Macht- und Schaltzentrale Krisensymptome wahrnimmt, sie zum Gegenstand interner Erörterungen macht und dann auf diese reagiert.

Bei der Beantwortung dieser Frage, die für Moczarski bedauerlicherweise kein Primärproblem darstellen konnte, aber für die Forschung von erheblicher Relevanz ist, muß der Charakter dieses regionalen Führungsorgans in Rechnung gestellt werden. Die Bezirksleitungen konstituierten sich erst nach der Auflösung der Länder und der SED-Landesleitungen im August 1952. An der Spitze des politischen Apparates stand das Sekretariat der SED-Bezirksleitung, das in der Regel einmal pro Woche tagte und ein Gremium von Personen repräsentierte, die die wichtigsten Ämter und Funktionen im Bezirk innehatten. Allerdings waren die Entscheidungskompetenzen und die Handlungsspielräume der Bezirksleitungen im Vergleich zu den Landesleitungen erheblich beschnitten worden, was als Folge des Zentralisierungsschubes im Kontext der Auflösung der Länder gesehen werden muß. Hinzu kam eine damit einhergehende Beschneidung bzw. Neustrukturierung der traditionellen Kreise des neuen Bezirks. Insgesamt hatten sich mit der Bildung neuer Verwaltungs- und Parteistrukturen im Jahre 1952 die Eingriffs- und Steuerungsmöglichkeiten der Berliner Zentrale bedeutend erweitert. Dieser Umstand ist bei der Bewertung der Protokolle hinsichtlich ihrer Aussagefähigkeit im Hinblick auf gesellschaftspolitische oder innerparteiliche Entwicklungsprozesse zu berücksichtigen. Im Unterschied zu den zentralen Protokollen des Sekretariats und Politbüros der SED, die lediglich über Beschlüsse und behandelte Vorlagen Auskunft geben, stellen die Protokolle der Sitzungen des Sekretariats der Bezirksleitung aussagefähige Wortprotokolle bzw. Stichwortprotokolle dar. Insofern erlauben sie durchaus Einblicke in Meinungsbildungs- und Diskussionsprozesse regionaler Führungsgremien.

In dem behandelten Zeitraum wurden insgesamt 61 Sekretariatssitzungen mit teilweise sehr ausführlicher Protokollführung textkritisch ediert. Der Band wird durch Kurzbiographien der Mitglieder des Sekretariats bzw. der ständigen Teilnehmer an den Sekretariatssitzungen komplettiert. Die Protokolle zeigen insgesamt, daß die Bezirksleitung im Schatten der nicht mehr existierenden, aber noch imaginär nachwirkenden Landesleitung mit enormen Legitimationsdefiziten zu kämpfen hatte. So gelang die Profilbildung zu einer regionalen politischen Macht- und Schaltzentrale nur unvollständig. Dies mag auch einer der Gründe dafür sein, daß die tatsächlichen sozialen und wirtschaftlichen Prozesse am Sekretariat vorbeiliefen. Die Beschäftigung mit sich selbst trug wohl auch dazu bei, daß die seit Anfang des Jahres 1953 nicht mehr zu übersehenden Krisensymptome zwar erkannt, doch nur unzureichend thematisiert wurden. Selbstverständlich spiegelt sich in den Dokumenten das für SED-Leitungsstrukturen übliche Bemühen um die Regulierung auch nur der banalsten Alltagsprobleme wider. In stark zunehmendem Maße bestimmten gravierende Versorgungsprobleme, nicht aber ihre wirklichen Ursachen, die Tagesordnung der Sitzungen. Die Protokolltexte dokumentieren ebenso das Fehlen alternativer Lösungsansätze, was natürlich primär mit dem inneren Zustand der Partei nach ihrer Transformation zu einer stalinistischen „Partei neuen Typus" zu erklären ist.

Im Verlauf der Parteisäuberungen der Jahre 1948 bis 1951 hatte sich ein Führungspersonal durchgesetzt, das die stalinistischen Denkmuster verinnerlicht hatte und mit pluralistischen Lösungsansätzen und demokratischer Meinungsbildung nicht mehr viel anfangen konnte. In dieser

Hinsicht war es geradezu zwangsläufig, daß die Mitglieder des Bezirkssekretariats rat- und kopflos in die Ereignisse des 17. Juni stolperten.

Die Einleitung bietet einen informativen Überblick über jene Entscheidungen, die zur Bildung des Bezirkes Suhl geführt hatten. Sie präsentiert eine wertvolle Übersicht über seine verwaltungstechnischen bzw. parteiorganisatorischen Strukturen. Eine knappe Beschreibung der damals geltenden Arbeitsprinzipien im Sekretariat der SED-Bezirksleitung beleuchtet innerparteiliche Praktiken, die auch für andere Führungsgremien als zutreffend gelten können. Im Hinblick auf die für diese Zeit forschungsrelevanten Fragenstellungen vermißt der Rezensent allerdings eine aussagekräftige Wertung. So heißt es in der Einleitung lapidar resümierend: „Im Vorfeld der Krise des 17. Juni 1953 versuchte deshalb das Sekretariat der SED-Bezirksleitung Suhl, eine selbstkritische Bestandsaufnahme seiner Arbeit vorzunehmen. Sie blieb jedoch infolge der ungenügenden Auseinandersetzung mit den Geburtsfehlern des sozialistischen Systems folgerichtig in den Anfängen stecken" (S. XXIX). Damit ist dem an sachkundigen Erklärungen interessierten Leser kaum geholfen. Ferner bietet die Einleitung für den nach speziellen Themenbereichen Suchenden so gut wie keine Orientierungshilfen. Eine zeithistorische Einordnung der Protokolltexte in die konkreten historischen Vorgänge im Vorfeld des 17. Juni 1953 sowie ihre Wertung und Analyse können allerdings nicht unbedingt von einem Bearbeiter erwartet werden, der seine unzweifelhaft aufwendige und wertvolle Arbeit als Dienstleistung für die Zeithistoriker und tiefergehende regionale Forschungen versteht. Diese Arbeit muß der Forscher also schon selbst erledigen. Hierfür steht mit den sorgfältig edierten Protokolltexten auch ausreichend Material zur Verfügung.

*Andreas Herbst*

MARX, Karl, und Friedrich ENGELS: **Gesamtausgabe (MEGA).** Erste Abteilung. Bd. 31. Friedrich ENGELS: **Werke, Artikel, Entwürfe. Oktober 1886 bis Februar 1891.** Bearb. von Renate MERKEL-MELIS. Text und Apparat. – Berlin: Akademie Verlag 2002. 1440 S.

Beim Erscheinen eines jeden neuen Bandes der MEGA ist zunächst einmal der wissenschaftlichen Gemeinschaft für ihr Engagement zu danken, dieses Editionsprojekt vor dem sinnfreien „Plattmachen" bewahrt zu haben, das zahlreiche Projekte und Einrichtungen der ehemaligen DDR einzig deswegen ereilte, weil es Projekte und Einrichtungen der ehemaligen DDR waren. Und da, wie man hört, die MEGA inzwischen sogar ein verlegerischer Erfolg wurde, ist wohl einiger Optimismus angebracht, was die Fertigstellung dieses editorischen Großprojekts angeht.

Der jetzt vorgelegte Band 31 aus der I. Abteilung (Werke, Artikel, Entwürfe) ist der mittlere der geplanten Trilogie von Schriften Friedrich Engels' nach dem Tod von Karl Marx 1883. Er beinhaltet die Arbeiten des „Generals" vom Oktober 1886 bis zum Februar 1891, also einer Zeit der stürmischen Entwicklung des Sozialismus in Europa mit den Höhepunkten der Gründung der II. Internationale 1889 und des Endes des Sozialistengesetzes und des eng damit zusammenhängenden Sturzes Bismarcks 1890.

Engels fiel in dieser Zeit auch ganz alleine die Rolle des Beraters der internationalen Arbeiterbewegung zu, was er aber sogar über 1889 hinaus gerne akzeptierte, schreibt er doch in einem Brief, es sei ein historisches Ereignis, daß ihn mit Paul Lafargue, John Burns und August Bebel sozialistische Parlamentsabgeordnete aus drei verschiedenen Ländern besuchten. Gleich der erste Text des vorliegenden Bandes, „Situation politique de l'Europe" aus der Zeitschrift „Le Socialiste", ist von dieser Position des Beraters und Mentors aus geschrieben, ebenso seine berühmte Abhandlung „Die auswärtige Politik des russischen Zarentums", wie Engels sich überhaupt in diesem Band in erster Linie als politischer Publizist präsentiert. Davon ausgenommen ist hauptsächlich der nur Fragment gebliebene und erst postum unter dem Titel „Gewalt und Oekonomie bei der Herstellung des neuen Deutschen Reichs" veröffentlichte Abschnitt IV der als Broschüre geplanten Veröffentlichung über die „Rolle der Gewalt in der Geschichte", deren erste Kapitel sich bereits im „Antidühring" finden.

Völlig zu recht weist die Bearbeiterin Renate Merkel-Melis in ihrer knappen Einführung darauf hin, daß Engels nach Marx' Tod einen wesentlichen Teil seiner Arbeitskraft auf die Edition der noch nicht veröffentlichten Texte seines Freundes, insbesondere den zweiten und dritten Band des „Kapitals", bzw. auf Übersetzungen und Neuauflagen verwandte.

Hierher gehört auch die umfangreiche Replik auf Lujo Brentano, die schließlich den doppelten Umfang der ursprünglichen Schrift dieses

führenden Kathedersozialisten annahm, in der Marx der Fälschung von Zitaten William Gladstones bezichtigt wurde, von Engels selber in der „Neuen Zeit" annonciert. Sehr wichtig ist dabei der Hinweis in der Einführung, daß Engels nunmehr mit dieser von Karl Kautsky redigierten Zeitschrift neben dem von Eduard Bernstein geleiteten „Sozialdemokraten" ein weiteres zuverlässiges Forum zur Verfügung stand.

Das wohl bekannteste, weil höchst umstrittene Beispiel der von Engels veranlaßten Publikationen aus dem Marx-Nachlaß ist die „Kritik des Gothaer Programms". Mit Engels' Vorwort zu diesem Text für die „Neue Zeit" schließt der Band.

Die Edition von Schriften aus dem Marx-Nachlaß und die unbedingte Verteidigung seiner wissenschaftlichen Reputation sowie die Beratung der sozialistischen Parteien in strategischen und programmatischen Fragen sind die beiden Pfeiler, zwischen denen sich der Bogen des Engelschen Œvres in dem hier vorgestellten Zeitraum spannt.

Wie gewohnt, erfolgt die Edition der Schriften in der bekannten Ausführlichkeit, und in aller Regel werden auch die Ergebnisse eines intensiven Quellenstudiums des Umkreises, insbesondere der Entstehungs- und Publikationsgeschichte, präsentiert. Beispielhaft sei hier nur der Beitrag für die erwähnte Broschüre zur Rolle der Gewalt genannt. Die Dokumentation der verschiedenen Konzepte und Entwürfe wie die Rekonstruktion der Literatur- und Quellenstudien geben den Blick frei auf die genaue und unvoreingenommene Arbeitsweise von Engels.

Ebenfalls hervorzuheben ist auch der kritische Umgang mit eindeutig ideologisch gefärbten Kommentaren früherer Editionen wie den MEW, wo etwa behauptet wurde, Bernsteins „unverantwortlich nachlässige Handlungsweise" habe zum Verlust eines Teils des Originalmanuskripts des genannten Fragments geführt, während nunmehr Bernstein große Sorgfalt attestiert wird. Kurzum: Der Band stellt gegenüber bisherigen Ausgaben einen qualitativen wissenschaftlichen Fortschritt dar, der nicht nur für Marx-Engels-Spezialisten relevant ist.

Allerdings werden damit einige kritische Bemerkungen nicht überflüssig. Die Struktur des Personenregisters, jedem noch so bekannten Akteur eine Minibiographie von zwei bis drei Zeilen zu widmen, wird höchst fragwürdig, wenn es etwa bei Bebel eingangs heißt: „deutscher Drechsler", und analog Wilhelm Liebknecht als „deutscher Lehrer" vorgestellt wird. In diesen Fällen reichen doch die Lebensdaten völlig aus.

Gravierendere Bedenken müssen gegen die Darstellung der Verhältnisse bei der „Neuen Zeit" erhoben werden. So wird bei der Publikationsgeschichte der „Gewalt-und-Oekonomie"-Arbeit kommentiert, *Bernstein* habe diese in der „Neuen Zeit" publiziert. Wie aus dessen Korrespondenz mit Kautsky im einzelnen hervorgeht, hatte der Redakteur das Manuskript zunächst für den Beginn des zweiten Halbbands von Jahrgang XIV der Zeitschrift vorgesehen, erst nach der Lektüre entschloß er sich, den Beitrag noch in die letzten Ausgaben des ersten Bandes zu „quetschen".

Aber auch ganz abgesehen von diesem konkreten Fall ist es unangemessen, dem festen Mitarbeiter Bernstein in London die Kompetenz zuzubilligen, selber über Aufnahme oder Nichtaufnahme von Artikeln in die „Neue Zeit" entscheiden zu können. Ebenso ist deren Bezeichnung als „theoretisches Organ der deutschen Sozialdemokratie" für die Zeit bis 1900, als das Blatt offizielles Periodikum der Partei wurde, im allgemeinen eine wohl läßliche Abbreviatur, wirkt im Umfeld einer um feingliedrige und exakte Edition bemühten Ausgabe aber deplaziert. Diese Ungenauigkeit führt übrigens zu einer Falschinformation, heißt es doch bei den Erläuterungen zur „Kritik des Gothaer Programms", der *Parteivorstand* habe versucht, die Auslieferung der entsprechenden Nummer zu verhindern, während im dort herangezogenen Brief Kautskys an Bernstein ganz eindeutig von einem Telegramm des Verlegers Johann Heinrich Wilhelm Dietz die Rede ist. Der Vorstand hatte gegenüber der „Neuen Zeit" 1891 so wenig zu *verhindern* wie Bernstein 1896 zu *veranlassen*.

Als insgesamt sehr problematisch präsentiert sich schließlich das Kapitel „Broschüren, Artikel und Dokumente, die unter Mitwirkung von Engels entstanden". Offenbar noch in der Tradition der alten MEGA, nach der ganz großen Vollständigkeit zu streben, scheitert dieses Vorhaben notwendig schon an der schlichten Frage, was eigentlich „Mitwirkung" bedeutet. Wie wenig einfach dies zu beantworten ist, möge ein Beispiel zeigen: Aufgenommen, und zwar lediglich als Titelblatt, ist Kautskys Broschüre „Die Klassengegensätze von 1789". Nun zeigen diverse Korrespondenzen, daß die vorhergegangene gleichnamige Artikelserie Kautskys von Engels zum Teil prinzipiell kritisiert wurde und der Autor für die Broschüre erhebliche Umarbeitungen vornahm. Auch wenn nun in den Erläuterungen Quellenhinweise von Engels abgedruckt werden sowie Briefauszüge, so ist es doch wohl nicht gerechtfertigt,

in diesem Fall von einer *Mitwirkung* Engels' zu sprechen. Oder aber es müßten z. B. so gut wie sämtliche wichtigeren Artikel Bernsteins aus der Londoner Zeit des „Sozialdemokraten" aufgeführt werden, deren Entwurf bei Engels nicht selten intensiv diskutiert wurde.

Vor allem aber: Wenn diese Kautsky-Broschüre aufgeführt wird, warum nicht dann auch sein Anfang 1887 erschienenes, ungleich wirkungsmächtigeres Buch „Karl Marx' Oekonomische Lehren"? Auch hier arbeitete Kautsky nach ausführlicher Kritik von Engels den Schlußteil völlig um, wurde dessen Mitarbeit sogar – auf Engels' ausdrücklichen Wunsch hin – vor dem Verleger Dietz geheimgehalten, nur seinem Freund – und weiteren Mitautor – Bernstein gegenüber wollte der Verfasser sich nicht „mit fremden Federn" schmücken und enthüllte ihm das Geheimnis. Hier liegen nicht nur die entsprechenden Quellen vor, sondern sie sind auch 1990 in einem leicht zugänglichen Aufsatz zur Entstehungsgeschichte dieses Buchs aufbereitet worden.

Wohlgemerkt, hier soll nicht der billige Vorwurf erhoben werden, einen Tropfen aus der Flut einschlägiger Publikationen nicht beachtet zu haben, sondern die Unmöglichkeit aufgezeigt werden, auf der Basis eines unscharfen Begriffs trennklare Kriterien entwickeln zu können, was aufgenommen werden soll und was nicht. Selbst bei weit eindeutigeren Sachverhalten wie dem von Anfang an als Gemeinschaftsarbeit mit Kautsky gekennzeichneten Artikel „Juristensozialismus" ergeben sich unübersehbare Probleme. Zwar hat die im vorliegenden Band publizierte Zuordnungshypothese einige Plausibilität, bleibt aber Hypothese und hätte sich vermutlich präzisieren lassen. Denn 1924 fragte Bernstein in Vorbereitung der Ausgabe seines Briefwechsels mit Engels bei Kautsky an, welchen genauen Anteil Engels an dem Aufsatz gehabt habe. Zwar ist Kautskys Antwort gerade um diesen Teil vermindert überliefert, doch ließe sich möglicherweise im Bernstein-Nachlaß in der Umgebung jener Edition der Text noch finden, nur – auch dies bliebe nach fast vierzig inzwischen vergangenen Jahren Hypothese! Würde künftig auf diese Rubrik verzichtet, minderte sich der wissenschaftliche Ertrag keineswegs, es könnten aber Zweideutigkeiten vermieden und Ressourcen gespart werden.

Trotz der vorgetragenen kritischen Anmerkungen bleibt doch als Fazit zu konstatieren: Daß es verdienstvoll, weil wissenschaftlich äußerst ertragreich war, die MEGA weiterzuführen, das beweist auch der vorliegende Band. Eine solche hochwertige Edition der Schriften von Marx und Engels ist dem Einfluß beider Theoretiker auf die Kultur- und Gesellschaftsgeschichte Europas nur angemessen.

*Till Schelz-Brandenburg*

CHERKI, Alice: **Frantz Fanon. Ein Porträt.** Aus dem Französischen von Andreas Löhrer. Vorwort von Lothar BAIER. – Hamburg: Editon Nautilus 2001. 351 S.

Frantz Fanon ist etwas gelungen, was nur wenigen Theoretikern vergönnt ist. Seine Bücher „Peau noir, masques blancs" (1952) und „Les Damnés de la terre" (1961) sind zu geisteswissenschaftlichen und politischen Monumenten avanciert. Das kommt nicht von ungefähr. Wie nur wenigen Revolutionären ist es ihm gelungen, Theorie und Praxis auf einem überzeugendem Niveau zu verbinden. Für den antikolonialen Befreiungskrieg in Algerien sowie auf dem gesamten afrikanischen Kontinent fungierten seine Bücher regelrecht als Manifeste. Bis heute sind sie richtungsweisend für Schwarze[1] Emanzipationsbewegungen. In vielen ehemaligen Kolonien finden sich selbst in Haushalten, in denen Büchern kein prominenter Platz eingeräumt wird, nicht selten Fanon-Ausgaben.

Aber nicht nur als Orientierung im politischen Kampf, auch in wissenschaftlichen Diskussionen über Rassismus und Kolonialismus haben seine Theorien bis heute Bestand – trotz zunehmender Kritiken aus zeitgenössischer Sicht. Dazu zählt die feministische Kritik, wie sie etwa in Ania Loombas „Colonialsm/Postcolonialism" (1998) oder aber Udo Wolters „Das obskure Objekt der Begierde" (2001) geäußert wird. Sie wirft Fanon vor, daß er – wie andere einflußreiche Analytiker des Rassismus, etwa Albert Memmi – letztlich nur die Situation und Erfahrungen von Männern diskutiert und dabei bestehende Geschlechterhierarchien reproduziert. Dadurch geriet er an analytische Grenzen, die nur durch eine zusätzliche Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz sowie anderer Hierarchien und Differenzen überwunden werden können.

Alice Cherki, eine jüdische Psychiaterin aus Algerien, hat mit ihrem Buch einen weiteren Versuch vorgelegt, den Lebensweg dieses wirkungsmächtigen Mannes nachzuzeichnen: Er wurde 1925 in einer wohlhabende Schwarze Familie auf Martinique geboren. Als Schüler des Fort-de-France begegnete er dem Lehrer Aimé Cesaire,

neben Leopold Sédar Senghor Senghor dem wichtigsten Protagonisten der Negritude. Cherki schildert anschaulich, wie Fanon, und mit ihm viele andere Schwarze Soldaten, die in den Reihen der französischen oder britischen Armee den Nationalsozialismus bekämpften, die Kolonialmächte mit neuen Augen zu sehen begann. Er erlebte Europa als schwach, verwundbar, uneinig und fehlerbeladen. Vor allem aber wurde er enttäuscht: Cherki schildert, wie Fanon erkennen mußte, daß ihm in eben jener Armee, mit der er eine besondere Form des Rassismus, den völkerauslöschenden Nationalsozialismus, bekämpfen wollte, Rassismus offen und strukturell sanktioniert entgegen trat. Diese Erfahrungen bildeten eine wichtige Quelle, aus der die Welle der Befreiungsbewegungen in den europäischen Kolonien in Übersee erwuchs.

Nach Kriegsende hatte Fanon dank seiner wohlhabenden Eltern die Möglichkeit, in Paris Medizin zu studieren. Rassismuserfahrungen waren auch hier alltäglich. In dieser Zeit schrieb er „Peau noir, masques blancs" (1952) – eine Analyse des Rassismus, die auch nachzuzeichnen versucht, was dieser nachhaltig in den Köpfen von Schwarzen anzurichten vermag. Nachdem Bewerbungen in Frankreich erfolglos geblieben waren, übernahm er 1953 den Posten eines Chefarztes der psychiatrischen Klinik Blida, südlich von Algier. Aus Protest gegen die Politik der verbrecherischen und rücksichtslosen militärischen und politischen Repression, mit der die französische Regierung unter dem Sozialisten Guy Mollet den algerischen Aufstand niederzuschlagen versuchte, legte Fanon 1954 seinen Posten nieder und siedelte zusammen mit seiner Frau Josie und seinem kleinen Sohn Oliver nach Tunis über, dem Sitz der provisorischen algerischen Regierung. Schätzten die Mitglieder der algerischen Befreiungsfront (FLN) zunächst seine Fähigkeiten als Mediziner, arbeitete er schon bald in der politischen Spitze der FLN mit. Unter anderem wurde ihm die Leitung der FLN-Zeitung „El Moudjahid" übertragen.

Als Kwame Nkrumah 1958 Ghanas Unabhängigkeit ausrief, ging Fanon als Vertreter der algerischen Exilregierung nach Accra. Dort studierte er den ghanaischen Weges in die Unabhängigkeit. In seinem zweiten Buch „L'an V de la révolution algérienne" (1959) klagt Fanon Frankreich des Massenmordes an der algerischen Bevölkerung an und entwirft die Utopie eines freien Algeriens, in dem Araber, Kabylen, Juden und christliche Europäer gleichberechtigt miteinander leben können. Als das Buch in Frankreich verboten wurde, gewann Fanon in der kolonialen Welt immens an Popularität. Mit seinen Brandreden tourte er durch Europas Kolonien. Die französische Regierung erklärte Fanon zu einem gefährlichen Gegner. Ihr werden sogar Attentate auf Fanon zugeschrieben. Als 1960 die Ärzte bei Fanon eine unheilbare Form von Leukämie diagnostizierten, schrieb er in einem unglaublichen Tempo sein politisches Vermächtnis: „Les Damnés de la terre". Er mahnte, die koloniale Welt könne sich nur entfalten, wenn sie die kolonialen Erblasten zu entblättern und zu überwinden wisse. Drei Tage vor seinem Tod am 6. Dezember 1961 hielt er sein Buch noch in den eigenen Händen.

Fanon ist als scharf denkender Intellektueller, unermüdlicher Streiter und unerschrockener Kämpfer in die Geschichte der antikolonialen Befreiungsbewegung eingegangen. Viel weniger bekannt ist, daß Fanon auch als Psychiater mit unerschöpflicher Kraft neue Räume erstritt und dabei Wissenschaft, Politik und psychiatrische Praxis überzeugend verband. Viele seiner Kollegen in der Psychiatrie dachten bis in die 1950er Jahre hinein, „dass die einzige Revolution, die Fanon im Kopf hatte, die psychiatrische Revolution sei" (S. 66).

Alice Cherki, die mit Fanon an der Psychiatrischen Klinik in Blida (Algerien) eng zusammengearbeitet hat, entwirft ein Porträt, das erstmalig auch den revolutionären Psychiater Fanon in gebührender Komplexität würdigt und dabei die Leser- und Leserinnen mit ausreichend Kenntnissen über psychiatrische Diskurse ausstattet, um Fanons Innovationskraft und die daraus erwachsenden Konflikte verstehen zu können: Geprägt von einem Praktikum bei Tosquelles in Paris, der ein Modell der „Antipsychiatrie" praktizierte und Patienten und Patientinnen sowie Ärzte und Pflegepersonal in therapeutischen Prozessen zusammenführte, entwickelte Fanon das Konzept der „Sozialtherapie". „Sozialtherapie bedeutet nicht nur die Humanisierung der Einrichtung, sondern auch die Schaffung eines Therapieraums, in dem Pflegepersonal und Patienten zusammen ein soziales Netz aufbauen, in dem der abgerissene Faden einer Subjektivität wieder aufgenommen werden kann [...] Alle kreativen, kulturellen oder manuellen Aktivitäten tragen zu dieser Mobilisierung bei, indem sie sich vor allem an den Bereich der Sinne, der Gefühle und des Körpers wenden"(S. 104). Fanons Patienten verließen ihre Betten und Zimmer, trafen sich in Pavillons und zu Versammlungen und arbeiteten an gemeinsamen

Projekten. Dabei führte Fanon auch Patienten und Pflegepersonal zusammen. Zudem emanzipierte er sich in seiner Arbeit von der im kolonisierten Algerien dominierenden Schule der Psychiatrie, die algerische Araber als „Primitive" einstufte und bei psychisch Kranken davon sprach, daß die Hirnentwicklung „steckengeblieben" war. Folgerichtig seien sie mit anderen Therapien zu behandeln als Weiße. Fanon überwand diese rassistische Psychiatrie und führte in seiner Therapie Patienten unterschiedlicher kultureller Herkunft zusammen.

Nicht nur in bezug auf den psychiatrischen Raum liest sich Cherkis Buch als anregende Analyse der mehrfach gespaltenen algerischen Gesellschaft vor und während des Algerienkrieges. Die Algerierin entwirft ein komplexes Gesellschaftsporträt, das Einblicke in die kolonialen Herrschaftsverhältnisse erlaubt, gegen die sich der Befreiungskampf der FLN und von Fanon richtete. Für die Jahre seines Aufenthaltes in Algerien ist Cherkis Fanon-Porträt von einer fundierten Kenntnis seiner politischen und beruflichen Sozialbeziehungen gekennzeichnet. Hier zahlt sich das Insiderwissen der Biographin aus. Doch für die Jahre, in denen Fanon nicht in Algerien lebte, und vor allem, in denen er nicht mit ihr zusammenarbeitete, gehen die Ausführungen der Psychiaterin kaum über eine bloße Faktenpräsentation hinaus.

So bleiben etwa die Ausführungen zu Fanons Zeit in Martinique und Frankreich vor und nach seiner Zeit in Algerien nur schattenhaft. Exemplarisch läßt sich dies an der Skizzierung von Fanons Kontakten zu Césaire und Satre nachvollziehen, die nichtssagend bleibt. Auch über den Menschen Fanon, den Freund, Sohn, Mann und Vater Frantz, erfahren die Leser und Leserinnen in diesem Porträt so gut wie nichts.

Ein weitaus schwerwiegenderes Defizit des Bandes ist, daß auch Fanons theoretische Ansätze in der Analyse von Rassismus und Kolonialismus bei Cherki eher unterbelichtet bleiben. Für „Peau noir, masques blancs" betont sie explizit, aber eben einer Analyse ausweichend, daß sie den zahlreichen Analysen und Würdigungen, die diesem wirkungsmächtigen Buch in vielen Sprachen gewidmet worden sind, nicht noch „eine neue Version hinzufügen" (S. 52) möchte. Mit „Les Damnés de la terre" setzt sie sich zwar auseinander und reiht sich dabei in die Reihen derjenigen ein, die Fanon nachvollziehbar aus der Ecke des „Predigers von revolutionärer Gewalt um jeden Preis" herausführen. Doch Fanons wichtige Analysen des Rassismus und Kolonialismus, gerade auch in ihrer theoretischen Verknüpfung mit Widerstand, Dekolonisation und Revolution, werden nur oberflächlich gestreift.

Hier stellt sich die Frage nach den Blickgrenzen, die Cherki durch ihre eigene Sozialisation als Weiße Algerierin – gerade auch in der polaren Welt vor und während des Algerischen Befreiungskrieges – auferlegt sind. In bezug auf Rassismus fehlt ihr theoretische Durchdringungskraft und analytische Schärfe. Ihr Buch ist von der sogenannten Colour-Blindness getragen.[2] So schreibt sie über ihre erste Begegnung mit Fanon: „Es hieß, er sei schwarz [...] das mochte wohl stimmen, aber ich hatte es nicht einmal bemerkt [...] Als ich ihm einige Jahre später ganz beiläufig sagte, dass ich bei unserem ersten Zusammentreffen nicht gemerkt hatte, dass er schwarz sei, blieb ihm der Mund offen stehen und seine Augen waren weit aufgerissen" (S. 24). Cherki interpretiert dies als Geste dankbarer Überraschung. Sie kommt gar nicht auf die Idee, daß der Analytiker des Rassismus sich darüber verwundert zeigte, daß in einer tiefgehend gestaffelten rassistischen Welt jemand ignorieren könne, daß er Schwarz ist. Denn dies bedeute, die alltäglichen Rassismuserfahrungen zu negieren, die er wie jeder andere Schwarze, gerade im kolonialen Algerien, machen mußte sowie die Verantwortlichkeiten und Privilegien, die sich aus dieser Segregation für Weiße ergeben. Bestehende Hierarchien und Machtkonstellationen können, dafür steht Fanons Werk, nicht dadurch überwunden werden, daß man sie ignoriert, sondern daß man sie beim Namen nennt und Strategien der Dekonstruktion entwickelt.

Cherkis Verstrickung in ihrer Sozialisation zeigt sich auch darin, daß ausgerechnet das Porträt des Mannes, der sich als erster mit der Wirkmacht von Sprache im Kontext des Rassismus auseinandergesetzt hat, mit kolonialistisch und rassistisch geprägten Begriffen wie etwa „Mulatte", „Stamm", dem Fanon, wie Cherki selbst schreibt, mißtraut (S. 204), „Animismus", „Eingeborener", „Farbiger", „Berber" und „Schwarzafrika" durchsät ist. Nehmen wir etwa „Schwarzafrika" als Beispiel. Entstanden ist der Begriff im Kontext von Kolonialismus und Rassismus. Er baute auf dem längst ad absurdum geführten Ansatz auf, Menschen in „Rassen" unterteilen und diese hierarchisieren zu können. Dabei wurde versucht, die Rassentheorie kulturtheoretisch zu untermauern. Fanon schreibt dazu: „Man teilt Afrika in einen weißen und einen schwarzen Teil. Die Ersatzbezeichnungen: Afrika südlich oder

nördlich der Sahara können diesen latenten Rassismus nicht verschleiern. Auf der einen Seite versichert man, daß das Weiße Afrika die Tradition einer tausendjährigen Kultur habe, daß es mediterran sei und Europa fortsetze, daß es an der abendländischen Kultur teilhabe. Das Schwarze Afrika bezeichnet man als eine träge, brutale, unzivilisierte – eine wilde Gegend."[3] Durch diese Charakterisierung des subsaharischen Afrika als geschichtslos und unterentwickelt versuchten sich die europäischen Länder und Kulturkreise aufzuwerten sowie Sklaverei und koloniale Herrschaftsverhältnisse zu legitimieren. Zudem wurde hier unzulässig eine Homogenität des subsaharischen Afrikas suggeriert, die die kulturelle Diversität der Länder Afrikas negiert.

Diese dem Begriff „Schwarzafrika" immanenten Strategien beschreibt Fanon in seinen Analysen als generell charakteristisch für Rassismus und Kolonialismus – für deren Verwobenheit und mentale Wirkmacht: Als Sklaverei und Kolonialismus und die europäischen Menschenrechtsverletzungen in Afrika einer moralischen (Schein-)Legitimierung bedurften, formierte sich der Rassismus als Rechtfertigungsideologie. Darauf aufbauend erfand Europa sein Afrika. Um die Anwesenheit Europas zu rechtfertigen, sprach man von der „Bürde des Weißen Mannes", Afrika „retten" zu müssen und konstruierte das nötige Pendant, den „unzivilisierten, primitiven Afrikaner". Die Konstruktion von Afrika folgt dabei zwei Grundmustern. Zum einen wird Afrika als etwas homogenes Ganzes und zum anderen als grundsätzlicher Gegenpol zu Europa präsentiert.

In der Konstruktion von Afrika als dem „Anderen" fungierte die alttestamentarische Dichotomie von „Gut" und „Böse" als zentrales Theorem. So schreibt Fanon in Anlehnung an eine von Mani begründete südostasiatische Religion, den Manichäismus, der auf der Existenz von Dualismen aufbaut, in „Les Damnés de la terre": „Die koloniale Welt ist eine manichäische Welt. Dem Kolonialherrn genügt es nicht, den Lebensraum des Kolonisierten psychisch, das heißt mit Hilfe der Polizei und seiner Gendarmerie, einzuschränken. Wie um den totalitären Charakter der kolonialen Ausbeutung zu illustrieren, macht der Kolonialherr aus dem Kolonisierten eine Art Quintessenz des Bösen [...]. Der Schwarze, heißt es, ist für die Ethik unerreichbar, ist Abwesenheit von Werten, aber auch Negation der Werte. Er ist, sagen wir es offen, der Feind der Werte. Insofern ist er das absolute Übel: ein zersetzendes Element, das alles, was mit ihm in Berührung kommt, zerstört, alles, was mit Ästhetik oder Moral zu tun hat, deformiert und verunstaltet, ein Hort unheilvoller Kräfte, ein unbewußtes und nicht faßbares Instrument blinder Gewalten [...]."[4]

Diese Mentalität bestimme, nach Fanon, nicht nur das Denken der Kolonisatoren, die sich somit jedes Unrechtsbewußteins entledigen und die eigenen kolonialen Verbrechen auf Afrika projizieren. Zudem prägt es auch Selbstwahrnehmungen von Schwarzen und führt zu ernsthaften mentalen Deformationen. Als Opfer eines institutionalisierten und strukturell sanktionierten Rassismus verinnerlicht der Schwarze dann den Mythos von seiner Minderwertigkeit und strebt mit allen Mitteln danach, Weiß zu werden. Diese reichen vom Verwenden von Bleichungscremes, Ehen mit Weißen, ein Verleugnen der eigenen Sprache und Kultur sowie einer neurotische Überbewertung westlicher Bildung bis hin zur Selbstverleugnung. Hierin sieht Fanon, der selbst mit einer Weißen verheiratet war, ein Grundproblem der Unabhängigkeitsbewegungen in Afrika. Überwunden werden könne es nur im Prozeß einer kulturellen und mentalen Dekolonisation.

Fanon gehört zu den wichtigsten Vorreitern dieser Dekolonisation, die gerade im europäischen Kontext und insbesondere in der deutschen Gesellschaft noch in ihren Anfängen steckt. Die deutsche Kolonialgeschichte wartet darauf, so aufgearbeitet zu werden, daß sie Thema einer breiten öffentlichen Debatte und allgemein anerkannt zum Kanon der „Vergangenheitsbewältigung" gezählt wird. Vielleicht wird Fanon in einem solchen Prozeß die Aufmerksamkeit zuteil werden, die ihm gebührt. Alice Cherkis Buch leistet dazu einen wichtigen Beitrag. Fanons Theorien über Rassismus, Kolonialismus und Dekolonisation lassen sich anderweitig fundierter nachlesen.[5] Die Stärke des Buches liegt darin, den Theoretiker und Revolutionär Fanon mit seiner Innovationskraft als Psychiater zusammenzudenken.

*1 Um zu unterstreichen, daß mit „Schwarz" und „Weiß" nicht auf biologistische Attribute, sondern auf politische und kulturelle Konstruktionen und Identitäten Bezug genommen wird, werden diese Begriffe auch in adjektivischer Verwendung groß geschrieben.*

*2 Vgl. z. B. Ursula Wachendorfer, Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität, in: AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland, Münster 2001, S. 87–101.*

3 *Frantz Fanon, Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt a. M. 1981, S. 138.*
4 *Ebd., S. 34.*
5 *Vgl. z. B. Frantz Fanon: Critical Perspectives. Hrsg. von Anthony C. Alessandrini, London 1999; Fanon. A Critical Reader. Hrsg. von Lewis R. Gordon, T. Sharpley-Whiting, T. Denean und Renée White, Oxford und Cambridge 1996; Udo Wolter, Das obskure Subjekt der Begierde. Frantz Fanon und die Fallstricke des Subjekts der Befreiung, Münster 2001.*

*Susan Arndt*

MARIE, Jean-Jacques: **Staline.** – Paris: Fayard 2001. 994 S.

Der französische Historiker Jean-Jacques Marie befaßt sich seit „fast vierzig Jahren", so im Vorwort, intensiv mit der Geschichte der Sowjetunion und hat zahlreiche Arbeiten u. a. zur bolschewistischen Führungsgruppe – mit Georges Haupt –, zu Trotzki und dem Trotzkismus – Stalins „große[r] Obsession" –, zur Biographie Stalins sowie zu seinen „Säuberungen" veröffentlicht. Im Jahre 1998 begründete er mit dem inzwischen verstorbenen, auch bei uns durch seine mehrbändige Geschichte der Sowjetunion bekannt gewordenen russischen Sozialwissenschaftler Vadim Rogovin die Zeitschrift „Cahiers du mouvement ouvrier". Deren Schwerpunkt bilden Aufsätze und Materialien zur Geschichte der Sowjetunion und der internationalen kommunistischen Bewegung, die aus den seit 1991 geöffneten Archiven geschöpft sind.

Aufbauend auf diesen zahlreichen Vorarbeiten hat er nun eine monumentale Stalin-Biographie vorgelegt, die vor allem durch die Auswertung der neuen Erkenntnisse besticht. Dazu hat Marie nicht nur die zahlreichen Veröffentlichungen in Rußland durchgearbeitet, sondern auch selbst recherchiert, vor allem in dem ehemaligen Parteiarchiv der KPdSU.

Dabei geht es ihm, wie er im Vorwort schreibt, darum, Stalins Leben nicht einfach nur als durch einen Konflikt der Ideologien angetrieben erscheinen zu lassen. Für ihn sind die ideologisch camouflierten ökonomischen, politischen und sozialen Motive das Entscheidende, wenn man nicht die Propaganda für die Realität nehmen wolle. Stalin habe durch seine ständigen „Entlarvungen" von „Doppelzünglern" und „Heuchlern" nichts anderes getan, als seinen wirklichen oder eingebildeten Gegnern sein eigenes Verhalten zu unterstellen. Dies habe aber unterstrichen, daß sich die wirkliche Natur seiner Macht grundlegend von dem Bild, was er davon gab, unterschied. Das gelte ebenso für sein Leben.

Das Buch setzt ziemlich unvermittelt bei den Umständen von Stalins Geburt und dessen familiärer Situation ein und bleibt ganz unmittelbar an der Chronologie orientiert. Zug um Zug folgt es den bekannten entscheidenden biographischen Etappen, die die Struktur für die Lebensbeschreibung liefern: sein Hineinwachsen in die Sozialdemokratie, seine Aktivitäten als Berufsrevolutionär im Kaukasus, seine Rolle in der Partei ab 1917, sein langsamer und unaufhaltsamer Aufstieg vom Generalsekretär zum Alleinherrscher und seine Rolle in den verschiedenen Abschnitten der sowjetischen Geschichte bis zu seinem Tod.

Bei all dem finden – vor dem Hintergrund des bereits aus der ja nicht ganz unbeträchtlichen früheren Literatur Bekannten – die erst seit mit der Endphase der Perestroika zu unserer Kenntnis gelangten Informationen besondere Berücksichtigung. Um nur ein Beispiel von vielen möglichen zu nennen: Ausführlich wird jene halbe Verschwörung zwischen Sinowjew, Bucharin und anderen im Sommer 1923 dargestellt, die fast zur Absetzung Stalins geführt habe; in den folgenden Monaten wurden sie dann jedoch seine engsten Verbündeten gegen Trotzki. Bei solchen Schilderungen verzichtet er allerdings darauf, Spekulationen anzustellen über das, was auch heute nicht bekannt ist bzw. wo auch heute langjährige Gerüchte nicht erhärtet werden können. Um zwei Fälle anzuführen: die Frage einer Urheberschaft Stalins beim Kirov-Mord 1934 oder die angeblich geplante Aussiedlung aller Juden aus dem europäischen Rußland 1953.

Diese Biographie ist ganz auf den „Hauptdarsteller" zentriert. Die allgemeine Geschichte der UdSSR tritt dahinter zurück. Sie kann somit nicht als Ersatz für eine allgemeine Politik- oder Sozialgeschichte der Sowjetunion gelesen werden. Das heißt allerdings nicht, daß die allgemeine Entwicklungsrichtung des Landes nicht sehr plastisch hervortritt. Doch ist die Darstellung vor allem am Verhältnis Stalins zu seiner „Umgebung", d. h. vor allem zur Parteiführung, und schließlich umfassender zur gesamten bürokratischen Führungsschicht orientiert. Ein besonderes Interesse gilt dabei dem Kampf Stalins gegen das Gleichheitsideal von 1917 und wie ihn das zum Wortführer und politischen Repräsentanten der neuen postrevolutionären Bürokratenschicht machte.

Nachdrücklich arbeitet der Verfasser heraus, wie Stalin sich gegen seine ihm intellektuell und politisch weit überlegenen Gegner in der bolschewistischen Führungsgruppe nicht nur aufgrund seiner eigenen Skrupellosigkeit und völligen moralischen Haltlosigkeit durchsetzte. Dies gelang nur vor dem Hintergrund der sozialen Zersetzung, von der das bolschewistische Rußland trotz oder aufgrund des Siegs im Bürgerkrieg gekennzeichnet war, aber auch wegen der – von Stalin beschleunigten – Niederlagen der „Weltrevolution" (wobei der Autor Stalins Einflußnahme auf die internationale kommunistische Bewegung vielleicht doch etwas ausführlicher hätte beschreiben sollen). Jedenfalls handelt es sich für ihn somit um nichts anderes als um den von Stalin verkörperten Sieg einer Konterrevolution besonderer Art im Interesse der neuen Partei- und Staatsbürokratie.

Diese Biographie endet so abrupt, wie sie eingesetzt hat: mit den Todesumständen und den allerersten Maßnahmen zur Liquidierung seines „Erbes". Auf eine historische Bilanz, eine Diskussion seines Bildes in der Geschichte und die Bewertung dessen, was er hinterlassen hat, inklusive der in der ja nun ziemlich umfangreichen Literatur vertretenen Theorien zum Stalinismus, hat der Verfasser leider verzichtet. Das ist schade, und läßt den Leser vielleicht doch zu sehr allein mit den Abgründen, in die er geschaut hat. Dabei ist allerdings unbestreitbar, daß dieses flüssig geschriebene Buch aus einer umfassenden Kenntnis des Gegenstandes heraus geschrieben ist. (Ein Manko ist die Auswahlbibliographie am Schluß, die nur einen Teil der in den Anmerkungen verwendeten umfangreichen Literatur aufführt.) Es wäre zu wünschen, daß sich ein deutscher Verlag einer Übersetzung annähme.

*Reiner Tosstorff*

KIEHNBAUM, Erhard: **Peter Imandt – Eine Biografie (1823–1897). Freund und Kampfgefährte von Karl Marx und Friedrich Engels – Ein vergessener Saarländer.** Mit einem Vorwort von Oskar LAFONTAINE. – Berlin: Karl Dietz Verlag 2002. 143 S.

Während das biographische Schrifttum über Karl Marx und Friedrich Engels – ganz zu schweigen von dem über deren Theorie – ganze Säle füllt, nimmt sich die Anzahl von Biographien über Vertraute, Mitkämpfer, Brief- oder langjährige Gesprächspartner der beiden Freunde recht bescheiden aus – trotz erfreulicher Fortschritte in den letzten Jahrzehnten. Um so mehr ist jeder Neuzugang auf diesem Gebiet zu begrüßen, so auch die unlängst erschienene Biographie über Peter Imandt aus der Feder des Greifswalder Historikers Erhard Kiehnbaum. Dieser hat zwar über den Saarländer Imandt bereits seit Jahrzehnten geforscht und 1980 und 1987 Studien publiziert, doch ist die jetzt vorgelegte Biographie gegenüber ihren Vorgängern dank vielfacher neuer Quellenfunde im In- und Ausland stark erweitert, tiefer lotend und zudem reich illustriert.

Kiehnbaum gliedert die Biographie chronologisch in im Umfang sehr unterschiedliche 14 Kapitel. Er verfolgt den Lebensweg des am 17. März 1823 in einer kinderreichen Familie in Noswendel geborenen, bald als Halbwaise in bitterer Armut in Wadern und Trier aufwachsenden Knaben und analysiert – vor allem auf Heinz Monz' Publikation fußend – den starken Einfluß, den humanistisch und demokratisch gesinnte Lehrer des Trierer Gymnasiums auf ihn – wie zuvor Karl Marx – ausübten (S. 13–19). Dem 1844 abgelegten Abitur in Düsseldorf, wo sein dort tätiger älterer Bruder Caspar, ein begeisterter Demokrat in der aufstrebenden Turnerbewegung, stark auf ihn einwirkte, folgte ein Jahr Theologiestudium in Bonn. Dort erweiterten Professoren wie Friedrich Christoph Dahlmann, Hugo Hälschner, Gottfried Kinkel Imandts Weltbild in liberaler und demokratischer Richtung. Ein Resultat waren die Beendigung des Theologiestudiums und die Trennung von der katholischen Kirche. Es folgte von 1846 bis 1848 das Philologiestudium in Greifswald.

Auf der Grundlage neu erschlossener Quellen und Literatur zeichnet der Verfasser nach, wie Imandt sich im Kreis fortschrittlicher Studenten zu einem Demokraten entwickelte, der sich bei Ausbruch der Revolution in ein vor allem von Studenten gebildetes Freikorps einreihte und in Schleswig-Holstein, wenn auch nur sehr kurzzeitig, mitfocht. Von der junkerlichen Armeeführung repressiert, mußte er nach Trier zurück. Hier erfuhr er als ein Wortführer des dortigen „Demokratischen Vereins" und als Redakteur der „Demokratischen Flugblätter" seine politische Mauserung zum radikalen Demokraten, die für ihn bei Ausbruch der Reichsverfassungskampagne im Prümer Zeughaussturm am 18. Mai 1849 gipfelte. Während Kiehnbaum diese Ereignisse relativ ausführlich schildert, kommt Imandts Teilnahme an der Reichsverfassungskampagne in Baden auffallend knapp weg. Deutlich wird aber, daß die

Revolution von 1848/49 zum Grunderlebnis in Imandts Leben wurde.

Von einem Todesurteil wegen Hochverrats bedroht, floh Imandt in die Schweiz und konnte als Lehrer in der Nähe von Bern zunächst eine Existenzmöglichkeit finden. Detailliert und akribisch schildert der Verfasser, wie Imandt in den folgenden knapp drei Jahren – bald in Genf lebend (wovon eigentlich?) – inmitten und zwischen den zahlreichen widerstreitenden Emigrantengruppen und -organisationen um einen selbständigen politischen Standpunkt rang, sich zum zeitweiligen Parteigänger der Willich-Schapper-Fraktion des Bundes der Kommunisten, dann aber schrittweise zum Sympathisanten und Helfer der von Marx und Engels repräsentierten politischen Richtung und schließlich zum Bundesmitglied entwickelte (S. 69–85).

Gestützt auf unveröffentlichte wie inzwischen veröffentliche Quellen aus dem Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG), dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv und den Briefbänden II/4 und 5 der MEGA 2 verdeutlicht Kiehnbaum überzeugend und ausgewogen diese politische Entwicklung Imandts, die ihn nach seiner Übersiedlung nach London Ende März 1852 dann zum Mitstreiter, schließlich zum Freund von Marx werden ließ (S. 86–95 und 97). In dieser Zeit unterstützte er durch Korrespondenzen in Zeitungen der USA Marx' Position in der Auseinandersetzung mit dem politischen Abenteurertum kleinbürgerlicher Demokraten (S. 91 f.).

Soziale Not trieb Imandt 1855 nach Schottland, wo es ihm nach vielen Mühen gelang, in Dundee an der späteren „High School" eine feste Anstellung als Lehrer für Deutsch, Latein und andere Fremdsprachen zu bekommen, deren Salär er allerdings durch Privatstunden und Mitarbeit an schottischen Zeitungen ergänzen mußte (S. 100 f. und 109). Erst 1859 konnte er eine Familie gründen, wurde Vater dreier Kinder, doch trotz 40jähriger sehr erfolgreicher Lehrertätigkeit nie wirklich heimisch in Schottland.

Der wissenschaftliche Neuwert der vorliegenden Veröffentlichung wird – zumal für die Marx-Forschung – besonders im letzten Drittel der Biographie deutlich, in dem Kiehnbaum den Irrtum widerlegt, Imandt habe sich seit Mitte der fünfziger Jahre von der Politik zurückgezogen. Der Verfasser weist anhand zahlreicher Beispiele den engen – zumeist brieflichen – Kontakt nach, der trotz räumlicher Trennung zwischen Imandt und Marx weiterhin bestand, und zwar bis 1875. 38 von Kiehnbaum entdeckte Imandt-Korrespondenzen in der „Trier'schen Volks-Zeitung" zwischen 1856 und 1859 zeugen von Imandts an Marx geschulter Sicht auf aktuelle Fragen der englischen Innen- und Außenpolitik sowie des internationalen Weltgeschehens (S. 112–119). Einen beachtlichen Stellenwert räumte Imandt dabei der Berichterstattung über die Lage sowie über Widerstandsaktionen der englischen Arbeiterklasse ein, was Kiehnbaum durch umfangreiche, von ihm kommentierte Zitate belegt (S. 119–124). In einigen Fällen vermag er Indizien für unmittelbare Anregungen seitens Marx' für Imandts publizistisches Wirken zu bieten (S. 124 f.).

Andererseits erwies Imandt 1860 dem verleumdeten Marx einen wertvollen Dienst, als dieser sich zu einer öffentlichen Polemik gegen Carl Vogt genötigt sah (vgl. MEW, Bd. 14, S. 401). Zehn Jahre später nahm die Familie Marx Imandts Neffen Robert bei sich einige Zeit auf, als der – als Preuße aus Paris ausgewiesen – hilfsbedürftig in London eintraf (S. 133).

Interessant ist Kiehnbaums Nachweis, daß sich Imandt in den sechziger Jahren in Dundee auch an der Gründung einer eigenständigen Interessenvertretung der zahlreich ansässigen Arbeiter beteiligte. Diese Dundee Working Men's Association nahm 1869 mit dem Generalrat der IAA Briefkontakt auf (S. 127 f.). Wie sehr Marx Imandt auch in den sechziger Jahren als verläßlichen Mitstreiter betrachtete, beweist die Tatsache, daß er eines der ersterhaltenen Exemplare seinen „Kapitals" mit der Widmung „Seinem Freunde Peter Imandt" nach Dundee schickte (S. 103).

So kann das vorliegende Buch dank seines beachtlichen wissenschaftlichen Neuwerts dem Fachhistoriker, besonders dem Marx-Forscher, aber dank seiner lebendigen Darstellungsweise ebenso dem historisch – besonders an Biographien – Interessierten warm empfohlen werden.

*Heinrich Gemkow*

LEUGERS-SCHERZBERG, August H.: **Die Wandlungen des Herbert Wehner. Von der Volksfront zur Großen Koalition.** – Berlin und München: Propyläen 2002. 432 S.

Herbert Wehner (1906–1990) gehört zu den herausragenden Politikern, die die bundesdeutsche Demokratie wesentlich mitbestimmt haben. Doch Zeit seines Lebens hatte er mit Verleumdungen zu kämpfen. Neben den Vorwürfen, in den dreißiger

Jahren in Moskau andere kommunistische Emigranten denunziert zu haben, spielten immer wieder Zweifel an seiner ehrlichen Abkehr vom Kommunismus eine Rolle.

Der in Dresden geborene Wehner engagierte sich früh in einer anarcho-syndikalistischen Jugendgruppe und schloß sich 1927 der KPD an, wo ihn die Karriereleiter über die sächsische KPD 1930 in den dortigen Landtag führte. Nach 1932 nahm er, zunächst als technischer Sekretär der Berliner Parteizentrale, schließlich als Kandidat des Politbüros der KPD, einen wichtigen Platz in der Parteihierarchie ein. In Moskau geriet er Ende der dreißiger Jahre in die Maschinerie der stalinistischen „Säuberungen". Auf Betreiben von Wilhelm Pieck und Georgi Dimitroff durfte er 1941 nach Schweden ausreisen, um von dort aus die KPD in Deutschland neu aufzubauen. Durch Unachtsamkeit oder Verrat aus den eigenen Reihen wurde er 1942 verhaftet und wegen Spionage zu einer Zuchthausstrafe verurteilt. Anschließend saß er bis 1944 im Internierungslager Smedsbo. In Moskau war Wehner bereits 1942 in einem Geheimverfahren wegen „Parteiverrats" aus der KPD ausgeschlossen worden. Ohne Kenntnis davon löste er sich in den Jahren bis 1946 in einem längeren Prozeß geistiger Auseinandersetzung von der KPD. Wieder in Deutschland trat er in die SPD ein. Seit Gründung der Bundesrepublik gehörte er dem Bundestag an und stieg in wenigen Jahren zu einem der einflußreichsten SPD-Politiker auf. Als stellvertretender Fraktionsvorsitzender (1957) und stellvertretender Parteivorsitzender (1958) setzte er sowohl die programmatische Erneuerung der SPD (Godesberger Programm) als auch ihre außenpolitische Neuorientierung durch und legte damit die Grundlage für die Große Koalition, in die er als Minister für innerdeutsche Beziehungen eintrat. Seinen größten Einfluß auf die deutsche Sozialdemokratie und darüber hinaus auf die deutsche Geschichte übte er zwischen 1969 und 1983 als SPD-Bundestagsfraktionsvorsitzender aus. Auf dem linken Flügel der Sozialdemokratie hatte er begonnen, dann die Wendung zur Volkspartei vorangetrieben; am Ende fand er wieder zur traditionellen Arbeiterbewegung.

Wehner ist gewiß nicht einfach zu fassen. Man erinnert sich an ihn als leidenschaftlichen Parlamentarier und guten Organisator, doch wohl weniger als Theoretiker. Sein Weltbild war von den Brüchen seiner Biographie geprägt, die Brüche des 20. Jahrhunderts waren. Wer sich ein Bild vom Menschen und vom Politiker Wehner machen will, dem bereitet Wehners „Wandlung" vom Kommunisten zum Sozialdemokraten einige Schwierigkeit. Wehner behauptete stets, sich gar nicht grundlegend geändert zu haben; die Motive seines Handelns seien immer die gleichen geblieben. Allerdings habe er sich in einigen Punkten „geirrt" und aus seinen Fehlern gelernt. Doch bis in die Gegenwart wird spekuliert, ob Wehner „im Herzen" nicht doch Kommunist geblieben oder gar kommunistischer Spion gewesen sei. Die Brüche, die es im Leben von Herbert Wehner gegeben hat, müssen deshalb deutlich herausgestellt werden; sie dürfen nicht wegdiskutiert werden. Persönliche Erfahrungen mit bürokratischen, unmenschlichen Apparaten und sein tiefer Karrierefall haben bei Wehner einen starken Humanismus und wohl auch eine tiefe Religiosität entwickelt. Dies ist nur schwer aus Akten rekonstruierbar, dafür um so eher aus seinem Handeln sowie aus seiner privaten Korrespondenz und aus Gesprächen.

Nach den Teilbiographien über den jungen Wehner (1991) und über Wehner in Schweden (1995/99), die bereits überzeugende Interpretationen vorlegten, erwartete man die Habilitationsschrift von August H. Leugers-Scherzberg mit großer Spannung. Denn er besaß seit Anfang der neunziger Jahre privilegierten Zugang zum privaten schriftlichen Nachlaß Wehners. Aus diesem konnte er bereits 1994 Wehners unvollendet gebliebene Schrift „Selbstbesinnung und Selbstkritik. Gedanken und Erfahrungen eines Deutschen" aus dem Nachlaß edieren und einigen Mythen ein Ende bereiten. Wehners Nachlaß sollte eigentlich vernichtet werden. Die DDR-Seite hatte sich wiederholt bemüht, alle Unterlagen über die Kontakte mit Honecker „sicherzustellen". Auch Wehner selbst hat gegenüber Historikern wiederholt angedeutet, daß sein Archiv nicht für die Nachwelt bestimmt sei. Dankenswerterweise übergab Greta Wehner zwischen 1990 und 1996 den Nachlaß weitgehend dem Archiv der sozialen Demokratie. Über mögliche Lücken erfährt der Leser jedoch nichts.

In seinem neuen Buch will Leugers-Scherzberg nun die Wandlungen Wehners kritisch nachvollziehen, dessen „strategische und taktische Überlegungen" nachzeichnen und dazu „ausführlich aus den Quellen" zitieren. Dabei geht es ihm letztlich nicht nur um Wehners Wandlung vom Kommunisten zum Sozialdemokraten, sondern vor allem darum, ob Wehners Motive stets die gleichen blieben (S. 12). Die Arbeit gliedert sich in zwei etwa gleich große Teile. Der erste („Vom Kommunisten zum Sozialdemokraten") setzt zeitlich mit Wehners Aufenthalt in Schweden ein und beschreibt

die Phase von 1941 bis 1957. Der zweite Teil („Von der Parteibühne zur Staatsbühne") behandelt die sechziger Jahre und bricht mit dem Beginn der Großen Koalition im Jahr 1966 ab.

Im Zentrum steht zunächst der Versuch, Wehners Kommunismus-Verständnis zu analysieren. Soweit es sich für die Endphase von Wehners Tätigkeit als KPD-Funktionär rekonstruieren läßt, sieht Leugers-Scherzberg hierin sowohl die Ursache für Wehners Trennung vom Kommunismus als auch für dessen Wirken in der Sozialdemokratie. Der Verfasser kommt zu dem erstaunlichen Urteil, daß Wehner „gerade als ‚Schüler Lenins' nach dem Zweiten Weltkrieg kein Kommunist mehr sein" konnte (S. 12).

Im Zentrum Wehnerschen Handelns sieht Leugers-Scherzberg die „Forderung nach Demokratie, Selbstbestimmung der Nation und Verwirklichung der Menschenrechte". Das Selbstbestimmungsrecht habe ihn bei der Reorganisation der KPD in Deutschland 1941/42 geleitet und ihn in Konfrontation zur sowjetischen Nachkriegspolitik und in der Folge zum Bruch mit dem Kommunismus und dem Anschluß an die SPD Kurt Schumachers geführt. Über Wehners Aufenthalt in Schweden 1941 bis 1946 und die Ablösung von Kommunismus kann Leugers-Scherzberg kaum Neues mitteilen. Interessanter dagegen die Schilderungen von Wehners Karriere in der Nachkriegs-SPD.

Ein „Primärziel" Wehners war die „Rettung der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands vor der völligen Eingliederung in den Sowjetblock" (S. 142). Dazu entwickelte er verschiedene Initiativen. Er glaubte aufgrund eigener Erfahrung, das Wesentliche sowjetischer Politik erkennen zu können. Daß er hier öfter auch irrte, war den undurchsichtigen internen Machtkämpfen in Moskau geschuldet. Wehner wußte aber, man müsse auf „lange Sicht" arbeiten. Er setzte sich für deutsch-deutsche Gespräche ein und war gegen die Ausgrenzung von Kommunisten im zwischenstaatlichen Dialog. Dies mag mit persönlich guten Erfahrungen und auch einer gewissen Hochachtung vor kommunistischen Führern wie Georgi Dimitroff und Wilhelm Pieck zu erklären sein. Sicher spielte dabei auch die persönliche Bekanntschaft mit einigen Funktionären der höchsten und mittleren Ebene eine Rolle. Neben Walter Ulbricht, den er aus gemeinsamer Arbeit in der KPD-Führung in Berlin und Moskau kannte, besaß Wehner einen durchaus positiven Eindruck von ehemaligen Schweden-Emigranten, wie Herbert Warnke, Politbüromitglied und Gewerkschaftschef, Richard Stahlmann, Gründer und erster Chef des DDR-Nachrichtendienstes, Erich Glückauf, einer der maßgeblich Verantwortlichen für die sogenannte Westarbeit der SED, und Richard Rösner, dem ersten Parteisekretär des ostdeutschen militärischen Nachrichtendienstes. Zumindest mit Rösner hatte ihn im Exil ein freundschaftliches Verhältnis verbunden.

Wehners außenpolitische Erklärungen in den fünfziger Jahren lassen erahnen, welchen Wandel auch die SPD durchlebte. Die Bundesregierung habe mit den Pariser Verträgen, so erklärte er 1955, das „Erstgeburtsrecht des deutschen Volkes auf Wiedervereinigung gegen das Linsengericht einer bundesrepublikanischen Streitmacht" verkauft (S. 156). Und über die Äußerungen eines Fraktionsgenossen zur Haltung der SPD zur EWG bemerkte er: „Eine tolle Mischung von Schicksals- und Gemeinschaftsphrasen mit vagen wirtschaftspolitischen Andeutungen." Die Zustimmung zu den Verträgen sei wohl eher aus „Gründen der Bequemlichkeit und der Opportunität" erfolgt, aber nicht, weil man dabei an „eine konkrete Politik" dachte (S. 191). Anfang 1960 zitierte Wehner den amerikanischen Außenminister Herter, der gesagt hatte, daß die Lösung der weltpolitischen Probleme „vielleicht Generationen" brauchen werde. Dieses Zitat drückte Wehners Überzeugung hinsichtlich gerade auch der Wiedervereinigung Deutschlands aus. In seiner Rede vom 30. Juni 1960 spiegelte sich diese Erkenntnis. Hatte er bisher wenig Gehör für seine „nationale Befreiungspolitik" gefunden, so verfolgte er nun die Idee, daß die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland gefestigt werden müsse, bis die Wiedervereinigung irgendwann erreicht werden könne.

Für Wehner war die Deutschlandpolitik seit 1946 inhaltlich zentral gewesen. Doch bestand sie für ihn nicht darin, mit der DDR-Seite über ideologische Differenzen zu debattieren, sondern sie zu menschlichen Erleichterungen im deutsch-deutschen Verhältnis zu bewegen. Seine Politik, Moskau zu umgehen und einzig mit der DDR zu verhandeln, erwies sich in dieser Zeit als vernünftig und erfolgreich. Er glaubte, durch persönliche Kontakte besser Einfluß auf das Geschehen nehmen zu können. Seine Strategie führte zu Erfolgen.

Wehners dringender Wunsch nach Rehabilitierung – er war eben kein Verräter an der „Sache" – und sein Anliegen „zu helfen", sicher auch gedacht als persönliche Wiedergutmachung für in Moskau Erlebtes und Mitzuverantwortendes –, wird von Leugers-Scherzberg nicht berücksichtigt.

Es schlug sich in den politischen Überlegungen wohl nicht deutlich genug nieder. Gleiches gilt für Wehners Religiosität, die spätestens seit seiner Haftzeit nachweisbar ist, und vermutlich eine größere Rolle spielt, als bisher angenommen wurde. Leugers-Scherzberg bleibt auf die Beschreibung von Wehners politischen Konzeptionen verengt. Die schriftlich niedergelegten politischen Gedanken Wehners belegt er bis ins Detail. Seine oftmals ermüdende Textexegese macht für den Leser die politischen Zusammenhänge nicht immer deutlich. Zur Frage, wie es mit Wehners geheimsten Gedanken aussah, erfährt der Leser nichts. Entsprechende Quellen dürften dagegen zur Genüge im Nachlaß zu finden sein. Sie haben aber nicht das Interesse des Autors gefunden. Ebensowenig hat er korrespondierende Überlieferungen anderer Provenienz herangezogen. Die schwedischen Geheimdienstakten sind, anders als es im Buch heißt (S. 90), seit mehreren Jahren zugänglich, die Prozeßakten sogar seit Jahrzehnten. Erhellend wären sicher auch Unterlagen des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit der DDR gewesen. Leugers-Scherzberg hat nur indirekt auf sie zurückgegriffen, sie deshalb nicht im Quellen- und Literaturverzeichnis angegeben. Lediglich in den Fußnoten wird auf eine Pressemappe der „Gauck-Behörde" (S. 363, Anm. 65) bzw. auf Kopien aus dem Besitz des Verfassers (S. 374, Anm. 27) verwiesen. Dies ist wenig, wenn man bedenkt, daß allein die 1999 öffentlich gemachte sogenannte Sachablage 95/65, die vorwiegend dem schwedischen Exil gewidmet ist, 56 Bände enthält. Unter anderem findet sich hier der Bericht einer MfS-Ermittlungsgruppe aus dem Jahr 1978, nach deren Erkenntnissen Wehner in Stockholm „unverantwortlich" und „leichtsinnig" gehandelt, jedoch keinen Verrat begangen habe. Der ehemalige DDR-Geheimdienstchef Markus Wolf und seine früheren Kollegen wurden davon offenbar nicht unterrichtet und zeigen sich bis heute davon überzeugt, daß Wehner den Tod von Menschen zu verantworten habe. Entsprechendes Beweismaterial sei von der DDR-Seite nur deshalb nicht eingesetzt worden, um die geheimen Kontakte zum SPD-Vorständler nicht zu gefährden. Zwei ehemaligen „Aufklärern" ist es gelungen, den früheren Ressortleiter Politik und Zeitgeschichte vom Stern, Ulrich Völklein, für diese längst widerlegten Behauptungen und Verleumdungen zu gewinnen. Er verantwortet die unprofessionelle Dokumentenpublikation „Die Lebenskrisen des Herbert Wehner" (2000), mit der sich Leugers-Scherzberg leider nicht auseinandersetzt.

Auch wenn der Wandel des Wehner-Bildes in der DDR nicht Gegenstand des Buches ist, hätte die ostdeutsche Rezeption der „Wandlungen des Herbert Wehner" diese weiter erhellen können. Besonders vermißt der Leser die Auseinandersetzung mit Markus Wolf, der Wehner ein ganzes Kapitel seiner Memoiren, Spionagechef im geheimen Krieg (1997), widmete und ihn als „janusköpfigen Renegaten" beschreibt. Bei Leugers-Scherzberg werden die Kontakte Wehners mit der DDR und dem MfS verkürzt oder entstellt dargestellt, wie die Begegnung mit Wolfs Abgesandten Hansch und Girnus im Herbst 1956, über die in der Literatur bereits mehr zu lesen war. Demnach fand das Treffen am 10. November 1956 in Westberlin statt und nicht im Oktober in der Lüneburger Heide (S. 172). Nichts erfährt der Leser über Wehners Kontakte mit dem früheren Schwedenemigranten und später „republikflüchtigen" ehemaligen ZK-Sekretär Kurt Vieweg, obwohl alles darauf deutet, daß dessen Schicksal und der zeitgleiche Sieg der Ulbricht-Fronde in den SED-internen Machtkämpfen zum Jahreswechsel 1957/1958 Wehners deutschlandpolitische Neuorientierung wesentlich beeinflußten.

Schließlich sind Zweifel an der Beschreibung von Wehners Abkehr von der KPD in Stockholm und Leugers-Scherzbergs These von der „vorgetäuschten Loyalität" gegenüber der KPD (S. 66 ff.) angebracht. Warum sollte Wehner gerade den von der Partei völlig isolierten Kurt Adam „täuschen". Die bewahrte Korrespondenz spricht nicht dafür. Adam hat den Kontakt zu Wehner abgebrochen, nachdem der sich endgültig von der KPD abgewandt hatte. Dieser schmerzvolle Prozeß ist mit dem kommunistischen Ja zur Zwangsumsiedlung von Millionen Deutschen und der Zwangsvereinigung der Arbeiterparteien zur SED im Frühjahr 1946 abgeschlossen.

Die fünfseitige Zusammenfassung der „Wandlungen des Herbert Wehner" ist kaum als Analyse zu bezeichnen. Statt der Wandlungen wird eine Kontinuität konstruiert und ein Herbert Wehner vorgestellt, dessen Wandlungen sich auf den taktischen Bereich beschränkten, der ansonsten aber an einer emanzipatorisch-demokratischen Zielsetzung von Jugend an festgehalten habe. Feststellungen, wie Herbert Wehner war ein „Schüler Lenins" bzw. er sei auch als SPD-Politiker an „der leninistischen Spielart politischer Strategie orientiert" geblieben, tragen mehr zur Irritation denn zur Erklärung der Wandlungen Wehners bei. Leugers-Scherzberg sieht die Ursache für das „Kernproblem" der Wehnerschen Politik in ihrer

„mangelnde(n) Verständlichkeit" aufgrund seines allen Nichtkommunisten unzugänglichen theoretischen Instrumentariums.

Leugers-Scherzberg referiert viel, analysiert jedoch selten und läßt zu oft den Kontext außen vor. Dies zeigt sich auch in den Fußnoten. Die traumatischen Erlebnisse Wehners, die dessen ganze weitere Biographie beeinflußten, spielen in diesem Buch keine Rolle. Es bleibt weiteren biographischen Untersuchungen vorbehalten, den Menschen Wehner mit allen seinen Brüchen und Widersprüchen tiefer zu ergründen.

Der Band enthält ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister.

*Michael F. Scholz*

BUSCHAK, Willy: **Edo Fimmen. Der schöne Traum von Europa und die Globalisierung. Eine Biographie.**– Essen: Klartext 2002. 333 S.

Biographien haben bereits seit Jahren Konjunktur. Prominente Repräsentanten der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung zogen allerdings bislang kaum großes Interesse auf sich, schon gar nicht, wenn sie aus den eher randständigen Gewerkschaftsinternationalen kamen. Zwar ist unser Wissen über internationale Gewerkschaftsorganisationen und -politik gerade im letzten Jahrzehnt deutlich gewachsen, nachdem mit der Globalisierung auch die internationalen Organisationen die Agenda der historischen Gewerkschaftsforschung erreichten. Über die internationalen Gewerkschaftseliten allerdings wissen wir fast nichts. Insofern ist es grundsätzlich zu begrüßen, wenn hier mit Willy Buschaks biographischer Studie Pionierarbeit geleistet wird. Und der holländische bzw. internationale Gewerkschaftsfunktionär Edo Fimmen ist ohne Frage ein hochinteressantes biographisches Studienobjekt, das auch bereits wissenschaftliches Interesse auf sich gezogen hat. Er eignet sich nicht nur aufgrund seiner herausragenden Bedeutung in den internationalen Gewerkschaftsorganisationen. Der Niederländer ist zudem schlicht eine interessante, widersprüchliche, kontroverse Persönlichkeit mit einem spannenden Lebenslauf, der Ungewöhnliches, Individuelles, vielfältige Brüche mit Repräsentativem, Überindividuellem verbindet und deshalb wissenschaftliche Neugier hervorruft. Fimmens politischer Lebenslauf führt etwa von der Heilsarmee über die niederländischen Gewerkschaften zum Internationalen Gewerkschaftsbund (IGB) und zur Internationalen Transportarbeiterföderation (ITF). Aus einem christlichen Anarchisten wird ein Linkssozialist und Gewerkschaftsfunktionär, ein Abenteurer und Verbandssekretär, ein Spitzenfunktionär und Oppositioneller, ein Realpolitiker und politischer Romantiker. Damit lädt Edo Fimmen geradezu ein zur Reflexion über das Verhältnis von Religion und Arbeiterbewegung, die Möglichkeiten und Schwächen des Linkssozialismus in der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung der Zwischenkriegsjahre, über das Verhältnis von nationaler und transnationaler Gewerkschaftspolitik ...

Mäße man Buschaks Arbeit an der Beantwortung dieser Fragen oder an den Standards moderner wissenschaftlicher Biographieforschung – mit ihren grundlegenden und systematischen Überlegungen zur Rolle des Individuums, zur Verschränkung von Person und Struktur, von Individualität und Repräsentativität, von individueller Sozialisations- oder kollektiver Generationserfahrung –, so würde schnell deutlich, daß sie beidem nicht gerecht werden kann. Handelt es sich doch um eine *geschichtspolitische* Studie über einen historischen Gewerkschaftsaktivisten aus der Feder eines heutigen Gewerkschafters, der nach eigenen Aussagen vor vielen Jahren „die Seiten gewechselt" hat: „von der Geschichtsschreibung in die Praxis, vom Historiker zum Aktivisten der Arbeiterbewegung" – zum Sécrétraire Confédéral des EGB (S. 300). Nach einem leider sehr kurzen Überblick über Fimmens Herkunft, seine politischen Lehrjahre in Amsterdam und seinen Weg von der Heilsarmee zur Arbeiterbewegung liegt der Schwerpunkt auf Fimmens internationaler Gewerkschaftstätigkeit beim IGB und bei der ITF in den Zwischenkriegsjahren, die vom Engagement beim Wiederaufbau der internationalen Organisationen 1918/19, die Boykottaktionen gegen Ungarn, gegen Munitionstransporte im russisch-polnischen Krieg, über humanitäre Hilfsaktionen in Wien und Russland (1920/21), Bemühungen um eine Kooperation mit den sowjetrussischen Gewerkschaften, Fimmens Sturz als IGB-Generalsekretär 1923, seine Gedanken zur „Globalisierung", sein „zu Hause" bei der ITF bis zur Unterstützung des antifaschistischen Widerstands in Deutschland und der Republikaner im Spanischen Bürgerkrieg, Fimmens Erkrankung und Tod in Mexiko 1942 reicht (S. 13–274). Danach folgen drei ergänzende Kapitel über Fimmens Partnerschaften, den „Reisenden Edo Fimmen" und „Fimmen als Tourist in Moskau" 1924 (S. 275–308).

Als eine faktenreiche, direkt aus umfänglichen Primärquellen schöpfende Beschreibung und Nacherzählung des spannenden Lebens eines Gewerkschaftsinternationalisten der Zwischenkriegsjahre ist Buschaks Fimmen-Biographie durchaus lesenswert. Die spezifische Sicht auf die nationalen und internationalen Verbände und ihre Handlungsmöglichkeiten, die Erhöhung des historischen Akteurs, seine Stilisierung zu einem Globalisierungstheoretiker und Vordenker des 21. Jahrhunderts (!), unmodern nur im Politikstil „des autokratischen Gewerkschaftsfürsten" (S. 304), werden aus geschichtspolitischer Perspektive nachvollziehbar.

Mit Italo Calvinos Bild vom „Baron auf den Bäumen" löst Buschak die historische Person Edo Fimmen geradezu aus seiner Lebenswelt heraus: „Calvinos Roman ist wie eine Parabel auf Fimmens Leben. Wie Cosimo [der beschloß, sein Leben auf einem Baum zu verbringen], so war auch Fimmen für seine Zeitgenossen eine andauernde Provokation, so wenig wie die Einwohner Ombrosas den jungen Baron Cosimo verstehen konnten, so wenig haben die Zeitgenossen Fimmen begriffen, am wenigsten da, wo Fimmen hoch über ihnen stand und weit in die Zukunft hinausblickte. Wie Cosimo seinen Spott über alle ausschüttete, die am Boden krochen, so hat Fimmen über seine Kollegen gespottet, die ängstlich darüber wachten, dass keine internationale Körperschaft mit hinreichender Macht ausgestattet werde, um ihren eigenen, quasi-nationalen Fragen ein Wörtchen mitzureden" (S. 132). Schwieriger allerdings erklärt sich daraus eine lebenslange Gewerkschaftskarriere in Wahlfunktionen.

Weniger deutlich wird auch, wie der internationale Gewerkschaftssekretär und Linkssozialist Edo Fimmen von den spezifischen Erfahrungen des politischen Protestantismus der Niederlande wie von den kollektiven Erfahrungen der aufstrebenden Gewerkschafts- und sozialistischen Bewegung, des Weltkriegs, der russischen Revolution, des Aufstiegs des Faschismus und Nationalsozialismus beeinflußt und geprägt wurde. Und in welcher besonderen individuellen „Mischung" der historische Akteur die Stärken und Schwächen des Linkssozialismus repräsentierte, darunter etwa politischer Romantizismus, Autoritarismus, Androzentrismus, Internationalismus, Missionseifer und nicht zuletzt ein spezifisches Grenzgängertum zwischen Kommunismus und Sozialdemokratie. Was davon „modern" oder Relikt einer „unmodernen" Bewegung war, die die Zwischenkriegsjahre nicht überlebte, bedarf noch immer einer kritischen Reflexion.

*Sigrid Koch-Baumgarten*

WALDENFELS, Ernst von: **„Der Spion, der aus Deutschland kam". Das geheime Leben des Seemanns Richard Krebs.** – Berlin: Aufbau Verlag 2002. 382 S.

Das vielleicht einflußreichste Buch, das von einem deutschsprachigen Emigranten zwischen 1933 und 1945 publiziert wurde, war „Out of the Night". Das englischsprachige Original erschien im November 1940 in New York. Hinter dem Pseudonym Jan Valtin verbarg sich der ehemalige politische Instrukteur der Komintern Richard Krebs (1905–1951), der der Verfolgung durch die Gestapo sowie durch kommunistische Apparate in die USA entkommen war.

Krebs, der aus einem bürgerlichen Elternhaus kam, war nach dem Ersten Weltkrieg zur See gefahren und frühzeitig in Kontakt mit der kommunistischen Bewegung gekommen. Als Mitglied der KPD sollte er als Zwanzigjähriger in den USA einen Abtrünnigen ermorden, schlug ihm aber nur die Pistole über den Kopf. Wegen Angriffs mit einer tödlichen Waffe verurteilt, saß er drei Jahre in San Quentin. Dort perfektionierte er sein Englisch und begann in dieser Sprache auch zu schreiben. Wieder in Freiheit stieg er zum Leiter des Hamburger Interklubs und zum Instrukteur der Komintern auf. Er organisierte kommunistische Propagandaaktionen und inszenierte Streiks. Er war wohl auch direkt in geheimdienstliche Operationen verwickelt, hinter denen der geheimnisvolle Michael Avatin alias Ernest Lambert stand, den Krebs seit 1924 kannte. Nach Hitlers Machtantritt ging Krebs nach Dänemark, wohin der kommunistische Apparat von Berlin aus umgezogen war. Dort hatte er engen Kontakt mit dem späteren DDR-Staatssicherheitsminister Ernst Wollweber, der ihn wieder zum Einsatz nach Deutschland schickte. Sein Einsatz währte nur kurz, er fiel der Gestapo in die Hände. Nach Folterungen und mehreren Jahren KZ-Haft erklärte sich Krebs zu einer Zusammenarbeit mit der Gestapo bereit. Sein erster Agentenauftrag war, seine Genossen in Kopenhagen auszukundschaften. Seine Frau Hermine war als Geisel in Deutschland zurückgeblieben. An den Folgen ihrer KZ-Haft sollte sie 1938 sterben. Um ihr Schicksal ging

die Auseinandersetzung mit Wollweber und Genossen, die mit einem Zerwürfnis endete. Nun auch von den Kommunisten verfolgt, konnte Krebs sich 1938 auf ein Schiff nach Amerika retten, wo er 1941 mit seinem autobiographischen Roman berühmt wurde. Als Warnung vor Hitler und Stalin erreichte das Buch unmittelbar eine starke Resonanz. Doch der große Erfolg sollte nicht anhaltend sein. Die USA verbündeten sich mit Stalin gegen Hitler, und die kommunistischen Angriffe gegen Valtin/Krebs fielen auf fruchtbaren Boden. Er wurde auf Ellis Island interniert, schließlich entlassen und nahm als US-Soldat aktiv an Kriegshandlungen teil. Nach dem Ende des Krieges setzte er seine literarische Laufbahn fort, starb jedoch bereits im Alter von 45 Jahren.

Der Erfolg von „Out of the Night" war enorm. „Life", „Readers Digest" und „Journal of America" brachten Teilabdrucke, eine gekürzte Buchklubausgabe verkaufte sich in 165000 Exemplaren. Ende 1941 zählte es die „Times" zu den Büchern des Jahres. Es wurde in ein Dutzend Sprachen übersetzt. Die Millionengrenze war bald überschritten. Eine englische Ausgabe erschien 1941 in London, eine schwedische im Jahr darauf. Nach dem Krieg folgten Ausgaben unter anderem in Dänemark (1945), Frankreich (1947) und Mexiko (1952). Die erste deutsche Ausgabe erschien erst 1957 bei Kiepenheuer & Witsch in 50000 Exemplaren, von denen 30000 Sonderdrucke des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen waren. Geringere Neuauflagen folgten 1986 (Nördlingen, Greno) und 2000 (Komet Verlag, Köln).

Die Resonanz in Deutschland blieb bescheiden. Das westdeutsche literarische Establishment nahm das Buch offiziell einfach nicht zur Kenntnis. Im Vorfeld war es einigen namentlich im Buch Genannten, darunter Ruth Fischer und Albert Walter, sogar gelungen, einige Passagen zu zensieren.

Auch in der DDR war Valtin/Krebs offiziell völlig unbekannt geblieben. Wollweber hatte natürlich eine skandinavische Ausgabe in seiner Privatbibliothek. Doch die SED-gesteuerte Zeitgeschichtsforschung zeigte sich ahnungslos, als die SED-Bezirkszeitung „Ostsee-Zeitung" 1988 fasziniert berichtete, wie sich Fidel Castros Revolutionäre im November 1956 mit einem authentischen Bericht über den Hamburger Aufstand Mut machten. Dabei hatten sie auf eine mexikanische Ausgabe von Valtin/Krebs aus dem Jahr 1957 zurückgegriffen, die 1988 (!) von DDR-Forschern in der kubanischen Nationalbibliothek „entdeckt" wurde. Das Pseudonym Jan Valtin, obwohl seit 1941 bekannt, konnte aber nicht gedeutet werden, wie das SED-Blatt schrieb.

Warum hat die deutsche Exilforschung Richard Krebs so stiefmütterlich behandelt? Zum einen war es sicher die Form des Abenteuerromans. Doch entscheidend war der Inhalt und seine Rezeption. Valtins/Krebs' Lebensgeschichte hatte nicht die innere Abkehr vom Stalinismus zum Gegenstand, sondern sie dokumentierte sowohl die Foltermethoden der Nazis als auch die Aktionen und Methoden des Kominternapparates. Mindestens auf Skepsis in linken Kreisen stieß zum Beispiel die Behauptung, Wollweber habe mißliebige Untergebene nach Hitlerdeutschland geschickt, um sie dort denunzieren zu lassen. Überhaupt lieferte Valtin/Krebs viele Details und Namen, weshalb das Buch später sowohl als Auftragswerk der Gestapo als auch des FBI denunziert wurde. Korrekt ist jedenfalls, daß es die Gestapo bei Verhören auf dem Tisch liegen hatte, und daß es in den antikommunistischen Kampagnen unter McCarthy eine Rolle spielte. Seit dem Erscheinen 1941 tobte eine kommunistische Desinformationskampagne, die keine Mittel und Methoden scheute, um die Authentizität des Buches zu bestreiten und die Glaubwürdigkeit des unbekannten, aber zweifellos begabten Autors in Zweifel zu ziehen.

Im Buch beschreibt Valtin/Krebs, wie er sich im KZ von der Gestapo anwerben ließ. Die Frage, ob es sich hier um die Tat eines Überläufers und Verräters oder um ein geschicktes Manöver im kommunistischen Auftrag handelte, wie es das Buch nahelegt, erregt bis in die Gegenwart die Gemüter. Stellvertretend für die jeweilige Antwort stehen der Literaturwissenschaftler Michael Rohrwasser und der Historiker Dieter Nelles. Rohrwasser, der sich auch auf Polizeiakten und Interviews stützt, stellte in seinem Buch „Der Stalinismus und die Renegaten" (1991) nur marginale Abweichungen zwischen Buch und wirklichem Leben des Autors fest. Auf der Grundlage der erst in den neunziger Jahren zugänglichen Gestapo-Akten fand Nelles dagegen mehr als nur marginale Widersprüche. Nelles schloß sich der Auffassung von Krebs' zeitgenössischen Kontrahenten an, namentlich einer dänischen Schmähschrift von Richard Jensen aus dem Jahr 1946. Die Gestapo-Akten ließen nach Nelles keinen Zweifel an einer Gestapotätigkeit des Richard Krebs.

Nach jahrelanger aufwendiger Recherche in Deutschland, Skandinavien, Rußland und den USA legt Ernst von Waldenfels eine erste gründliche Richard-Krebs-Biographie vor. Er sprach

mit dessen beiden überlebenden Witwen, den Söhnen sowie mit Angehörigen der Familie. Er wertete die deutschen Gestapoakten und die skandinavischen und amerikanischen Dossiers zu Krebs sowie dessen Nachlaß aus. Dabei hat er den Blick für größere Zusammenhänge keineswegs verloren. Mit Akribie und großer Einfühlung rekonstruiert er die Biographie, an deren Beginn die Geschichte eines jungen Seemanns steht, der in der kommunistischen Bewegung als Instrukteur Karriere machen sollte. Hier erfährt der Leser Interessantes über die Rolle der Komintern-Instrukteure, die in erster Linie von der Organisationsabteilung des EKKI entsendet wurden. Mit allen Vollmachten ausgestattet konnten sie völlig unabhängig von den nationalen Parteigliederungen agieren und waren nur dem Westbüro der Komintern verantwortlich. Dabei umgab sie eine besondere Geheimhaltung.

Da „Out of the Night" als Autobiographie publiziert und gelesen wurde, strebte Waldenfels danach, Realität und Fiktion sorgfältig zu trennen. Das ist ihm überzeugend gelungen. Er zeigt, wie Valtin/Krebs seine Biographie systematisch stilisiert. Offenbar schämte er sich seiner bürgerlichen Herkunft und dichtete seinem Vater, der leitender Angestellter der Hapag-Lloyd war, eine proletarische Gesinnung an. Zudem hat Valtin/Krebs seine eigene Bedeutung übertrieben, um Begebenheiten, die er nur vom Hörensagen kannte, als selbst erlebt behaupten zu können. Zwei wichtige Funktionäre ließ er verschmelzen und schrieb die Rolle von Alfred Bem, vielleicht aus Rücksichtnahme, Ernst Wollweber zu.

Auch für Waldenfels steht die Frage des Doppelspiels, in das Krebs von der Gestapo hineingezogen wurde, im Mittelpunkt. Er kommt zu dem Schluß, daß Valtin/Krebs zwar nicht in direktem Auftrag in die Dienste der Gestapo eingetreten war, doch mit Wissen und Billigung seiner Genossen. Die Hamburger Originalakten des V-Manns Richard Krebs sind verschollen. Erhalten blieb die Akte in der Berliner Zentrale, die nur die Zusammenfassungen der Hamburger sammelte. Der Wert, den Krebs' umfassende Angaben für die Gestapo hatte, ist nur schwer zu beurteilen. Waldenfels' Vergleich der Aussagen vor der Gestapo mit denen in den Akten des amerikanischen Geheimdienstes CIC zeigt aber, daß Krebs den Amerikanern über die gleichen Personen und Vorgänge wesentlich mehr preisgab.

Richard Krebs hatte sich nach seiner Ankunft in Kopenhagen Mitte 1937 Wollweber und Jensen offenbart. Jedoch erhielt er von ihnen keine Unterstützung, um seine Frau aus den Klauen der Gestapo zu befreien. Aus Angst um sie weigerte er sich, die Doppelrolle weiter zu spielen. So kam es zum Bruch, der zu einer erbitterten Feindschaft wurde. Daß Krebs geplant hatte, seine Familie mit Hilfe des Bruders unter den Augen der Gestapo aus Deutschland herauszuschmuggeln, geht aus den letzten Briefen seiner Frau an ihn und aus zwei Postkarten seines Bruders hervor. Für Krebs war es die einzige Möglichkeit, seine Frau vor dem Gestapo-Terror zu retten, bevor sein Doppelspiel ans Licht kommen würde.

Die fesselnd geschriebene Biographie erhellt erstmals auch Krebs' Schicksal in den USA. Das sorgfältig lektorierte Buch enthält neben einem Personenregister viele Fotos. Die ausführlichen Fußnoten genügen wissenschaftlichen Standards; auf ein Quellen- und Literaturverzeichnis ist leider verzichtet worden.

*Michael F. Scholz*

HEUER, Uwe-Jens: **Im Streit. Ein Jurist in zwei deutschen Staaten.** – Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2002. 618 S.

Für exzellente westliche SED-Kenner wie Peter-Christian Ludz oder Hartmut Zimmermann war die Lektüre der Schriften dieses ostdeutschen Wirtschaftsjuristen in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts obligatorisch. Ludz rechnete Uwe-Jens Heuer zur „institutionalisierten Gegenelite" der DDR, Zimmermann verortete ihn als entschiedenen Reformer. Auch der zeitweilige Vorsitzende der maoistischen KPD Christian Semler verfolgte im Zuge seiner eigenen Wandlung zum Ökodemokraten Heuers Reformbestrebungen nicht ohne Sympathie. Dies Bild änderte sich wesentlich nach der „Wende" von 1989. Der einstige Reformer – jetzt Mitglied des Bundestages für die PDS – galt nun als „Betonkopf", als Wortführer einer altstalinistischen Strömung. Seine Aktivitäten als Gründer eines „Marxistischen Forums" schienen den Eindruck des biographischen Bruchs noch zu verstärken. In den vorliegenden Erinnerungen versucht Heuer hingegen nicht ganz erfolglos, die Kontinuität in seinem politischen und wissenschaftlichen Werdegang zu betonen.

In einer nicht weiter reflektierten Parallele zu den Memoiren Jürgen Kuczynskis konzentriert sich der Autor auf Politik und Wissenschaft. Privates kommt kaum vor, obwohl vermutlich die

langjährige Lebensleistung seiner Ehefrau Karin Heuers öffentliches Auftreten zumindest teilweise erst ermöglichte. Das ambitionierte Werk gliedert sich in drei Teile. Zunächst geht es um den „Rechtswissenschaftler in der DDR", vom ersten Konflikt mit der SED-Spitze während der „Babelsberger Konferenz" 1958 über das „Neue Ökonomische System" (1963–1965) bis zur „Sackgasse" der moribunden Spät-DDR. Im zweiten Abschnitt berichtet der Verfasser von seiner Tätigkeit als „Seiteneinsteiger in der Politik" während und nach der deutschen Vereinigung. In der einzigen frei gewählten Volkskammer der DDR vertrat der Jurist den Wahlkreis Karl-Marx-Stadt. Im deutschen Bundestag stritt er von 1990 bis 1998 für die Rechte der Ostdeutschen. Er engagierte sich in Fragen der inneren Sicherheit und der Aufarbeitung der DDR-Geschichte. Zudem kämpfte Heuer in der PDS für die Legitimität von – aus seiner Sicht – marxistischen Positionen. Im dritten Teil des voluminösen Werkes sinniert der emeritierte Professor der Jurisprudenz über den Charakter der Epoche, über Wissenschaft, Politik und Ideologie.

Seine kulturelle Entwicklung datiert er auf die Zeit nach 1945. Obwohl er aus einem sozialdemokratisch geprägten Elternhaus kam, war Hitlerjunge Heuer vor 1945 „glücklich [...] als ich bei einem Ausländer – ich glaube, es war Sven Hedin – bestätigt erhielt, daß Deutschland den Krieg nicht angefangen hatte" (S. 19). Zur Lektüre des Knaben zählten neben Kipling und Mark Twain die Bücher von Felix Dahn, Mirko Jelusich und Hans Dominik – wohl typisch für die ganze Generation. Untypischer war die Verhaftung des Vaters durch die Gestapo im September 1944 und der Beitritt zur SED im West-Berliner Bezirk Wilmersdorf 1948, obwohl Heuer sich in seinem Tagebuch gefragt hatte: „Ob ich vielleicht gefühlsmäßig dem Kommunismus und Rußland zu scharf entgegen trete?" Für den damaligen Jurastudenten war klar: Der deutsche Kommunismus „kettet seine Politik an eine auswärtige Macht" (S. 23).

Desungeachtet wurde die SED dem Studenten von Kuczynski, Alfred Meusel und vor allem von Peter Alfons Steiniger rasch zur politischen Heimat. 1951 legte er das Staatsexamen mit einer Hausarbeit über die „internationale Bedeutung der Stalinschen Verfassung" und der Gesamtnote „gut" ab. Noch am Ende des gleichen Jahres erhielt er das Angebot, bei Steiniger als Aspirant zu arbeiten, in Heuers Worten „natürlich für einen Vierundzwanzigjährigen ein ungeheurer Anreiz, eine Perspektive als Lehrstuhlinhaber an der hauptstädtischen Universität zu haben" (S. 33). Ganz so glatt verlief Heuers Karriere dann allerdings nicht. Auf der von Walter Ulbricht dominierten „Babelsberger Konferenz" 1958 wurde der inzwischen promovierte Rechtswissenschaftler wegen „Rechtsformalismus" angegriffen. „Eine Verteidigung war, wie der Verlauf zeigte, nicht möglich" (S. 63). Es war aber auch Ulbricht, der später mit der Einführung des „Neuen Ökonomischen Systems" Heuer, nach einem Intermezzo am Staatlichen Vertragsgericht Direktor des Ostberliner Instituts für Staatsrecht, den Anlaß bot, entschieden für die Interessen der Individuen, der Betriebe und eine Demokratisierung der DDR einzutreten. Seine Habilitationsschrift über Demokratie und Recht brachte Heuer die Aufmerksamkeit auch von westlichen Linken ein, darunter Elmar Altvater. Nach Ulbricht arbeitete Heuer zäh an diesen Themen weiter. Ausgerechnet 1989 legte er mit „Marxismus und Demokratie" in Anlehnung an Georg Lukács' Schrift „Demokratisierung heute und morgen" ein Konzept für mehr Demokratie im Realsozialismus vor.

Der epochale Umbruch von 1989/1990 führte Heuer in die praktische Politik. Erst in der Volkskammer, dann im Bundestag war er unter ganz anderen Bedingungen wieder in der Minderheit. Sein Auftreten gegen ein seiner Meinung nach Ostdeutsche diskriminierendes Vermögens- und Rentenrecht „war schon durch die Stellung der PDS von geringem Ertrag" (S. 8). Das Buch wird mit Überlegungen zur Epoche, zu Recht und Ideologie abgeschlossen. Als Vertreter eines weiten Ideologiebegriffs stimmt der einst vom SED-Ideologen Erich Hahn gebeutelte Denker nun seinem früheren Kritiker zu. Der Gründer des „Marxistischen Forums" in der PDS meint: „Die sozialistische Linke wird nicht ohne Ideologie auskommen" (S. 576). Dies ist durchaus als Angriff zu verstehen gegen „diejenigen, die in der PDS der Ideologie- und (Theorie-)Abstinenz das Wort reden" (S. 577).

Uwe-Jens Heuers Erinnerungen sind flüssig geschrieben, aber schlampig lektoriert. Zahlreiche Fehlschreibungen wie zum Beispiel „Oellssner" (S. 31), „preußisches [...] LAndrecht" (S. 39 u. ö.) und „Ullbricht" (S. 57) müßten nicht sein. Inhaltlich erstaunt, daß heute noch eine Soziologin in der Tradition der Kritischen Theorie wie Sigrid Meuschel pauschal dem „Gegner" als einer Art ideellem Gesamtstaatsmonopolkapitalisten zugerechnet wird (S. 102). Trotzdem ist das materialreiche Buch ein notwendiger Beitrag zur deutschen Zeitgeschichte. Heuer kokettiert immer wieder

sowohl mit seiner eigenen Naivität als auch mit seiner Intellektualität. Der Rezensent kann diesen Charme eines noch immer jungenhaften sozialistischen Ideologen nach eigenen Erfahrungen auf dem Fußboden der Orangerie in Versailles (1985) und auf einem Floß im Whitton Pond in New Hampshire/USA (1990) bestätigen.

*Volker Gransow*

GELLATELY, Robert: **Backing Hitler. Consent and Coercion in Nazi Germany.** – Oxford and New York: Oxford University Press 2001. XVII, 359 S.

Robert Gellately, Professor am Holocaust Center der Clark University, ist einer der führenden Forscher zur Gestapo. Er hat vor zehn Jahren eine bedeutende Studie zur Beteiligung der Deutschen am Terror der Gestapo gegen Juden vorgelegt.[1] Gemeinsam mit anderen Wissenschaftlern[2] hat er für ein neues Bild in der Forschung über die Polizei im Nationalsozialismus gesorgt. Es konnte nachgewiesen werden, daß die Gestapo nicht allmächtig gewesen ist, sondern vielmehr auf Denunziationen aus der Bevölkerung angewiesen war, um Erfolge vorzuweisen.

In seiner neuen Studie „Backing Hitler" weitet Gellately seine Forschungen aus. Er will zeigen, daß ein Großteil der deutschen Bevölkerung in der Nazizeit die Maßnahmen der Polizei (Gestapo, Ordnungspolizei und Kripo) gegen politische, gesellschaftliche und soziale Minderheiten wie Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden, Sinti und Roma, polnische Zwangsarbeiter, sogenannte „Asoziale" und Homosexuelle nicht nur billigte, sondern sogar aktiv unterstützte. Hitler konnte sich ihrer Unterstützung sicher sein. Zum Beleg werden die Aktionen der Polizei, besonders der Gestapo, die nach Gellatelys Meinung von der Mehrheit der Deutschen unterstützt wurden, und die Denunziationen aus der Bevölkerung untersucht. Hierfür wertet Gellately Zeitungen, u. a. den „Völkischen Beobachter", und Gestapo-Akten aus.

Zunächst beschreibt Gellately kurz, wie sich die Nationalsozialisten an der Macht etablierten (S. 9–33) und der Polizeiapparat nach ihrem Willem umgeformt wurde (S. 34–50). Nach und nach wurde der Rechtssaat ausgehöhlt, Sondergerichte geschaffen und die Befugnisse der Polizei erheblich erweitert. Diese Prozesse spielten sich nicht im Geheimen, sondern in der Öffentlichkeit ab. Auch über die frühen Konzentrationslager und deren Ausweitung bis 1938 wurde die Bevölkerung durch die Presse informiert (S. 53–69). Es wurde mitgeteilt, die Lager seien nötig, um die öffentliche Ruhe wiederherzustellen. Deswegen seien politisch Andersdenkende, besonders Kommunisten und Sozialdemokraten, inhaftiert worden, um in den Lagern umerzogen zu werden. Im Vorfeld und zu Beginn des Krieges gerieten immer mehr Gruppen ins Visier der Gestapo und anderer staatlicher Unterdrückungsapparate (S. 70–89). So wurden nun vermehrt Juden, „Asoziale" und „Berufsverbrecher" als „Volksschädlinge" in die Konzentrationslager eingewiesen. Die Zeitungen veröffentlichten nun häufiger Berichte über das Schicksal, meist Todesurteile, von KZ-Insassen.

Anschließend widmet sich Gellately der Lage von sozialen Außenseitern, Juden, polnischen und Fremdarbeitern. Die polizeilichen Befugnisse gegenüber sozialen Außenseitern wurden immer mehr ausgeweitet (S. 90–120). „Gewohnheitsverbrecher" wurden „in Sicherungsverwahrung" genommen und waren ab September 1940 per Gesetz auch bei geringfügigen Delikten von der Todesstrafe bedroht. Für „Asoziale" galten ähnliche Vorschriften. Es kam zu Massensterilisationen unter diesen beiden Gruppen. Auch die Ermordung von Behinderten, die Behandlung von Sinti und Roma sowie Homosexuellen und jugendlichen Straftätern werden untersucht. Dabei stellt Gellately fest, daß es so gut wie keinen nennenswerten Protest der Bevölkerung gegen die Behandlung dieser Gruppen gab, obwohl der Großteil der Maßnahmen bekannt war. Er geht vielmehr von breiter Zustimmung aus.

Die soziale Isolierung von Juden wurde nicht nur durch die Nürnberger Gesetze und die Pogromnacht beschleunigt (S. 121–150). Auch „einfache Bürger" beteiligten sich daran. Bei der stichprobenartigen Auswertung der erhaltenen Akten der Gestapo-Stellen aus Würzburg, Düsseldorf und Neustadt an der Weinstraße kann Gellately nachweisen, daß über fünfzig Prozent der Ermittlungen der Gestapo gegen Juden nicht durch polizeiliche Initiative eingeleitet wurden, sondern durch Denunziationen aus der Bevölkerung. Es gab kaum Solidarität mit den Juden. Sie verschwanden aus dem öffentlichen Leben, ohne daß sich nennenswerter Widerspruch regte. Hinzu kamen die Reden Hitlers, in denen den Juden die Ausrottung prophezeit wurde. Es herrschte eher Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Juden.

Als nach Kriegsbeginn Arbeitskräfteknappheit herrschte, wurden u. a. Polen zur Zwangsarbeit in

Deutschland verpflichtet (S. 151–182). Neben erbärmlichen Lebensumständen in Lagern waren die Fremdarbeiter einer Sonderjustiz unterworfen, die rassistischen Kriterien folgte. Sie waren bei den kleinsten Verfehlungen vom Tode bedroht. Dies nutzen viele Arbeitgeber zur Disziplinierung aus. Aber auch Teile der Bevölkerung griffen zur Denunziation, um eigene Vorteile zu erlangen. Aus der Untersuchung der Gestapo-Akten geht hervor, daß auch bei der Gruppe der Zwangsarbeiter mehr als die Hälfte der Verfahren gegen sie aufgrund von Denunziationen eingeleitet wurden.

Auch die Denunziationen von Deutschen gegen nichtjüdische Deutsche werden dargestellt (S. 183–203). Hier lag der Prozentsatz bei den Anzeigen von „Rundfunkverbrechen" (Abhören ausländischer Sender) aus der Bevölkerung bei über 70 Prozent. Es fand laut Gellately eine gegenseitige Überwachung statt, ein „Terror Deutscher gegen Deutsche".

Abschließend geht Gellately nochmals auf die Konzentrationslager (S. 204–223) sowie das Verhalten der Bevölkerung am Ende des Nationalsozialismus ein (S. 224–255). Durch die Ausbreitung des KZ-Systems seit Kriegsbeginn mit seinen vielen hundert Außenlagern mußte quasi jeder Kenntnis davon nehmen. Auch die schlechte Behandlung der Gefangenen muß dabei bekannt geworden sein. Und trotzdem regte sich kein Widerstand. Bis zum letzten Tag des Regimes wurden Todesurteile verhängt und vollstreckt, kaum eine Stadt wurde wehrlos den Alliierten überlassen, Todesmärsche von KZ-Häftlingen irrten durchs Land. Es sollte bis „zum letzen Mann" gekämpft werden. Die NS-Diktatur fand bis in die letzen Tage hinein ein hohes Maß an Zustimmung, so der Autor.

War die „nationalsozialistische Volksgemeinschaft" eine sich selbst überwachende Gesellschaft, wie Gellately meint? Er kann eine große Anzahl bedrückender Beispiele von Denunziation aus den Akten zitieren. Doch räumt er selbst ein, daß viele der Anzeigen aus Nachbarschaftsstreitigkeiten oder privaten Problemen herrührten und mit Hilfe der Polizei gelöst werden sollten. Viele Denunziationen erfolgten danach also nicht aus ideologischen Gründen oder zur Unterstützung für Hitler und das NS-System, sondern aus Eigennutz. Vieles, was Gellately als Zustimmung interpretiert, bleibt zu vage und spekulativ. Es fehlen die stichhaltigen Beweise. Andere Faktoren als die Denunziationen, die auf einen Konsens zwischen Hitler und Bevölkerung schließen lassen, wie z. B. der „Hitler-Mythos"[3] oder die Bereicherung weiter Kreise durch „Arisierungen"[4], untersucht Gellately nicht. Richtig, aber nicht neu, ist die Feststellung, daß viel mehr Deutsche Kenntnisse von und Teilnahme an Verbrechen hatten, als sie nach dem Krieg wahrhaben wollten. Gellatelys neue Studie ist eine gelungene Überblicksdarstellung zur Geschichte der Gestapo und der nationalsozialistischen Verbrechen im Reich – ihre Thesen bezüglich einer populären Diktatur kann sie nicht belegen.

1 *Robert Gellately, Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945, Darmstadt 1993.*
2 *Vgl. besonders die Sammelbände: Die Gestapo. Mythos und Realität. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 1995; Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. „Heimatfront" und besetztes Europa. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 2000.*
3 *Vgl. etwa Ian Kershaw, Der Hitler-Mythos, Stuttgart 1999.*
4 *Vgl. Frank Bajohr, „Arisierung" in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945, Hamburg 1997.*

*Stefan Rudschinat*

DIERKER, Wolfgang: **Himmlers Glaubenskrieger. Der Sicherheitsdienst der SS und seine Religionspolitik 1933–1941** (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte; Reihe B: Forschungen, Bd. 92) – Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag 2002. 639 S.

Der Sicherheitsdienst (SD) der SS ist bislang hauptsächlich im Hinblick auf dessen organisatorische Strukturen und der Zusammensetzung des höherrangigen Personalapparats untersucht worden. Weniger Forschungsinteresse fanden bislang die einzelnen Tätigkeitsbereiche im Rahmen der nachrichtendienstlichen „Gegnererforschung" und staatspolizeilichen Verfolgungspraxis. Wolfgang Dierkers Dissertation, die sich auf die Kirchenpolitik des SD-Hauptamtes konzentriert, füllt eine dieser Leerstellen.

Aus der Perspektive des SD gehörten die „Politischen Kirchen", ebenso wie die Freimaurerlogen, seit 1935/36 zu den vorrangigen Weltanschauungsgegnern, waren doch die illegalen Strukturen der politischen Opposition (KPD)

inzwischen weitgehend aufgedeckt und von der Gestapo mit drakonischen Methoden größtenteils zerschlagen. Juden waren hingegen als Weltanschauungsgegner noch von nachrangiger Bedeutung. Sie wurden allenfalls als ein vom „Ausland" gesteuertes Problem („Greuelpropaganda") registriert (S. 53). Was also 1933/34 im SD noch bedeutungslos war, erhielt mit der Einsetzung Albert Hartls (1904–1983) als Leiter der „Abteilung II 113 (Politische Kirchen) des SD-Hauptamtes eine insgesamt neue Gewichtung. Federführend in der SD-Religionspolitik in der entscheidenden Phase zwischen 1935 und 1941, begründete der abtrünnige Priester seine Abkehr von der katholischen Kirche und seine Bekehrung zur NS-Ideologie als das Ergebnis von durchlittenen Quälereien durch sadistische Mönche und als Folge der verblendenden Pracht und Feierlichkeit der christlichen Liturgie (S. 96–118). Als „Märzgefallener" hatte der ehrgeizige Präfekt nicht einmal vor Denunziationen seiner kirchlichen Vorgesetzten zurückgeschreckt. Nachdem Hartl am 25. April 1934 dem Münchener SD beigetreten war, suspendierte ihn das Münchener Erzbistum rückwirkend. Für den fachkundigen Renegaten hatte Reinhard Heydrichs expandierender Nachrichtendienst durchaus Verwendung. In der Folgezeit entwickelte der abtrünnige Priester eine eigenständige kirchenpolitische Konzeption, welche selbst die konformen Deutschen Christen als politische Gegner einstufte. Beiden Amtskirchen sollten künftig nur noch die eingeschränkten Rechte von Vereinen gewähren werden.

Hitlers eher pragmatisch angelegtes Verhältnis zur Kirche wich im Verlauf des Krieges einer zunehmend feindseligeren Einstellung (S. 121 ff.). Heinrich Himmler teilte zwar die achristliche Gottgläubigkeit seines Führers, hielt demgegenüber – ähnlich wie Alfred Rosenberg – das Christentum für unvereinbar mit seiner spezifischen Auslegung der nationalsozialistischen Heilsideologie, die völkisch-esoterisch inspiriert war. Aufgrund ihres jüdischen Einflusses steuerte Himmler auf längere Sicht die Ausschaltung bzw. Überwindung der Kirchen an und beabsichtigte deren Substituierung in Gestalt von germanischer Ahnenverehrung und Brauchtumspflege (S. 126). Zur historischen Diskreditierung des Christentums sollten parawissenschaftliche Sonderprojekte beitragen. So z. B. die großangelegten Archiverhebungen über die neuzeitlichen Hexenverfolgungen, die als historische Präzedenzfälle für die schädliche Auswirkung von kirchlichem Aberglauben und Machtstreben verwertet werden sollten. Zwar hielten führende NS-Potentaten wie Hitler und Goebbels den völkischen Romantizismus Himmlerscher Provenienz für einen „kultischen Unfug", der unter Umständen der Reputation des NS-Staates abträglich sein könnte, dennoch hinderten sie ihn nicht daran, „den germanophilen Religionsersatz in der SS zu verbreiten" (S. 127). Wenn auch die Riten um Germanenkult, Ahnenverehrung und Ordensmystik in einem auf technische Rationalität bedachten Umfeld verschroben anmutete, so kam der heidnischen Liturgie dennoch eine soziale Funktion zu: sie wirkte als gemeinschaftsbildendes Element und förderte das Elitebewußtsein innerhalb des SS-Korps.

Der Renegat Hartl, der seine Konvertierung zum Nationalsozialismus vor allem durch das Abfassen antiklerikaler Pamphlete zu bewältigen versuchte, konnte den religionspolitischen Grundsätzen des NS-Staats eigentlich keine qualitativ neuen Maßstäbe hinzufügen. Zunächst als Leiter des „kirchenpolitischen Führungsreferates" im Amt II des Ende September 1939 eingerichteten Reichssicherheitshauptamtes tätig, tauchte Hartl nach dessen Umgliederung im Geschäftsplan vom Frühjahr 1941 als Leiter der oben erwähnten Gestapo-Gruppe IV B auf, zu der außer den drei Kirchen- und Freimaurerreferaten auch die für „Judenangelegenheiten" zuständige Abteilung von Eichmann gehörte. Rein formell wurde er damit zum Vorgesetzten desjenigen Referates, welches die Deportation der europäischen Juden nach dem Osten und die Vorbereitung des Genozids koordinierte. Tatsächlich besaß Hartl, der den Zenit seiner Karriere inzwischen überschritten hatte, weil im Amt die Annäherungsversuche gegenüber einer weiblichen Dienstperson durchsickerten, keine eigenständige Entscheidungsgewalt. Er wurde der Einsatzgruppe C zugeordnet und war seit 1942 aktiv an der Vernichtungspraxis der Einsatzgruppen in der Ukraine beteiligt.

Wie setzte der SD die antiklerikale Politik des Regimes nun in die Praxis um? Der Nachrichtendienst unternahm vor allem Durchsuchungs- und Beschlagnahmungsaktionen gegen Ordensleute, Klöster und andere klerikale Einrichtungen, blieb indessen von der Initiative der Gestapo abhängig, die aus ihrer Sicht hart genug gegen die „konfessionellen Hetzer" vorging (S. 175 f., 187, 205, 216 f.). Im Abschnitt über „Methoden und Tätigkeitsbereiche" (S. 243–334) analysiert Dierker die nachrichtendienstliche Praxis von SD und Gestapo, die insgesamt ca. 30000 Spitzel, Informanten und V-Leute anwarben und für die verwaltungstechnische Umsetzung und Kanalisierung der eruierten

Informationen sowie deren Weitergabe an andere Parteidienststellen und Behörden im NS-Staat sorgten. Mit der Strategie der verdeckten Ausforschungs- und Informationserhebung war der SD jedoch alles andere als erfolgreich. Weder gelang es, die Gestapo zur Beseitigung der katholischen Verbände zu veranlassen, noch gelang es, den katholischen Klerus auf konspirativem Wege zu durchdringen. Punktuelle Fortschritte konnte der SD erst nach dem Anschluß Österreichs erzielen, als sich einige ihrer kirchenpolitischen Ziele auf dem Weg der Gesetzgebung umsetzen ließen. Diese partiellen Erfolge wirkten jedoch nicht auf das Altreich zurück, denn dort scheiterten alle Versuche einer radikalen Neuordnung am Reichskirchenminister Hanns [sic!] Kerrl, der sich auf die Burgfriedenspolitik Hitlers gegenüber den Kirchen berief. Diesem Rückhalt war es zu verdanken, daß der Einfluß des SD in kirchenpolitischen Fragen drastisch abnahm. Sichtbarstes Zeichen dieses Kompetenzverlustes war die Eingliederung der Abteilung II 113 als zeitweilig größte Sachabteilung des SD in den Zuständigkeitsbereich der Gestapo. Diese bürokratische „Flurbereinigung" dehnte die Machtbefugnisse der Gestapo auch auf kirchenpolitischem Gebiet aus: die weltanschauliche Feindbildprojektion und die staatspolizeiliche Exekutive waren jetzt auch institutionell identisch.

Der Autor weist am Beispiel eines spezifischen Handlungsfeldes des SD – der Kirchenpolitik – nach, daß der SS-Nachrichtendienst der Gestapo insofern vorarbeitete, als er die erforderlichen Informationen und Stimmungsberichte für die staatspolizeiliche Verfolgung bereitstellte. Ein vollständiges Bild über den SD als Agens der „Gegnerbekämpfung" werden erst weitere Untersuchungen zu anderen Gegnergruppen zeigen: Sozialdemokraten, Kommunisten, Freimaurer, bürgerliche und rechte Oppositionelle.

*Hartmut Rübner*

STEFFEN, Michael: **Geschichten vom Trüffelschwein. Politik und Organisation des Kommunistischen Bundes 1971 bis 1991.** – Berlin, Hamburg und Göttingen: Assoziation A 2002. 409 S.

Für den Verlauf der siebziger Jahre in der Bundesrepublik besagen Schätzungen, daß rund 100000 hauptsächlich junge Leute in der ein oder anderen Form direkt oder im Umfeld einer politischen Gruppe engagiert waren, die sich am Maoismus orientierte. Die maoistischen Gruppen, Bünde oder Parteien sind als direkte Nachfolgegruppen aus dem Zerfall der außerparlamentarischen Opposition Ende der sechziger Jahre hervorgegangen. Sie suchten gegen die Neuformierung der moskau-orthodoxen Deutschen Kommunistischen Partei im Horizont des „chinesischen Referenzsystemes" auf ihre Weise den antiautoritären Impuls der Studentenrevolte fortzusetzen. Sechs größere von ihnen verteilten sich über bestimmte regionale Schwerpunkte in der Bundesrepublik. Während die größte maoistische Gruppe, der Kommunistische Bund Westdeutschlands, seine Schwerpunkte in Heidelberg, Frankfurt und Bremen besaß, so war der Kommunistische Bund hauptsächlich in Hamburg und Schleswig-Holstein beheimatet.

Bislang ist dieses nicht ganz unbedeutende Kapitel des bundesdeutschen Linksradikalismus so gut wie unerforscht. Bislang existieren hier nur zu Einzelaspekten maoistischer Politik und Ideologie in der Bundesrepublik Darstellungen. Das gilt auch für die entsprechenden Teile des jüngst erschienenen instruktiven Buches von Gerd Koenen „Das rote Jahrzehnt". Ohne selbst einen wissenschaftlichen Anspruch zu formulieren, handelt Koenen das Binnenleben der größten maoistischen Gruppe in der BRD, dem Kommunistischen Bund Westdeutschlands aus einer vom ihm strategisch geschickt eingenommenen Opferperspektive ab.[1] Die Forschungslücke über die maoistischen Gruppen in der Bundesrepublik der siebziger Jahre ist um so bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß sich aus diesem politischen Umfeld eine große Anzahl von reputierlich gewordenen Politikern hauptsächlich der Grünen Partei und in den neunziger Jahren der PDS in Landes- und Bundesparlamenten rekrutiert haben.

Michael Steffen hat nun im Rahmen einer bei Georg Fülberth in Marburg betreuten Dissertation das Wagnis unternommen, sich zunächst durch den unübersehbar wirkenden Blätterwald bedruckten Papiers eines der größten maoistischen Bünde zu schlagen. Das Bonmot seines Doktorvaters vom „Trüffelschwein" aufgreifend, untersuchte er die „Politik und Organisation des Kommunistischen Bundes" in den Jahren 1971 bis 1991. Eine gekürzte Fassung wurde nun publiziert, die Langfassung ist im Internet einsehbar.[2] Steffen zeichnet den Werdegang des Kommunistischen Bundes chronologisch in fünf Kapiteln nach. Sie reichen von der „Formierung der ML-Bewegung und Gründung des KB" (S. 23–36) über seine

Etablierung „als regionales Zentrum der ML-Bewegung" bis zum Jahre 1975 (S. 37–174), gefolgt von dessen Engagement „im Kontext der neuen sozialen Bewegungen" hauptsächlich in der Anti-AKW-Bewegung im Jahre 1977 und der sich für den KB direkt daran anschließenden, von ihm wesentlich initiierten „alternativen Wahlbewegung" (S. 175–268). In diese bis 1979 reichende Zeitetappe fällt auch der organisatorische Höhepunkt des KB. Im Jahre 1977 waren rund 2500 Aktivisten in der ein oder anderen Form an diese Gruppe gebunden, und der von ihr zweiwöchentlich vertriebene „Arbeiterkampf" kann mit weit über 20000 abgesetzten Exemplaren als zentrales Medium einer linken Gegenöffentlichkeit betrachtet werden, die erst Jahre später mit der „Tageszeitung" ähnlich groß werden sollte. In den letzten beiden kürzeren Kapiteln beschreibt Steffen dann den „Niedergang der ML-Bewegung", die „Spaltung des KB" im Jahre 1979 (S. 269–294) und seine dann in den achtziger Jahren erfolgende „Marginalisierung"(295–345).

Nach rund einem Jahrzehnt Politaktivismus markieren die in einem Klima totaler staatlicher Repression erlittenen Ereignisse des Deutschen Herbstes 1977 eine Zäsur, die sich nicht nur auf den außenpolitischen Radius dieser Gruppe, sondern auch auf das Binnenleben der Organisation auszuwirken beginnt: Der zuweilen pathologische Züge tragende Arbeitsalltag in der Organisation wird zunehmend weniger ertragen, es kommt zu enormen Mitgliederverlusten, und innerhalb der verbleibenden KB-„Familie" bricht in den Jahren 1978/79 etwas auf, was man heute gemeinhin eine Sexismusdebatte nennen würde. Darin wird das Problem prügelnder Genossen genauso thematisiert, wie die Relevanz der „Frauenfrage im Kapitalismus". Die vehemente Ablehnung von „Grauzonen des Feminismus" innerhalb der eigenen Organisation wurde dann eine der Startrampen für diejenigen Teile des KB, der sich als Gruppe Z in Richtung der sich formierenden grünen Partei abspaltete. Doch deren innerhalb der Grünen anvisiertes ökosozialistisches Projekt zerschellte, so daß in den achtziger Jahren nur noch etwa 300 Leute dieser Gruppierung zuzurechen sind. waren. Nach der Selbstauflösung der DDR und dem zweiten Golfkrieg in der ersten Hälfte des Jahres 1991 beteiligten sich dann noch ungefähr 200 Personen an der Auflösungsdebatte dieser Organisation.

Zentral für die Einsicht in die Binnenverhältnisse der wie alle linksradikalen Gruppen jener Zeit abgeschottet kommunizierenden Gruppe waren für den Verfasser Interviews und Gespräche mit weit über 50 führenden Aktivisten. Sie eröffneten ihm die Möglichkeit, in seiner Darstellung zwischen den nach außen proklamierten Normen und Elementen ihrer Wirklichkeit zu unterscheiden. Im Schlußteil des Buches finden sich dann auch 58 mehr oder weniger ausführliche „biographische Anmerkungen zu leitenden Kadern des KB" (347–376). Dieser Abschnitt macht deutlich, daß der Autor das Wirken der Organisation hauptsächlich aus den nachträglich eingenommenen Perspektiven ihres Führungspersonals beleuchtet, was seine eigenen Tücken birgt. Denn methodisch kann ein derartiger, mit Hilfe hoch motivierter politischer Akteure eröffneter Zugang das Problem der Kontrolle der so gewonnenen Aussagen provozieren. Hier können sich schnell in abgeschlossen Organisationen zirkulierende Gerüchte und Kolportagen zu Aussagen verdichten, die manchmal das gravierende Problem einer Überprüfung aufwerfen. So weist das durch seine ehemalige Funktion als Fraktionsvorsitzender der Grünen im Bundestag heute wohl prominenteste Mitglied des Kommunistischen Bundes, Thomas Ebermann, eine über ihn in der Arbeit getroffene und hinsichtlich der Quellen auch nicht weiter belegte Aussage zurück, er sei Mitte der siebziger Jahre in Luanda von der dort an die Macht gekommenen Befreiungsbewegung „mit militärischen Ehren" empfangen worden. Er sei dort auch nicht mit „mit zivilen Ehren empfangen" worden, weil er Zeit seines Lebens „weder [...] in Luanda noch in Angola" gewesen sei.[3]

Besonders gut gelungen wirkt die Darstellung der Auseinandersetzung des KB mit den anderen ML-Gruppen in den siebziger Jahren als auch deren politische Einordnung. Hier bringt der Autor einiges ans Licht und Aufklärung in das von außen betrachtet nur schwer zu entwirrende Gestrüpp des westdeutschen Maoismus der Siebziger. Die Dissertation kann dabei sowohl als ein Beitrag zur Historisierung der 68er-Bewegung als auch zur Elitenbildung der politischen Klasse in der Bundesrepublik gelesen werden. Zudem plaziert sich die Arbeit in dem spannungsreichen Verhältnis einer zentralen maoistischen Gruppe zu den neuen sozialen Bewegungen, zumindest für den Verlauf der siebziger Jahre. Dabei liegt der Untersuchung die These zugrunde, daß der KB „einen ausgezeichneten Riecher bei der Auswahl und Opernationalisierung gerade solcher Themen [besaß], mit denen die Traditionslinke [...] schon aus rein ideologischen Gründen nichts zu tun haben wollte, wie etwa die Geschlechterfrage oder

die Problematik neuer Technologien" (S. 9). Diese Interpretation mag aus der hier eingenommenen Perspektive der Traditionslinken nicht ganz verkehrt sein, kann aber aus der Perspektive der Frauen- und Anti-AKW-Bewegung der siebziger Jahre sehr wohl in Frage gestellt werden.

Leider sucht man vergeblich ein – gegenüber der politisch an seinen ursprünglich formulierten Zielen gemessen ganz offenkundig gescheiterten Organisation – kritisch reflektierendes Schlußkapitel. Dabei hätte doch der für die Arbeit gewählte Titel in Form der Trüffelschwein-Metapher einigen Interpretationsanstrengungen Raum geboten. Das Trüffelschwein ist ein Tier, welches an der Leine geführt mit großer Kraft Leckerbissen sucht und findet, ohne davon jedoch selbst zu profitieren. In dem hier interessierenden Zusammenhang sind mindestens zwei Enden dieser Geschichte denkbar. Im ersten Fall haben sich die Trüffelschweine nach dem Wegfall ihrer Organisation, basierend auf ihren dort in jahrelanger Arbeit erworbenen Qualifikationen, für ihr heutiges Berufsleben nicht ohne Gewinn privatisiert. In diesem Sinne könnte ein Großteil der präsentierten biographischen Skizzen der leitenden Kader gelesen werden. Insofern teilen sie auch individualbiographisch das Schicksal aller revolutionären Organisationen, die vor Erreichung ihres Zieles abgefangen werden: Sie tragen zur Modernisierung des einst innig abgelehnten Systems bei. In dem anderen Fall werden die Trüffelschweine am Schluß von ihrem Herren einfach geschlachtet und aufgefressen. Ob sich vielleicht sagen läßt, daß die Politik und Organisation dieser maoistischen Gruppe gemessen an 1968 ein Rückschritt, eine bloß vorübergehende Erscheinung war, zu dessen Ende man heute frei von allen Rücksichten sagen kann: Gut so? Oder läßt sich die Politik dieser Organisation doch als Teil eines Maulwurf-Projektes zu seiner Zeit verstehen? Ein Projekt, das es in ähnlicher Form und in besseren Zeiten allemal verdient hat, wieder an die Oberfläche zu stoßen? Der Autor hat den Rezensenten mit der Beantwortung dieser auch politisch bedeutsamen Fragen nach seinem beindruckend akribischen Durchgang durch 20 lange Jahre der „Politik und Organisation des KB" allein gelassen.

1 *Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine Kulturrevolution, Köln 2001. Vgl. auch die Rezension von Gerd-Rainer Horn, in: IWK, Jg. 38 (2002), H. 3, S. 408–410.*

2 *Siehe unter: http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2002/0060/.*

3 *Thomas Ebermann, Damals, in: Konkret, 2003, Nr. 2, S. 22 f.*

*Markus Mohr*

KLEIN, Thomas: **„Für die Einheit und Reinheit der Partei". Die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbricht** (= Zeithistorische Studien, Bd. 20). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2002. 501 S.

„Ich hab heut nacht geträumt von Hexen und von Drachen, von alten Weibern, die mit mir Parteiverfahren machen" – Wolf Biermanns Alptraum aus den sechziger Jahren spricht aus der Tiefe des Herzens eines von Gewissensqualen gepeinigten Genossen, der sich zerrissen sieht zwischen seiner Loyalität zur Partei der Weltrevolution und der Liebe zu Wahrheit und Gerechtigkeit.

Die gewöhnlichen Parteimitglieder erfüllten im kommunistischen Herrschaftssystem eine doppelte Funktion: Sie waren sowohl Pfahl im Fleische der Gesellschaft, Gemeinschaft jener, die die Politik der herrschende Clique umsetzten, als auch Teil der Gesellschaft, die umgeformt wurde, waren gleichermaßen Geiseln. Unter ihnen waren viele, die die Mitgliedschaft in der Partei als willkommenes oder nolens volens akzeptiertes Sprungbrett der eigenen Karriere annahmen. Nicht wenige von ihnen begegnen uns heute wieder als besonders scharfzüngige und unnachsichtige Antikommunisten, als könnten sie sich durch die bedingungslose Anbiederung an die nunmehr herrschenden Verhältnisse reinwaschen von ihrer früheren Charakterlosigkeit. Doch unter den Parteimitgliedern fand sich immer auch eine große Zahl idealistischer, den humanistischen Utopien des Sozialismus verpflichteter Menschen. Auf diese mußten die Parteiinstanzen ein besonderes Augenmerk richten, wenn die Partei einzig und allein als Instrument der unmittelbaren und durch ihre Mitglieder nicht zu hinterfragende Ausführung von Befehlen der Führung dienen sollte. Karrieristen waren nur insofern ein Risiko, als sie den persönlichen Vorteil über den der Partei stellten. Wo beides zusammenfiel, ließen sie sich sehr leicht integrieren. Idealisten hingegen bedeuteten eine gefährliche Störgröße, insbesondere, wenn sie begannen, die politische Praxis des Kommunismus an seinen Postulaten zu messen. Es überrascht daher nicht, wenn Thomas Klein in seiner vorliegenden Untersuchung zu dem Schluß kommt, daß die politische Abweichung von der

Parteilinie ungleich konsequenter geahndet wurde als die „läßliche Sünde" einer beliebigen unpolitischen Verfehlung (S. 11).

Die reibungslose „Umsetzung der Beschlüsse" kommunistischer Parteiführungen zu kontrollieren hatten besondere Instanzen, deren Funktion nur bei weitgehender Blindheit mit der der Parteigerichte anderer politischer Parteien oder Vereine vergleichbar ist. Die Parteikontrollkommissionen sind Erfindungen des russischen Kommunismus. Sie haben keine Wurzel in der internationalen Arbeiterbewegung. De jure waren sie gedacht als ein Instrument zur Kontrolle des übermächtig gewordenen Apparats der Allrussischen KP – so jedenfalls hatte sie Lenin konzipiert, der als politischer Kopf einer alternativlosen Machtmonopolisierung durchaus mißtraute. Vor allem, wenn er sie selbst nicht kontrollieren konnte. De facto kontrollierten die Kontrollkommissionen aber nicht die Satzungskonformität der Leitungen, sondern die Beschlußkonformität der Parteimitglieder. Rasch wurden sie die parteiinterne Inquisition. Säuberungen der Parteimitgliedschaft waren eine periodisch wiederkehrende Maßnahme zur Disziplinierung des Parteivolkes durch die herrschende Clique.

Thomas Klein hat sich der nur selten spannenden, zumeist aber enervierenden Arbeit unterzogen, die Hinterlassenschaft der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK) der SED in der Ära Ulbricht (die zugleich die Ära des Parteikontrolleurs Hermann Matern war) einer außerordentlich akribischen Durchsicht zu unterziehen. Dabei kann er aus diesem Ausschnitt der Geschichte einen weitgehenden Einblick in zentrale Entwicklungscharakteristika des politischen Terrors in der DDR gewinnen. Entlang ausgewählter beispielhafter Vorgänge verfolgt er die Wirkungsgeschichte der ZPKK von ihren kommunistischen Vorläufern bis hin zur saturierten Parteiinquisition, die auf eine erfolgreiche Geschichte der Zerstörung aller möglichen erfundenen und wirklichen Feinde, der Verdrängung aller möglichen machtpolitisch bedenklichen Reformer zurückblickend, eine scheinbar kommode Diktatur innerhalb einer Partei garantierte, die diktatorisch das Land beherrschte.

Seinen Detailuntersuchungen stellt er ein geradezu mathematisch genau durchdachtes Gerüst an Definitionen voran, das den unschätzbaren Vorteil der terminologischen Verläßlichkeit auch dort hat, wo man seinen Definitionen nicht unbedingt folgt. Diese begriffliche Schärfe ist insbesondere deshalb zu begrüßen, weil sie sein Buch außerordentlich vorteilhaft von jenen Publikationen unterscheidet, deren begrifflose Beliebigkeit Voraussetzung normativer Willkür und politischer Dienstbarkeit ist.

Freilich, und darauf verweist Klein, ist mit der Beschreibung der Struktur des politischen und weltanschaulichen Terrors allein die Totalität des gesellschaftlichen und politischen Systems noch nicht hinreichend beschrieben. Besonders für die Jahre, in denen sich das System etablierte und stabilisierte, ist die Untersuchung der Organisation der Repression indes von hoher Aussagekraft (S. 10). Auffällig ist, daß Klein es gerade hier eher vermeidet, dem „durch die SED vermittelten Herrschaftssystem" (ebd.) einen Namen zu geben – da der Autor theoretischen Überlegungen keineswegs ausweicht, ein Hinweis auf die dieser Frage noch immer innewohnende Problematik. Weder mit dem eher durch begriffliche Unschärfe hervorstechenden Totalitarismus-Konzept noch dem wohl eher eine Hilfskonstruktion darstellenden Zugriff der „modernen Diktatur" – wie ihn in den letzten Jahren etwa Jürgen Kocka oder Konrad Jarausch empfahlen – scheint es bislang zufriedenstellend gelungen zu sein, kommunistische Regimes jenseits eines normativen Alarmismus und in rational nachvollziehbarer Relation zu faschistischen Regimes und demokratischen und/oder rechtstaatlichen Gemeinwesen zu beschreiben. Der in ihrer Begrifflichkeit einem sehr anspruchsvollen Marxismus verpflichteten Definition des Kommunismus durch Peter Ruben scheinen bislang nur wenige Wissenschaftler folgen zu wollen. Vielleicht ist es auch notwendig, die anregenden Überlegungen von Charles S. Maier über die Ursachen des mentalen Vorbehaltes gegen den Vergleich diktatorischer Regimes weiter zu diskutieren.[1] Folgt man indes der vielleicht außer Kurs geratenen Bemerkung eines der sozialistischen Kirchenväter, die beste Definition sei die Geschichte einer Sache selbst, so liefert Klein mit seinem Buch eine Definition der Parteikontrolle par excellence.

Die frühe Verwandlung einer Abteilung, die für die Abwehr befürchteter feindlicher Eindringlinge in die kommunistische Partei zuständig war, in ein Hilfsorgan der politischen Polizei, die sich die Feinde erst schuf, die sie anschließend – wenn nicht physisch, dann doch zumindest im bürgerlichen Sinne – vernichtete, bildet den Inhalt seines ersten Kapitels. Bemerkenswert ist, daß die personalpolitischen Abteilungen, aus denen sich die Parteikontrollkommissionen entwickelten, auf die politischen Konkurrenten ein Verhalten projizierten,

das die KP selbst über Jahre hinweg praktiziert hatte – bis hin zur Gründung neuer, scheinbar unabhängiger Parteien wie 1948 der NDPD und der DBD, die in den Schlüsselstellungen von zuverlässigen Kommunisten kontrolliert wurden.

Der Übergang in die zweite, terroristische Phase nicht allein des ostdeutschen Stalinismus insgesamt, sondern eben auch der Parteikontrolle ist fließend. Schon am Ende der vierziger Jahre agiert die Parteipolizei mit den Mitteln des vorbeugenden Terrors, der sich nicht an Handlungen der Opfer, sondern an statistischen Gesichtspunkten der Erzeugung und Aufrechterhaltung administrativen Drucks orientiert. Die Produktion von Angst („la terreur" im Wortsinne) vor Abweichung bei der gleichzeitigen Unbegreiflichkeit des Wesens politischer Abweichung ruft jene Gefügigkeit der Kaderpartei hervor, die sie zum willigen Instrument kommunistischer Herrschaftsausübung macht (Kapitel 2).

Wie diese zugleich jegliche schöpferische Initiative ersticken und die SED zum bloßen Knüppel machen muß, der sich gegen das Volk richtet, beweist nicht zuletzt ihre in Kapitel 3 beschriebene Unfähigkeit, mit einer Revolte umzugehen. Der 17. Juni 1953 ist durch die in zahllosen Säuberungen gestählte Partei nicht vermieden, verhindert oder auch nur bezwungen worden. Einzig und allein die sowjetische Besatzungsmacht half der bereits nach einem knappen Tag gelähmten und geschlagenen SED wieder in den Sattel. Die stalinistische Praxis der Parteisäuberungen sollte den „Stalinisierungsprozeß in der Massenpartei SED aktiv und präventiv absichern" (S. 267). Die bloße Angst vor dem nicht linienkonformen Handeln wirkte indes in einer Situation, in der „die Linie schlingerte", lähmend auf die Handlungsfähigkeit der SED. Die selbständige, die Substanz des sozialen und gesellschaftlichen Protestes rational aufnehmende Reaktion von einzelnen SED-Mitgliedern am 17. Juni 1953 war freilich für den Fortbestand des Regimes zu gefährlich: Justizminister Max Fechner, Wilhelm Grothaus in Sachsen, Heinz Brandt in Berlin mit je unterschiedlichen Reaktionen konditionierten nicht die künftige Politik, sondern wurden relativ rasch eliminiert. Gefragt war eine flexiblere Strategie, die den Terror scheinbar etwas rationaler an systemdestabilisierende Handlungen der Objekte der Parteikontrolle knüpfte. Kleins Auffassung, die Verknüpfung der Parteisäuberung mit „positiver" „ideologischer Konditionierung und kaderpolitischer Weitsicht" (S. 266 f.) sei die Konsequenz aus den Erfahrungen von 1953 (und 1956) gewesen, halte ich für diskussionswürdig, aber nicht unbestreitbar. Denn besser nachvollziehbar waren, wie seine Fallstudien verdeutlichen, die Verfahren nun keineswegs. Zumindest waren die 1957/58 erhobenen Anklagen keineswegs in weniger „martialischem Ton" gehaltenen (vgl. S. 267): Man erinnere sich nur, daß Bernhard Steinberger durch seine Verhaftung 1956 erneut in die Hände derselben Mörder gegeben wurde, denen er und seine Familie gerade erst entronnen waren – und dies mit dem ausdrücklichem Hinweis auf sein Martyrium im GULag in den Jahren zuvor: Er sei (welch Perversion des Denkens) wegen „Verbrechens gegen den Frieden" vorbestraft, hieß es im „Neuen Deutschland".

Mit dem Einschnitt des Jahres 1956 beginnt Klein die zweite Hälfte seiner Darstellung. Der nur scheinbar sich sowohl gegen Dogmatismus als auch Revisionismus richtende Kampf der Parteikontrolleure reduzierte den präventiven Charakter des Terrors insofern, als die Konstruktion von Parteifeinden sich stärker an einem individuellen Abweichen orientierte, das zumindest im nachhinein konstruiert werden mußte. Die Beschuldigungen waren nichtsdestotrotz in der Regel grotesk, die Folgen für die Betroffenen verheerend, wenn auch nicht mehr so häufig die gesamte Existenz vernichtend (Kapitel 4).

Das folgende Kapitel 5 berührt das Dilemma der Parteikontrolle in den frühen Sechzigern, der kurzen Phase der Ulbrichtschen Reformversuche, die nicht zuletzt durch die Wächter des Apparats ausgebremst wurden. Es sind die von Honecker ganz bewußt geschürten Ängste des Apparats vor unkontrollierten, innovativen, selbstbestimmten politischen Aktivitäten – vor Handlungsweisen also, die der einer kommunistischen Partei gemäßen Linientreue widersprachen –, die im Dezember 1965 zum faktischen Ende des Reformkurses führten. Die niedergeworfene Revolution in der Tschechoslowakei 1968 diente geradezu als Beweis für die Gefährlichkeit solchen Reformhandelns. Der Rest ist Stagnation, „innerparteilicher Normalzustand".

Nicht erwarten sollte der Leser eine Geschichte innerparteilicher Opposition. Diese ist aus der Geschichte der Parteikontrolle keineswegs abzulesen. „Der eigentliche Zweck des Kontroll- und Repressionsaufwands war keineswegs reaktiv, war also nicht Antwort auf tatsächliche Widerstandbereitschaft in der SED" (S. 267). Dennoch ist die Geschichte der Parteikontrolle natürlich auch eine Geschichte der Repression von Opposition, Widerstand, Widerspruch in der SED. Zuzustimmen

ist Klein, wenn er festhält, daß die „Geschichte von Opposition und Widerstand in der DDR nicht ohne die innerparteiliche Komponente begreifbar wird und viele Kapitel dieser Geschichte ohne jene Formen innerparteilicher Dissidenz nicht geschrieben werden können" (S. 12 f.).

Das eher zufällige Verhältnis von Repression und Opposition verleitet indes auch den Autor immer wieder zur zumindest kausal klingenden Verknüpfung beider, wenn er den Gegenstand seiner Arbeit einmal als die „Geschichte der Kontrolle und ‚Liquidierung' innerparteilicher Abweichungen von der ‚Parteilinie'", andererseits als Geschichte der Aufgaben der Parteikontrollorgane im Verlauf des Transformationsprozesses der SED beschreibt (S. 13 und S. 14). Parteikontrolle bedeutet aber, wie er selbst nachweist, nicht Kontrolle und Liquidierung der Abweichungen, sondern Kontrolle der Partei, Liquidierung einer (in ihren historischen Ursprüngen) lebendigen emanzipatorischen politischen Bewegung im Interesse der Herrschaft einer als politische Klasse organisierten Bürokratie. Diese Kontrolle und Liquidierung zerstört mitunter auch wirkliche Opposition, zeigt sich allerdings von Massen getragenem politischem Widerstand gegenüber hilflos.

Daß sich in eine Arbeit, bei der eine solche Fülle verschiedenster Einzelvorgänge zu untersuchen ist, im Detail Irrtümer einschleichen, ist wohl nicht verwunderlich. So nennt Klein, um nur ein Beispiel zu nennen, als Fritz Wolff 1947 moderat verteidigende Mitglieder einer Untersuchungskommission der SED den Philosophen Wolfgang Heise und einen Heinz Klein (S. 50, Anm. 120), statt mit dem Namen Klein den Historiker Fritz Klein zu verbinden.[2] Doch wer wollte ernsthaft die Personalia jedes einzelnen Parteiverfahrens sicher rekonstruieren können. Selbst Beteiligten damaliger Vorgänge sind Namen zentraler Figuren häufig nicht mehr geläufig.

Thomas Kleins Buch bietet einen fundierten, theoretisch reflektierten Zugang zur komplizierten Problematik des innerparteilichen Terrors in der SED. Es ist davon auszugehen, daß es Bestand haben wird als Referenzwerk für die Geschichte der Parteikontrolle der Ära Ulbricht.

1 *Vgl. Charles S. Maier, Heißes und kaltes Gedächtnis. Zur politischen Halbwertzeit des faschistischen und kommunistischen Gedächtnisses, in: Transit. Europäische Revue Nr. 22 (2001/02), S. 153–165.*

2 *Daß in der Tatsache, daß Wolfgang Heise und Fritz Klein Friedrich Wolff 1947 verteidigten, während letzterer von Oskar Hauser, Kurt Gossweiler und Walter Florath denunziert wurde, der logische Ausdruck wesensfremder Politik- und Menschenbilder liegt, sei hier nur nebenbei erwähnt.*

*Bernd Florath*

SCHMEITZNER, Mike, und Stefan DONTH: **Die Partei der Diktaturdurchsetzung. KPD/SED in Sachsen 1945–1952** (= Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 21). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2002. 631 S.

Viele Jahre diskutierten Zeithistoriker die Frage, ob die Etablierung der kommunistischen Diktatur in der SBZ/DDR von vornherein angelegt war, oder ob nicht vielmehr die Herausbildung der Diktatur ein zwangsläufiges Ergebnis der globalen Blockkonfrontation darstellte. Nur noch wenige Wissenschaftler hängen der These an, die kommunistische Diktatur in Ostdeutschland sei nicht programmatisch angelegt gewesen, sondern im Zuge des Kalten Krieges entstanden. Einige Historiker wie Wilfried Loth unterstellten Stalin sogar, er habe eine Demokratisierung in Ostdeutschland angestrebt. Freilich blieben sie die Antwort auf die Frage schuldig, auf der Grundlage welchen Demokratiemodells der sowjetischen Diktator eigentlich die neue Gesellschaft in der SBZ/DDR fundieren wollte.

Die beiden Historiker Mike Schmeitzner und Stefan Donth lassen gleich zu Beginn ihres voluminösen Buches keinen Zweifel aufkommen, daß sie die Auffassung vertreten, die Errichtung der kommunistischen Diktatur in der SBZ/DDR sei von Beginn an programmatisch angelegt und politisch gewollt gewesen. Ihr zentrales Anliegen besteht darin, den historischen Prozeß der „Diktaturdurchsetzung" zu untersuchen und zu analysieren. Sie verzichten bewußt und angesichts vorliegender Publikationen nachvollziehbar darauf, die zentrale Ebene zu beleuchten, sondern konzentrieren sich in ihren Ausführungen auf Sachsen.

Zunächst stellen sie die Funktions- und Wirkungsweise der Sowjetischen Militäradministration in Sachsen vor und skizzieren die Nachkriegsplanungen der deutschen Kommunisten im sowjetischen Exil. Daran schließen sich Ausführungen an, in denen die Autoren die Durchsetzung des Führungsanspruches der Kommunisten, insbesondere der „Moskau-Kader", analysieren. Der

große Wert dieser Untersuchung besteht darin, daß sie es vermögen, den konkreten kommunistischen Machtanspruch regionalhistorisch herauszuarbeiten. Ihnen gelingt es zu zeigen, wie die Kommunisten bis Anfang 1946 mit größeren Handlungsspielräumen ausgestattet eigenständig in Sachsen agierten, ehe sie dann bis 1948/49 stärker als verlängerter Arm der sowjetischen Besatzungsmacht wirkten. Daran schloß sich eine Phase an, in der die SED wiederum eigenständiger agierte. Das hing mit der nunmehr ausgeformten „Partei neuen Typus" zusammen, die als streng hierarchisch organisierte Kaderpartei sowohl den Ansprüchen Moskaus als auch aus der Ostberliner Zentrale stärker gerecht wurde. Dieser Prozeß war nicht auf Sachsen beschränkt, sondern verlief beinahe synchron in der gesamten SBZ.

Schmeitzner und Donth behandeln ausführlich die rasche Ausformung der SED zu einer kommunistischen Kaderpartei. Dabei zeigen die Autoren detailliert, wie die Kommunisten Staat, Wirtschaft und Gesellschaft von Anfang an dominierten, wie sie in einem brutalen Verdrängungskampf Sozialdemokraten und bürgerliche Politiker ausschalteten und wie sie innerparteilich ein umfassendes Disziplinierungs-, Kontroll-, Erziehungs- und Schulungssystem errichteten. Sie legen dabei besonderen Wert auf die interne kommunistische Parteiarbeit. Von Beginn an spielten „Kader" eine zentrale Rolle. Für die Durchsetzung der „führenden Rolle" in Staat und Gesellschaft war ein ausufernder wie zuverlässiger Apparat von entscheidender Bedeutung. Die Auswahl und Schulung der Funktionäre sowie die Entwicklung eines Nomenklatursystems waren Kernstücke der kommunistischen Politik. Wie sehr die sowjetische Besatzungsmacht dabei seit Kriegsende die deutschen Kommunisten alimentierte, wird allein an der Tatsache sichtbar, daß bereits 1945 untere Führungsgruppen der KPD mit personenbezogenen Waffen ausgerüstet worden sind – zu einer Zeit, als nicht einmal Polizisten oder Jäger Waffen besaßen.

Wegen des enormen Bedarfs an Kadern boten sich für Zehntausende soziale und politische Aufstiegsschleusen, darunter auch viele Bürgerliche sowie frühere HJ- und NSDAP-Mitglieder. Für eine Karriere in der SED war nicht die Vergangenheit entscheidend, sondern die Stellung zum neuen System. Andere Schwerpunkte der Studie beschäftigen sich mit dem Aufbau der Repressionsapparate in Sachsen, den Manipulationen und Fälschungen bei den Herbstwahlen 1946 oder dem Zwang bei der Bildung von Verwaltungs- und Regierungsinstitutionen.

Mike Schmeitzner und Stefan Donth haben mit ihrer Untersuchung eine beeindruckende Studie vorgelegt. Detailliert und empirisch überzeugend zeigen sie, wie die sowjetische Besatzungsmacht mit Hilfe der deutschen „Moskau-Kader" die kommunistische Diktatur in Sachsen durchsetzte. Besonders hervorzuheben ist dabei, daß die Autoren präzise analysieren, wie die Kommunisten die mannigfaltigen Widerstände demokratischer Kräfte ausschalteten. Dieser Widerstand zeigte sich gerade in Sachsen besonders stark. Ihre Ausführungen überzeugen auch deshalb, weil sie nicht nur die verfügbaren Quellen aus den einschlägigen deutschen Archiven auswerteten, sondern auch umfangreiche russische Archivunterlagen heranzogen. Auf dieser Basis verfaßten Schmeitzner und Donth ein Buch, daß zwar regionalhistorisch angelegt ist, aber mit seinen vermittelten Erkenntnissen weit über das Beispiel Sachsen hinauszeigt. Ihre Darstellung konzentriert sich auf historische Prozesse in Sachsen, ihre Erkenntnisse aber verdeutlichen präzise, detailliert und zugleich verallgemeinerbar, wie die Kommunisten eine neue Diktatur durchsetzten. Dabei können sie zudem aufzeigen, wie sich die in Moskau konzipierte sowjetische Deutschlandpolitik konkret „vor Ort" vollzog. Ihr Buch stellt so auch einen Beitrag für die Debatte, die sich um die Intentionen der sowjetischen Kommunisten nach 1945 in Deutschland dreht, dar. Schmeitzner und Donth lassen jedenfalls kaum einen Zweifel daran aufkommen, daß die sowjetischen Machthaber und ihre ostdeutschen, in Moskau geschulten Genossen jenes politische und wirtschaftliche System beabsichtigten aufzubauen, das sie errichteten.

Tabellen, Übersichten, Kurzbiographien zu den wichtigsten Akteuren, Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie ein Personenregister runden den wissenschaftlich beeindruckenden Band ab.

*Ilko-Sascha Kowalczuk*

PINGEL-SCHLIEMANN, Sandra: **Zersetzen. Strategie einer Diktatur. Eine Studie** (= Schriftenreihe des Robert-Havemann-Archivs, Bd. 8). – Berlin: Robert-Havemann-Gesellschaft 2002. 416 S.

In der Schriftenreihe des Robert-Havemann-Archivs legt Sandra Pingel-Schliemann ein weiteres Buch zum Thema Stasi vor. Seine Lektüre dürfte nicht nur beim Rezensenten einen zwiespältigen Eindruck hinterlassen. Zum einen teilt man die

Entrüstung der Autorin über die dokumentierten „Zersetzungsmaßnahmen". Ihr Fazit – „auch ohne den politisch Verfolgten je äußere Gewalt anzutun, gelang es dem MfS, sie unmenschlich, grausam und erniedrigend zu behandeln" (S. 353) – trifft fraglos den Kern der Sache. Andererseits aber gesellt sich zur Empörung immer wieder ungläubiges Staunen über das absurde Mißverhältnis zwischen Aufwand und Resultat der MfS-Aktivitäten. Selbst wenn diese sämtlich das gewünschte Ziel, sprich: die politische Neutralisierung der jeweiligen Zielperson(en) erreicht hätten, wären sie, unterstellt man eine kühle Logik des Machterhalts, insofern kontraproduktiv gewesen, als der massive Einsatz von Personal, Geld und Intelligenz jeder Kosten-Nutzen-Rechnung Hohn sprach.

Tatsächlich waren solche Erfolge aber wohl eher die Ausnahme als die Regel. Bei einem Gutteil der „Operativen Vorgänge", die uns Pingel-Schliemann vor Augen führt, verfehlte das MfS die selbstgestellten Zielsetzungen, so daß die „Maßnahmen" zwar persönliches Leid verursachten, nicht aber ihren politischen Zweck erreichten. Fallbeispiele wie die (S. 237–249) umfassend dokumentierte, sich über fast zwei Jahrzehnte hinziehende Verfolgung des thüringischen Pfarrers Walter Schilling („OV Reaktionär" bzw. „OV Spinne") zeugen von beträchtlicher Perfidie; mitunter auch von hoher krimineller Energie. Als Nachweis einer durchgreifend wirksamen Unterdrückungsmaschinerie taugen sie jedoch schwerlich. Eher bestätigen sie Wolfgang Rüddenklaus Wort von der „komischen Repression", welche die letzte Dekade der Honecker-DDR geprägt und dazu geführt habe, „daß Oppositionelle nicht nur relativ sicher vor Haftstrafen sein konnten, sondern sich auch in den wiederholten Verzweiflungsübergriffen der Staatssicherheit profilieren konnten". Desgleichen fühlt man sich an Wolfgang Ullmanns Erkenntnis erinnert, nach der das hypertrophe Mielke-Ministerium letztlich „an der Fülle der Informationen gescheitert" sei – *Die Tageszeitung* vom 14. 1. 1992.

Dies ändert jedoch nichts an den gravierenden Folgen, welche die Zersetzungsaktivitäten im privaten und gesellschaftlichen Leben der davon Betroffenen hinterließen. Mag manchen Facetten des Stasi-Treibens noch eine gewisse Komik anhaften – man denke an Requirierung von „Geruchsproben" (S. 148), die auffällige Akkuratesse, mit der gefälschte, vermeintlich von gesetzestreuen Christen verfaßte Briefe Ton und Denkungsart eines bigotten Untertanenkonservatismus trafen (S. 249 f. und S. 291), oder den Usus, derlei Material als „Kompromat" zu bezeichnen (S. 236) –, wird einem spätestens bei der Schilderung, wie Freundschaften und Liebesbeziehungen zerstört oder Kinder gegen die eigenen Eltern gehetzt wurden (S. 253 ff.), speiübel. Und zwar um so mehr, als diese „Maßnahmen" nach geltenden Rechtsmaßstäben in aller Regel nicht justitiabel sind, den z. T. bis heute nachwirkenden Verletzungen also eine fast vollständige Straflosigkeit der Täter entgegensteht (vgl. S. 356 f.).

Angesichts der Ängste und Traumata, die die Stasi-Aktivitäten gesät haben, mag der obige Verweis auf die faktische Ineffizienz des MfS deplaziert, ja degoutant erscheinen. Da sich die Autorin mit der Dokumentation ihrer Archivstudien nicht zufrieden gibt, sondern deren Resultate partout (totalitarismus)theoretisch aufbereitet wissen will, kommt man um diesen Aspekt aber nicht herum. Nach ihrer Deutung lag der „Zersetzung" ein ausgefeiltes und mit hoher Präzision zur Anwendung gebrachtes Repressionsszenario zugrunde, das dem Honecker-Regime das Gepräge eines „subtilen Totalitarismus" verlieh. Wir sehen uns somit inmitten der anhaltenden, mitunter an eine Glaubensfrage gemahnenden Debatte, ob und inwieweit die späte DDR ein totalitärer Staat war. Für Pingel-Schliemann ist sie entschieden. So firmiert die Forderung, es müsse „dem Einwand begegnet werden, das allmähliche Verschwinden des offenen Terrors [...] widerspreche einer Charakterisierung der DDR als totalitäre Diktatur", auch nicht als Schlußfolgerung der Studie, sondern eröffnet (S. 30) deren Einführungskapitel. In dem wird – vor allem unter Rückgriff auf Carl Joachim Friedrich – der Begriff des „subtilen Totalitarismus" entwickelt. Dies kulminiert am Ende eines historischen Abrisses („Vom offenen Terror zur Zersetzung: Der Wandel der Repression", S. 75 ff.) in der These, daß „Honeckers Abkehr vom offenen Terror der Ulbricht-Ära [...] keinen Bruch mit dem totalitären Herrschaftsanspruch der SED" bedeutete (S. 108), die vierzigjährige Geschichte der DDR mithin „aus einem Guß" gewesen sei.

Ob es eine glückliche Entscheidung war, diesen Exkurs den faktenorientierten Abschnitten des Buches („‚Operationsbereich' politische Opposition", S. 109 ff., und „Zersetzungsstrategien und -maßnahmen des MfS", S. 187 ff.) voranzustellen, sei einmal dahingestellt. Ebenso die Frage, ob die Wortschöpfung „subtiler Totalitarismus" nicht – gleich einem „gewaltlosen Massenmord" – einen begrifflichen Widerspruch in sich darstellt. Das

eigentliche Problem besteht darin, daß die „Maßnahmen", die uns die Autorin vor Augen führt, ihren theoretischen Prämissen nur sehr bedingt gerecht werden. Pingel-Schliemann ist sich bewußt, daß noch der „subtilste" Totalitarismus die Präsenz eines konsistenten, zentral vorgegebenen und exekutierten Repressionsmechanismus voraussetzt. Entsprechend gewahrt sie (S. 93 bzw. S. 105) mit der „Richtlinie Nr. 1/76 zur Entwicklung und Bearbeitung Operativer Vorgänge" vom 1. Januar 1976 den „methodische[n] Übergang zur leisen Zerstörung von Menschen", der vom MfS genauso akribisch geplant und umgesetzt worden sei, wie ihn die um Entspannung bemühte Öffentlichkeit der Bundesrepublik geflissentlich übersehen habe. Jedoch widerspricht dieser These schon das Detail, daß man (vgl. S. 130) bei der Anwerbung von „Informellen Mitarbeitern" regional höchst unterschiedlich verfuhr. Vor allem aber liefern die quellengestützten Abschnitte des Buches immer wieder Beispiele, die nicht nur einen akuten Kompetenzwirrwarr innerhalb des MfS belegen (vgl. S. 132, S. 328 mit Anm. 73 u. ö.), sondern auch darauf schließen lassen, daß die Ära Honecker bis zu ihrem Ende von einem gleichsam institutionalisierten Dauerkonflikt zwischen grundsätzlicher Repressionsbereitschaft und tagespolitischen Opportunitätsüberlegungen geprägt war (vgl. S. 103 und S. 281). Zudem schreibt die Autorin (S. 286) den subjektiven Motiven der mit der Zersetzung beauftragten MfS-Leute ein beträchtliches Eigengewicht zu: „Je mehr ein Mitarbeiter den als ‚feindlich-negativ' stigmatisierten Menschen gehasst hat, je verinnerlichter sein Feindbild war und je weniger moralische Hemmschwellen er kannte, um so skrupelloser, kaltherziger und demütigender konnte er seine ‚Zielperson' traktieren." All dies kennzeichnet aber eher Militärdiktaturen, als daß es den Bestimmungskriterien totalitärer Systeme entspricht. Überhaupt fühlt man sich ob der kategorialen Bedeutung, die Pingel-Schliemann dem MfS zumißt, ein wenig an das Bonmot Klaus von Beymes erinnert, wonach totalitäre Führer und Totalitarismustheoretiker „eines gemeinsam" hatten: „Sie glaubten an die Wirksamkeit der Sicherheitsapparate."

Gemessen an den massenmörderischen Methoden, dessen sich der nominelle Stalinismus bediente, ist das Diktum vom „offenen Terror der Ulbricht-Ära" zumindest unpräzise. Abgesehen davon, daß es in der jungen DDR zu keinen Schauprozessen à la Rajk, Kostow und Slánski kam, war das Vierteljahrhundert, in dem Walter Ulbricht die Geschicke der DDR bestimmte, durchaus von Zäsuren gekennzeichnet, die eine (und sei es nur temporäre, taktisch bedingte) Zügelung oder gar Stornierung des „Terrors" zur Folge hatten. Sehr viel fragwürdiger scheint mir jedoch die Behauptung, „hinter der Fassade politischer Normalität" habe bis zum Abgesang des Regimes im Herbst 1989 der „totalitäre Maßnahmestaat" getobt. Immerhin bedient sich Pingel-Schliemann hier (S. 105 mit Anm. 112) ganz bewußt eines Begriffs, der gemeinhin der Beschreibung nationalsozialistischer Herrschaftspraktiken vorbehalten ist. Daß ein Ulbricht-Nostalgiker wie Thomas Neumann ihrer Kontinuitätsthese vehement widerspricht, indem er die Honecker-Jahre durch „die Preisgabe eigener Ziele für das Zugeständnis bloßer Herrschaft" geprägt sieht, mag zunächst nicht viel bedeuten. Erstaunlicherweise wird dieser Befund aber durch die Selbstzeugnisse einer Opposition verifiziert, deren halböffentliche Existenz während der achtziger Jahre ja schon für sich ein Distinktionsmerkmal zu den Gepflogenheiten der Ulbricht-Ära darstellt. Ganz anders als in polnischen Dissidentenkreisen, wo der „Totalitarismus" zwar nur selten theoretisch-wissenschaftlich elaboriert wurde, als subjektives, das System in Bausch und Bogen disqualifizierendes Werturteil aber allgegenwärtig war, fand der Begriff im Samizdat der DDR keinen nennenswerten Niederschlag. Mochten viele Exoppositionelle in den neunziger Jahren auch die „Totalität der geistigen und politischen Herrschaft der SED" geißeln, attestierten sie ihr zu Lebzeiten statt „totalitärer" Entschlossenheit eher fortschreitende Ratlosigkeit. So begrüßte Ehrhart Neubert schon im Sommer 1989 eine schnell voranschreitende Dekomposition des Systems: „Die monistischen Strukturen, die alles und jeden einbinden, unerbittliche Platzanweiser sind und gesellschaftliche Kommunikation zu Einbahnstrassen machen, zerfallen." Und bezeichnenderweise evozierten die Vorgänge um die Berliner Luxemburg-Liebknecht-Demonstration, die Pingel-Schliemann (S. 66) als „beispielhaft für die politische und ideologische Beharrungsfähigkeit der SED und ihres ‚Schildes und Schwertes'" erachtet, in den „Umweltblättern" Spekulationen über innerparteiliche Konflikte, die in einen Appell an „die dialogwilligen Kräfte innerhalb der SED" mündeten, „endlich Farbe zu bekennen und Position zu zeigen".

Natürlich hielt die SED sogar noch nach dem Sturz Erich Honeckers an dem ideologischen Konstrukt fest, das die Identität von Partei, Staat und Gesellschaft postulierte und damit einer Opposition jedes Existenzrecht bestritt. Zugleich ist

jedoch unübersehbar, daß dieser Anspruch schon seit den späten siebziger Jahren verhandelbar geworden war und in der Folgezeit immer weniger rigoros umgesetzt wurde. Analog zu der Äußerung Timothy Garton Ashs, der Mord an Jerzy Popiełuszko habe ihn eher an El Salvador als an die „klassische totalitäre Repression" erinnert, ähnelte auch die späte DDR mehr einer chaotischen Bananenrepublik als einem totalitären Zwangsstaat.

Wenn Pingel-Schliemann dies ungeachtet ihres Staunens, „wie begrenzt Einfluss und Kontrolle von SED und MfS-Spitze auf die Arbeit der MfS-Mitarbeiter im letzten Jahrzehnt der DDR waren" (S. 218), anders sieht, kann man ihr zugute halten, daß es *die* Totalitarismustheorie längst nicht mehr gibt, und das Wort „totalitär" seit Hannah Arendt eine Inflationierung erfahren hat, die in umgekehrt proportionalem Verhältnis zu seiner analytischen Tiefenschärfe steht. Gleichwohl sollte sie sich in Erinnerung rufen, daß die Menschenrechte während der siebziger und achtziger Jahre in zahlreichen (selbst formaldemokratischen) Staaten ungleich massiver verletzt wurden als in der DDR. Nicht umsonst betonten prominente Oppositionsvertreter, als sie sich am 12. Oktober 1987 mit Parlamentariern der CDU/CSU trafen, diese Menschenrechtsverletzungen ließen „sich im übrigen nicht mit Chile und Südafrika vergleichen".

Es liegt dem Rezensenten fern, die Verbrechen der SED-Machthaber relativieren zu wollen. Sehr wohl aber stellt sich ihm die Frage, ob eine Charakterisierung der Honecker-Ära als „totalitär" – und mehr noch deren Vergleich mit dem Nationalsozialismus (vgl. S. 87) – nicht eine unfreiwillige Verharmlosung der monströsesten politischen Greueltaten des 20. Jahrhunderts impliziert. Um nicht des „Anti-Antikommunismus" geziehen zu werden, sei denn auch an die Bemerkung Hannah Arendts erinnert, nach der der Antikommunismus während des Kalten Krieges zu einer „offiziellen ‚Gegenideologie'" geriet, welche „gleichfalls dazu neigt, einen Anspruch auf Weltherrschaft zu entwickeln, und uns dazu verleitet, nun unsererseits einer Fiktion nachzuhängen; denn er verbietet uns prinzipiell, die verschiedenen kommunistischen Einparteiendiktaturen, denen wir in der Realität gegenüberstehen, von einem echten totalitären System zu unterscheiden".

Daß Sandra Pingel-Schliemann in ihrem Buch an die „Zersetzungsopfer", ihr „Recht auf gesellschaftliche und politische Anerkennung" (S. 361) und die formalrechtlichen Gegebenheiten, die dem entgegenstehen, erinnert, ist Grund genug, es zur Lektüre zu empfehlen. Ob die Autorin den vergessenen MfS-Opfern gerecht wird oder gar nützt, indem sie die Totalitarismuskeule schwingt, wage ich freilich zu bezweifeln.

*Christof Geisel*

MITTENZWEI, Werner: **Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945 bis 2000.** – Leipzig: Faber und Faber 2001. 589 S.

Mittenzweis „Intellektuelle" sind von der Kritik recht unterschiedlich aufgenommen worden: von Gumbrecht hymnisch besprochen (Hans Ulrich Gumbrecht, Die Tränen auf Löschpapier, in: *FAZ* vom 6. 11. 2001), kam Loests Rezension einem Verriß gleich (Erich Loest, Ein roter Don Quixote, in: *Deutschland Archiv,* Jg. 35 [2002], H. 1, S. 151 bis 153).

Dem renommierten Literaturwissenschaftler und Brecht-Kenner Mittenzwei geht es in seiner flüssig geschriebenen Studie nicht um „die Intellektuellen", sondern um den modernen „Typus des literatischen Intellektuellen", wie er am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden ist. Gemeint sind hier Dichter, Publizisten, Philosophen und Literaturwissenschaftler, wobei Intellektuelle nicht allein an diese Berufe gebunden sein sollen. Zudem befaßt sich Mittenzwei speziell mit jenen ostdeutschen Intellektuellen, die sich in den Dienst des sozialistischen Aufbaus gestellt haben.

Einleitend diskutiert er den Intellektuellen-Begriff unter kritischem Bezug auf Joseph A. Schumpeter, Jean Paul Sartre, Andrzej Szczypiorski, Theodor Geiger, Antonio Gramsci, Karl Mannheim, Alfred Weber, Edward W. Said, Julien Benda, Hans Ulrich Gumbrecht und M. Rainer Lepsius, der für die DDR lieber von „Intelligenz" denn von „Intellektuellen" spricht, und vor allem auf Pierre Bourdieu. „Intellektuelle" und „Intelligenz" werden in dieser Arbeit aber synonym verwendet. Auch läßt der Autor keinen Zweifel an seiner Vorliebe für seinen „eingreifenden" Vertreter: „Der Intellektuelle, der an den Problemen der Zeit nicht vorbeigehen und der leidenden Menschheit ein Helfer sein will, hat keine andere Wahl, als auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Er muß sich in die Hölle der Widersprüche begeben. [...] Ob er da immer ein Außenseiter bleiben kann oder doch zum Mitstreiter wird, das hängt von den geschichtlichen Bedingungen ab. Auf diesem Feld [...] spielt sich alles ab, die

Verführung und das Verhängnis, die Hoffnung und der Fall. [...] Die durch die Bewahrung der Autonomie erstrebte ‚Reinheit', von der Bourdieu spricht, bleibt eine Utopie. Der eigentliche Verrat des literarischen Intellektuellen besteht eher in der Verweigerung seiner Eingriffsmöglichkeiten, dem Rückzug ins Abseits" (S. 16 f.).

Diese programmatische Aussage deutet bereits den Grundtenor der Studie an: Mittenzwei analysiert eine bestimmte Gruppe ostdeutscher Intellektueller, darunter auch zwielichtige Figuren wie Hermann Kant, vom Standpunkt eines verständnisvollen Insiders aus, was sicher auch auf Unverständnis stoßen wird. Dennoch ist diese Sichtweise legitim, zumal im Rahmen des „Literaturstreits" und seinen Nachwehen bereits umfassend mit einigen ostdeutschen Intellektuellen wegen ihrer zumeist dienenden Rolle in der SED-Diktatur abgerechnet worden ist.

Mittenzwei orientiert sich an folgenden Leitfragen: Wie kamen die literarischen Intellektuellen in der DDR zurecht? Welche Bedingungen fanden sie vor? Wie vollzog sich ihr Aufstieg? Wie kam es zu ihren Verstrickungen und wohin führte sie ihre Bereitschaft, an den Umwälzungen in der SBZ/DDR teilzuhaben? Diesen Fragen geht er in sechs Kapiteln nach, die einer gängigen Chronologie folgen.

Die SBZ-Phase, die vielen DDR-Intellektuellen als eine Zeit vielfacher, durchaus auch demokratischer, Entwicklungsmöglichkeiten gilt, siedelt Mittenzwei zwischen „Katastrophe" und „Hoffnung" an. Hier behandelt er u.a. Kulturbund und Aufbau-Verlag, die literarische Kontroverse zwischen Emigranten und Daheimgebliebenen, ausgesprochen kritisch Melvin Laskys Auftreten auf dem Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß und die Folgen der Währungsreform von 1948 mit ihren weitreichenden Konsequenzen (Devisenmangel!) für die Schriftsteller und ihre grenzüberschreitenden Bücher. Besonders gelungen sind die Passagen über Johannes R. Bechers Anstrengungen zur Gewinnung der Intelligenz. Plausibel und einfühlsam analysiert der Autor Bechers Wandlung im sowjetischen Exil sowie seine – vielfach kritisierte – Linie, keine scharfe Trennung zwischen entschiedenen Regimegegnern und jenen, die dem Nationalsozialismus erlegen waren, vorzunehmen. Becher wird als ein weithin Unverstandener, Zerrissener und letztlich auch Gescheiterter kenntlich, dem politisches Kalkül und taktische Finessen in seiner Werbung um die Intellektuellen fernlagen (vgl. auch S. 82, S. 124–126, S. 157–160). Am Ende dieser Phase war es bekanntlich mit der „kontemplativen Weltbetrachtung" vorbei, weil die Intellektuellen nunmehr auf den Kalten Krieg eingeschworen wurden, indem ihnen der „geistige Standpunkt" abverlangt wurde „wie ein Ausweis" (S. 64).

Das zweite Kapitel handelt von „Entscheidungszwängen" im Kalten Krieg. Hier geht es um den enormen intellektuellen Aderlaß von Ost nach West, die zahlenmäßig geringere Bewegung in umgekehrter Richtung, um Aufbaugeneration, SED-Intelligenzpolitik, „Formalismus-" und „Dekadenz"-Kampagnen, die Haltung der Intellektuellen in der 53er Junikrise und nach dem XX. Parteitag der KPdSU sowie die darauf folgenden Schauprozesse.

Besonders stellt Mittenzwei seinen eigenen Jahrgang 1927 heraus und bestätigt so aus Zeitzeugenperspektive manchen sozialwissenschaftlichen Befund über die Aufbaugeneration, wie ihre besondere Aufgeschlossenheit für das sozialistische Projekt bei gleichzeitiger Hilflosigkeit gegenüber den realen Zumutungen seiner Umsetzung in der SBZ/DDR. Wie Wolfgang Harich betont auch er die enorme erzieherische Wirkung der von den Emigranten verfaßten schönen Literatur. Diese Emigranten seien die „eigentlichen Umerzieher" der Ostdeutschen. Unter ihrem Einfluß habe sich eine neue Intelligenz mit eigener Sprache entwikkeln können. Wenngleich Mittenzwei zur Überschätzung der Rolle von Intellektuellen neigt, gelingt es ihm doch vorzüglich, ihre Motive zum Mitmachen im neuen System verständlich zu machen. Hier kommt seinen Ausführungen die Zeitzeugenperspektive zugute. Es sei nicht um Privilegien oder Pöstchen, sondern um aktive Mitgestaltung wenigstens der Kulturpolitik gegangen. Die sozialistischen Schriftsteller hätten nicht nur auf die Kunst einwirken, sondern mit ihrer Kunst auch „zur Erleichterung der menschlichen Existenz beitragen" wollen (S. 81). Mehrmals unterstreicht er unter Verweis auf die Verdienste der Schriftsteller für die Partei, wie berechtigt deren Anspruch auf Mitsprache gewesen sei. Am Beispiel Brechts und unter mehrmaligem Hinweis auf den entscheidenden sowjetischen Einfluß in der SED-Kulturpolitik jener Jahre zeigt er auf, wie ihre einst hochgesteckten Erwartungen sukzessive enttäuscht wurden. Die Geschichte vom intellektuellen Engagement für die neue Gesellschaft erweist sich so als eine Geschichte der Dialogverweigerung, der Zurückweisungen und eines permanenten Mißtrauens seitens der Parteifunktionäre. Allerdings verweist Mittenzwei auch auf die Emanzipation der Künstler von den parteilichen Kunstdoktrinen

seit 1953. Damals habe das sowjetische Kunstmodell erstmals eine Abfuhr erlitten.

Im dritten Kapitel steht die literarische Intelligenz in der geschlossenen Gesellschaft im Mittelpunkt. Hier geht es um den in den sechziger Jahren einsetzenden Generationswechsel in Kunst und Kultur. Damals trat die junge Generation mit eigenen – DDR-spezifischen – Themen hervor, die nur noch wenig mit der „Bekenntnis- und Verheißungsdichtung" sowie der Produktionsliteratur des vorangegangenen Jahrzehnts gemeinsam hatten. Die Lebensbilanz der Emigranten schildert Mittenzwei recht düster. Viele von ihnen, wie Becher, seien zuletzt zerbrochen; auch Friedrich Wolf, um den es nie spektakuläre Auseinandersetzungen gab, sei letztlich enttäuscht worden. Trotz der guten Bedingungen in der DDR hätten die Emigranten ihr im Exil erreichtes künstlerisches Niveau nicht halten können. Ihr Werk sei zwar repräsentativ herausgestellt und gewürdigt worden, doch einen Neuansatz habe es nicht gegeben. Immerhin aber hätten sie einen Schülerkreis hinterlassen und zudem geholfen, den Faschismus aus den Köpfen ihrer Landsleute zu vertreiben. Anders als zuvor hätten die Parteifunktionäre nunmehr die Nähe der Schriftsteller gesucht. Letztlich habe diese Annäherung aber keinen Verzicht auf die Forderung nach völliger Indienstnahme der Literatur bedeutet. Interessant ist an diesem Kapitel die recht kritische Einschätzung von Peter Huchels Tätigkeit für „Sinn und Form" (S. 221–228).

Trotz aller Widrigkeiten im Verhältnis zwischen Schriftstellern und „der Macht" geht auch Mittenzwei davon aus, daß der SED die Einbindung dieser zweiten Literaten-Generation gelungen ist. Diese von den Emigranten geschulten „Jungen" hätten eine neue Welt sowie den Bruch mit der kapitalistischen Gesellschaft angestrebt. Viele Widrigkeiten des Alltags hätten sie als bloße Übergangserscheinung in der DDR hingenommen.

Das vierte Kapitel handelt von der Intelligenz in der Honecker-Ära. Hier stellt Mittenzwei ausführliche Vergleiche zur Kulturpolitik der Ulbricht-Ära an und befaßt sich zudem mit den neuen Fragen, die die Literatur der siebziger Jahre aufgegriffen hat. Ausführlich werden auch die Umstände der Biermann-Ausbürgerung analysiert. Daß die Siebziger aber jene Jahre waren, in denen sich die literarische und künstlerische Intelligenz als die „stärkste und aussichtsreichste Oppositionskraft" (S. 296 f.) erwies, wäre noch zu diskutieren.

„Von der inneren Distanz zur offenen Opposition" ist die Analyse des letzten Jahrzehnts der DDR überschrieben. Hier befaßt sich Mittenzwei mit der dritten Schriftstellergeneration, die sich im Gegensatz zu ihren Vorgängern nicht mehr in das System einbinden ließ, und – ausgesprochen distanziert – mit der Prenzlauer-Berg-Szene.

Zuletzt widmet sich der Autor im sechsten Kapitel der Lage der ostdeutschen Intelligenz seit der Einheit, die er zwischen „Demütigungen" und „neuen Möglichkeiten" ansiedelt. Die Jahre seither beurteilt er trotz dieser Ausgewogenheit suggerierenden Überschrift überwiegend negativ. So ist für ihn die „Wende" von 1989 eine „deformierte Revolution".

Michail Gorbatschow, der die DDR fallen ließ und der Nato-Mitgliedschaft des vereinten Deutschlands zustimmte, kommt schlecht weg, und die „Gauck-Behörde" erscheint als ein Instrument, „mit dem man die Diffamierung und Liquidierung der sozialistischen Intelligenz betrieb". Zur Kennzeichnung dieser Phase sei der Begriff „Jahrzehnt der Schmähungen" passend (S. 409, S. 444, S. 518).

Diese Studie wartet insgesamt nicht mit nennenswerten Neuigkeiten auf. Auch liefert sie keine spektakulären Neueinschätzungen zum Spannungsverhältnis zwischen Partei und systemloyaler Intelligenz und deren jeweiligen Höhepunkten etwa in den Krisen von 1953, 1965, 1968 oder anläßlich der Biermann-Ausbürgerung. Zudem handelt diese Arbeit lediglich von den sozialistisch gesonnenen und in Berlin ansässigen Intellektuellen und hier wiederum zumeist von den Schriftstellern. Diese lagen mit „ihrer" Partei zwar häufig im Clinch, ließen sich aber letztlich zumeist immer wieder einbinden, zumal die Bundesrepublik für die meisten von ihnen keine Alternative bildete. Diese Beschränkung auf eine bestimmte Intellektuellen-Gruppe mag das Fehlen wichtiger Personen wie Erich Loest erklären. Die Studie ist aus der Perspektive eines Mitlebenden verfaßt, was insbesondere im letzten Kapitel, in dem dem Autor der Abstand zu seinem Gegenstand teilweise abhanden kommt, auch Schattenseiten hat. Vielleicht wäre sie besser als der Memoirenliteratur zugehörig gekennzeichnet worden, zumal es merkwürdig anmutet, wenn der Autor über Begebenheiten, an denen er selbst Anteil hatte, wie etwa der Kafka-Konferenz 1963, von sich jeweils in der dritten Person spricht. Gelegentlich spricht aus diesem Text auch eine angestrengte Äquidistanz, deren Tenor darauf hinausläuft, daß die Handlungsspielräume in beiden deutschen Staaten jeweils ähnlich gering gewesen seien. Daß die DDR eine Diktatur war, gerät dabei aus dem Blick.

Dennoch wiegen die Verdienste dieser Arbeit schwerer. So ist es Mittenzwei vorzüglich gelungen, die Ursachen für das „Mitmachen" vieler Intellektueller in der SBZ/DDR ebenso verständlich zu machen, wie die Verschwisterung zwischen Zensur und Schriftstellern oder die geradezu höfischen Beziehungen zwischen Literaten und „der Macht". Gerade diese Grauzone des Mitmachens in der Diktatur, die immer wieder als Desiderat einer noch zu schreibenden Sozialgeschichte der DDR genannt wird, vermögen die zahlreichen vom „Entlarvungs-" und „Abrechnungsbestreben" beseelten Studien der neunziger Jahre nämlich nicht zu leisten.

*Beate Ihme-Tuchel*

REUTHER, Victor G.: **Verraten in Gorki. Die Tragödie der ausländischen Arbeiter in den sowjetischen Autowerken in Gorki. Auf der Grundlage eigenen Erlebens, persönlicher Information und weiterer Forschung.** Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Paul T. CHRISTENSEN. Aus dem Amerikanischen von Elke Beyer. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2002. 256 S.

Dieses Buch ist weder eine wissenschaftliche Studie zum Thema noch die Autobiographie oder die Biographie des Verfassers. Sie ist ein wenig von jedem, und in jeder Hinsicht bleiben Leserwünsche offen. Die historischen Quellen, auf die sich das Buch stützt, sind schmal, die erwähnten „aufwändigen Recherchen" für das Buch sind nicht zu spüren, die „Zutaten" von Paul T. Christensen, einem Politikwissenschaftler der Princeton University, können schwerlich überzeugen, die Übersetzung russischer Begriffe befriedigt oftmals nicht.

Entstanden ist diese Fassung des Buches 1994/2002. Victor Reuther hatte sich bereits zwanzig Jahre früher zur Arbeit am Buch entschlossen, dessen Entstehung von politischen und wissenschaftlichen Einrichtungen sowie einer Reihe von Personen (auch finanziell) gefördert wurde.

Christensens vorangestellte Einleitung (S. 9–37) stützt sich ebenso wie seine Anmerkungen nahezu ausnahmslos auf amerikanische Sekundärliteratur von z. T. sehr begrenztem Erkenntnisgewinn. Wesentliche Quelleneditionen zu Themen des Buchs, beispielsweise der politischen Sozialisation und der Mitwirkung ausländischer Facharbeiter am Aufbau sowjetischer Industriezweige des Werkzeugmaschinen- oder Fahrzeugbaus,[1] werden entweder nicht gekannt oder nicht zur Kenntnis genommen, deutsch- und russischsprachige (von polnisch- und anderssprachigen gar nicht zu reden) Quelleneditionen und Forschungsarbeiten zum Thema[2] weitgehend negiert.

Victor Reuther beruft sich auf Zuarbeiten eines russischen Journalisten namens Aleksander Miltschakow, die allerdings im Text nicht ausgewiesen werden.

Der Einleitung folgt ein Vorwort (S. 39–42) Victor Reuthers zu den Beweggründen, die ihn veranlaßten, am Buch zu arbeiten, und zum Quellenfundament des Buches. Die Gebrüder Reuther hatten sich geschworen, ihre Reise in die UdSSR als „Vorbereitung auf unser Lebenswerk, die Gewerkschaftsarbeit unter Autoarbeitern in den USA, zu sehen" (S. 79).[3]

Aus weit zurückliegender Erinnerung an die frühen Dreißiger schildert Victor G. Reuther bruchstückhaft einige Ereignisse aus der Frühzeit des Autowerks GAZ in Gorki.[4] 1932 arbeiteten 221 ausländische Arbeiter im GAZ, im Moskauer Autowerk waren es 73. Ab Ende 1933 nahmen auch der Verfasser und sein Bruder Walter, die beide nach dem Zweiten Weltkrieg in Führungspositionen US-amerikanischer Gewerkschaftsverbände wie UAW und AFL-CIO tätig waren, für drei Jahre die Arbeit unter schwierigen Arbeits- und Lebensbedingungen in Gorki auf. Der Verfasser erinnert auch an Episoden späterer Jahre, z. B. eine Begegnung mit Nikita Chruschtschow während dessen Aufenthalts in den USA 1959 (S. 186 ff.) und die damit verbundene Verleumdungskampagne gegen die Gebrüder Reuther in der Gewerkschaftszeitung „Trud".

Mal mehr, mal weniger ausführlich behandeln siebzehn knappe Kapitel (S. 43–256) die Zeit zwischen „Dem Weg nach Gorki" und „Enttäuschten Hoffnungen – Erneuten Hoffnungen" an der politischen Wende im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Aus schwer nachvollziehbaren Gründen ist jedem Kapitel eine Art Gebrauchsanleitung Christensens vorangestellt, in dem dieser dem Leser erklärt, wovon im nachfolgenden Kapitel die Rede ist.

Wesentlich ausführlicher als die eigenen Erinnerungen nutzt Reuther (ab S. 108) die Leonardo Damianos, eines italienischen Berufskollegen jener Jahre in Gorki, dessen späterer Lebensweg ihn auch ins Moskauer Autowerk „ZIL" (zuvor nach Stalin „ZIS" bzw. Molotow „ZIM" genannt) führte. Damiano lebte wesentlich länger als die Reuter-Brüder in Sowjetrußland, durch kostete (S. 122 ff.) in diesen Jahrzehnten Gefängnis- und

Lagerhaft, Verbannung und Jahre der Zwangsarbeit in der dem NKWD unterstehenden Trud-Armija, der Arbeitsarmee (S. 157 ff.), bevor er an seinem Lebensende die UdSSR verließ. Sowohl Reuthers als auch Damianos Erinnerungen sind differenziert und vermitteln ein genaues Bild. Ungeachtet aller Einschränkungen sind die persönlichen Erlebnisse, Beobachtungen, die geschilderten und Respekt verdienenden Beweggründe ausländischer Facharbeiter für die Arbeit in der sowjetischen Autoindustrie der aufschlußreichste Teil des Buches. Allerdings waren zu keiner Zeit Tausende in Gorki, wie im Klappentext behauptet.

Geschildert wird der in mehrfacher Hinsicht schmerzhafte Erkenntnisprozeß der betroffenen ausländischen Arbeiter. Nach längerer oder auch kürzerer Zeit durchschauten sie, was da vor sich ging, welche gesellschaftlichen und individuellen Deformierungsprozesse bis zur „Zerstörung aller Werte" abliefen (S. 118 ff., besonders S. 182 f.).[5]

Zeitzeugen wie Reuther und Damiani, „die Hauptperson dieses Buches" (S. 69), schildern ohne Häme und ohne sich zu verbiegen ihre Erlebnisse und Eindrücke, legen ihre ursprünglichen Beweggründe für ihre Entscheidungen und die Gründe sowohl für deren Stabilität als auch für deren Wandlungen dar. Damit verbunden sind die Familiengeschichten ihrer Freunde und Bekannten (z. B. der Singers, der Hermans, der Rushtons) oder die Schicksale der nationalen „Kontingente" unter den ausländischen Facharbeitern in Gorki, der Finnen, Italiener, Österreicher und Spanier. Lediglich am Rande berührt (und nicht immer den Tatsachen entsprechend) wird vom Schicksal der deutschen Facharbeiter im GAZ berichtet, deren letzte Vertreterin der zweiten Generation dieser ethnischen Gruppe nach über siebzig Jahren Aufenthaltes in der UdSSR 2002 in ihre Heimatstadt zurückkehrte.

Jene ersten Jahre des „Amerikanischen Dorfs" (im russischen treffender Amerikanische Siedlung, *posjolok,* genannt) gestalteten und empfanden die ursprünglichen Bewohner als „ein blühendes Zentrum der internationalen Kultur und des politischen Optimismus". Deren Pioniergeist ist allerdings in den Folgejahren völlig demontiert, seine Bewohner sind – so sie überlebten- in alle Winde verstreut worden (S. 181). Auch diesen Teilen des Buchs haften Kenntnislücken des Verfasser bzw. Fachberaters an. Wird doch behauptet, die Zahl der deutschen Arbeiter in der UdSSR habe ab 1934 stark zugenommen. Das trifft jedoch allein für die Österreicher, die Schutzbündler, und Jahre später für die Spanier zu. Der Höhepunkt der Zuwanderung deutscher Arbeiter lag 1930/31. 1934 begann bereits die z. T. freiwillige, z. T. erzwungene Abwanderung deutscher sowie auch weiterer ausländischer Arbeiter infolge sozialer Schwierigkeiten und im Gefolge repressiver Maßnahmen sowjetischer Behörden. Auch Wertungen zur Parteizugehörigkeit deutscher Arbeiter übersehen, daß ein Großteil der verbliebenen deutschen Facharbeiter entweder freiwillig oder erzwungen die sowjetische Staatsangehörigkeit angenommen hatte und nicht mehr Mitglied der KPD, sondern inzwischen der KPdSU war (S. 51, 57, 254).

Christensen meint, daß das Buch einen einzigartigen Blick auf die Sozialgeschichte der UdSSR und die Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung eröffne (S. 9). Dem ist nicht so. Dieser Blick wurde z. T. bereits vor Jahrzehnten und von anderen Autorinnen und Autoren weitaus genauer eröffnet. Reuthers Buch wirft einen individuellen Blick auf schmale Ausschnitte der Sozialgeschichte und der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung sowie auf den Versuch der postsowjetischen Führungen, eine „neue Zivilisation" aufzubauen, die, Victor Reuther zufolge, altes Elend in neuen Formen nach sich zog. Mehr nicht, aber auch nicht weniger.

1 *Dazu gehören unter dem Gesichtswinkel der von Victor Reuther berührten Fragen u. a.: Direktivy KPSSS i Sovetskogo Pravitel'stva po Chozjaistvennym Voprosam [Direktiven der KPdSU und der Sowjetregierung zu Wirtschaftsfragen], [Bd. I], Moskva und Leningrad 1931; Bd. II, Moskva 1957; Komintern i ideja mirovoj revolucii [Die Komintern und die Idee der Weltrevolution], Moskva 1998, sowie Dva desjatka takich agitatorov navredjat nam ceresvycajno. Innostrannyje rabočije v Sojetskoj Rossii [Zwei Dutzend solcher Agitatoren schaden uns außerordentlich. Ausländische Arbeiter in Sowjetrußland. Mit einem Briefwechsel zwischen Mitgliedern des Politbüros der KP Rußlands und u. a. einem Beschwerdebrief amerikanischer Arbeiter in der Sowjetindustrie an Lenin], in: Istočnik, 1998, H. 4, 1998. S. 121 ff., und Videnoje mnoj bolje ili meneje charakterno dlja vsjei strany. Sovetskaja Rossija v 20-ch gg. glasami njemeckogo inshenera [Was ich sah, ist mehr oder weniger charakteristisch fürs ganze Land. Sowjetrußland in den 20er Jahren mit den Augen eines deutschen Ingenieurs – das ist: Nikolaus Kelen], ebd., S. 125 ff.*

2 *Österreicher im Exil. Sowjetunion 1934–1945. Eine Dokumentation. Hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes.*

*Einleitung, Auswahl und Bearbeitung von Barry McLoughlin und Hans Schafranek, Wien 1999, sowie die Quellensammlung von Barry McLoughlin, Hans Schafranek und Walter Szevera, Aufbruch, Hoffnung, Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945, Wien 1997; Carola Tischler, Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil. 1933–1945, Münster und Hamburg 1996; Oleg Dehl, Zur Geschichte deutscher Emigranten in der Sowjetunion, Berlin. 2000; Sergej Shurawljow, „Malenkije Ljudi" i „Bolschaja Istorija". Inostranzy moskowskogo Elektrozavoda v sovetskom obschtschestve 1920-x–1930-x gg [Die „kleinen Leute" und die „große Geschichte". Ausländer des Moskauer Elektrowerks in der sowjetischen Gesellschaft der 1920er bis 1930er Jahre), Moskva 2000. Im Unterschied zur dt. Ausgabe („Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion". Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre, Berlin 2003) wird darin ebenso die Tätigkeit US-amerikanischer Arbeiter vor allem in der sowjetischen Elektroindustrie dargestellt, u. a. auch an Hand von Aussagen Victor Reuthers. Die Moskauer Ausgabe enthält zugleich eine umfassende Bibliograhie zum Thema.*

3 *Vgl. Victor Reuther, The Brothers Reuter and the Story of the UAW, Boston 1976. – Walter Philip Reuther (1907–1970) war mit seinem Bruder Victor drei Jahre in Gorki, wurde 1946 Präsident der United Automobile Workers Union (UAW) und 1952 Präsident, 1955 Vizepräsident der AFL-CIO. Nach Differenzen mit dem Präsidenten George Meany trat er 1967 als Vizepräsident zurück, schied 1968 mit der UAW aus der AFL-CIO aus und bildete mit anderen Gewerkschaften die Alliance for Labor Action.*

4 *Die Fabrikmarke GAZ ergibt sich aus Gorkovskij – und nicht Gorskij (S. 42) – Avtomobilnyj Zavod. Auch die Übersetzung oder die Verwendung anderer Begriffe läßt Wünsche offen. So handelt es sich (S. 10) nicht um die Politik der „Leitung durch einen Mann", (russ.: jedinonatschalije), sondern um das Leitungsprinzip „Einzelleitung". Es müßte korrekt (S. 116) „grashdanin sledovatel'" heißen (d. h. „Bürger Untersuchungsführer") und nicht „issledovatel'" (das ist ein Wissenschaftler, ein Forscher). Kascha ist keine Getreidesorte, sondern jedweder Grützbrei, im konkreten Fall dürfte es sich um Buchweizengrütze gehandelt haben. Bei den „Politischen Streitkräften der Roten Armee" (S. 72) – einem nicht definierten Begriff – mag es um die Politischen Verwaltungen innerhalb der Roten Armee oder um Einheiten der sowjetischen Staatssicherheitsorgane gegangen sein, die geheimnisvolle „krapiwe" (richtig: „krapiva") ist eine schlichte Brennessel (S. 131), und was dergleichen Verwirrungen mehr sind.*

5 *Weitere detailierte Erinnerungen zum Thema, wie die der Österreicherin Rosa Puhm, die mit ihrem italienischen Ehemann zur gleichen Zeit wie die Gebrüder Reuther im GAZ tätig war, blieben leider im Text unberücksichtigt. Siehe: Rosa Puhm, Eine Trennung in Gorki, Wien 1990.*

*Gerd Kaiser*

# Kurzanzeigen und Literaturhinweise

**Die deutschen und österreichischen Freimaurerbestände im Deutschen Sonderarchiv in Moskau (heute Aufbewahrungszentrum der historisch-dokumentarischen Kollektionen).** Hrsg. von Helmut REINALTER (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850". Hrsg. von Helmut REINALTER, Bd. 35). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Peter Lang 2002. XIX, 758 S.

Nach Kriegsende 1945 gelangten etwa 3000 Meter von der Roten Armee in Deutschland und in den von Deutschland besetzten Gebieten erbeutete Akten nach Moskau und verschwanden dort im Sonderarchiv der sowjetischen Hauptarchivverwaltung (Deutsches Sonderarchiv), wo sie bis 1990 den Augen der Öffentlichkeit entzogen waren. 1992 erschien erstmalig ein von Götz Aly und Susanne Heim erstelltes Bestandsverzeichnis des als „verschollen geglaubten Schriftguts aus der NS-Zeit". Darin finden sich auch Hinweise auf die umfangreichen Freimaurerbestände. Bereits 1957 wurden 1400 Archivmeter davon an die DDR zurückgegeben. Dieses Archivgut befindet sich mittlerweile im Besitz des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz. 1994 haben Renate Endler und Elisabeth Schwarze-Neuß für die dort befindlichen Freimaurerbestände ein zweibändiges Bestandsverzeichnis vorgelegt. Was bislang jedoch fehlte, war eine detaillierte Übersicht über die noch in Moskau lagernden Akten freimaurerischer Provenienz. Mit dem von Helmut Reinalter herausgegebenen Bestandsverzeichnis der deutschen und österreichischen Freimaurerbestände im Deutschen Sonderarchiv wird diese Lücke nunmehr geschlossen. Jetzt können Wissenschaftler, die in den Freimaurer Akten des Sonderarchivs zu recherchieren beabsichtigen, sich bereits vor ihrem Aufenthalt in Moskau über die dort vorhandenen Dokumente informieren, ja sogar Kopien direkt bestellen. In Moskau befinden sich immerhin noch 14406 Archiveinheiten masonischer Herkunft, ein für die Freimaurer-Forschung kaum zu unterschätzender Umstand. Das Hauptaugenmerk des Herausgebers Helmut Reinalter dürfte höchstwahrscheinlich auf die sehr umfangreichen österreichischen Akten gefallen sein, leitet er doch in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Freimaurerei an der Universität Innsbruck ein Forschungsprojekt zur „Geschichte der österreichischen Freimaurerei 1918/19 bis 1938/45". Das Bestandsverzeichnis enthält überdies Akten von Freimaurer-Logen aus Deutschland und verschiedenen europäischen Staaten, die während des Zweiten Weltkrieges unter die NS-Herrschaft gerieten. Die historische Forschung dürfte durch die Auswertung der in Moskau lagernden Bestände erheblich profitieren, vor allem aber die Erforschung der deutschen Freimaurerei und des völkischen und nationalsozialistischen Antimasonismus, denn bislang mußte sie sich hierbei auf die in Deutschland lagernden Akten beschränken.

*Manfred Warnecke*

**Wirkungsgeschichte als Kulturgeschichte. Viktor von Andrian-Werburgs Rezeption im Vormärz. Eine Dokumentation.** Mit Einleitung, Kommentar und einer Neuausgabe von „Österreich und dessen Zukunft" (1843). Hrsg. von Madeleine RIETRA (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur, Bd. 143). – Amsterdam und Atlanta, GA: Editions Rodopi B. V. 2001. 356 S.

Viktor von Andrian-Werburg lebte von 1813 bis 1858. Mit seiner 1843 anonym im Hamburger Verlag von Hoffmann und Campe erschienenen Programmschrift „Österreich und dessen Zukunft" erreichte er eine enorme Wirkung. Er wollte, wie er 1847 selbst schrieb, mit ihr „auf die Wunden hinweisen, an welchen unser Vaterland sich zu verbluten droht", und darlegen, „daß eine totale Veränderung des Regierungssystems in Österreich dringend notwendig sei, um die Monarchie vor dem Untergang zu bewahren".

Die vorliegende Publikation bietet den ersten Nachdruck der Schrift seit 1843. Gleichzeitig dokumentiert sie ihre Rezeption durch Zeitgenossen in sechzig kommentierten Texten (Vorworte zu Übersetzungen, Rezensionen, amtliche Berichte, Briefe, Erinnerungen, Tagebücher, Broschüren). In ihnen spiegelt sich die ganze Bandbreite der politischen Meinungen in Österreich in den Jahren vor der Revolution von 1848. Deutlich wird die regional unterschiedliche Haltung der adligen Eliten und der bürgerlichen Intelligenz zu den

aktuellen Fragen und Problemen im Vormärz. In einer Einleitung bietet die Herausgeberin, die sich bereits mit früheren Veröffentlichungen als intime Kennerin des österreichischen Vormärz ausgewiesen hat, eine Biographie des Verfassers, eine Darstellung der Rezeption seiner Schrift sowie zum Verständnis seiner Kritik und Reformvorschläge eine gedrängte Übersicht über Politik, Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft und Gesellschaft im vormärzlichen Österreich.

*Helmut Bleiber*

ZWEIG-STRAUSS, Hanna: **David Farbstein (1868 bis 1953). Jüdischer Sozialist – sozialistischer Jude.** – Zürich: Chronos Verlag 2002. 281 S.

„Mein Judentum und mein Sozialismus waren zwei Attribute der einen Substanz, des Menschtums in mir. Als Jude fühlte ich als Mensch – und wurde Sozialist, denn als Menschen sind wir geboren. Als Mensch fühlte ich als Jude, da die Menschen uns fühlen lassen, dass wir Juden sind" (S. 15). Mit diesem Zitat eröffnet Hanna Zweig-Strauss ihr Buch über David Farbstein, den außergewöhnlichen jüdischen Sozialisten und streitbaren eidgenössischen Politiker. Treffender, als in diesen, seinen eigenen Worten kann man wohl kaum die Spannungsfelder, in denen Farbsteins Leben verlief, beschreiben. In Hanna Zweig-Strauss hat er nunmehr eine Biographin gefunden, die das kenntnisreich und anschaulich zur Darstellung bringt. Das Buch beginnt mit einem einführenden Gesamtblick auf Farbsteins Biographie von seiner Warschauer Zeit im jüdisch-orthodoxen Milieu am Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den Jahren in seiner Wahlheimat Schweiz. Erst in Zürich fand Farbstein den ihm angemessenen Raum für die berufliche und politische Betätigung als sozialdemokratischer Politiker und Anwalt, als Repräsentant der internationalen zionistischen Bewegung und als Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde. Diese Aktionsfelder werden von Hanna Zweig-Strauss in drei gesonderten Kapiteln beleuchtet, eine Herangehensweise, die schon deshalb sinnvoll schien, weil Farbstein trotz gewisser Überschneidungen in sehr verschiedenen Bereichen von Politik und öffentlichem Leben agierte.

Farbstein stand als Angehöriger einer Minorität unter starkem Assimilationsdruck. Aus dieser Lebenserfahrung erwuchs sein politisches Engagement für die von der Gesellschaft Benachteiligten. So plädierte er für die Abschaffung der Todesstrafe und die Liberalisierung der Gesetzgebung zum legalen Schwangerschaftsabbruch, Forderungen, die bis heute nichts an Aktualität verloren haben. Im Anhang des Buches sind dazu Originalbeiträge versammelt, die Farbstein vor allem für die sozialdemokratische Presse schrieb. Aber auch sein Wirken in der Welt der Schweizer Juden wird durch zum Teil noch unveröffentlichtes Quellenmaterial, das die Autorin bei ihren Recherchen in den Archiven zutage förderte, reich dokumentiert. Mit ihrem Buch gibt Hanna Zweig-Strauss ein lebendiges Zeugnis vom Leben und Schaffen David Farbsteins, dem sie mit Recht bescheinigt, ein „Symbol des unerschrockenen, aufrechten und kämpferischen Sozialisten und Juden in widrigen Zeiten" (S. 200) gewesen zu sein.

*Manfred Warnecke*

SCHMITTNER, Monika: **Verfolgung und Widerstand 1933 bis 1945 am bayerischen Untermain.** – Aschaffenburg: Alibri Verlag 2002. 414 S.

Punktuelle Nonkonformität, Verweigerung, öffentlicher Protest und Widerstandsaktivitäten – dies seien die Felder für Nazi- und Kriegsgegnerschaft: zum einen, Verärgerung, Empörung und Schimpfen zum anderen, Abwehr bedrohter Eigenständigkeit durch Gruppen, des weiteren Flugblätter oder Aussprüche von Kanzeln. Solcherart „Nonkonformität, Verweigerung und Protest" bezogen sich auf einzelne Sektoren der NS-Herrschaft. Sie konnten in unterschiedlichen Phasen unterschiedliche Intensität entwickeln, dabei durchaus mit partieller Loyalität gegenüber dem Regime einhergehen. Hingegen bedeutete aktiver Widerstand ein „generelles Nein zum Regime" und zielte auf den politischen Umsturz. So abstrahiert Monika Schmittner das Ergebnis ihrer Recherchen in und um Aschaffenburg (S. 16). Nach einer Skizze der dortigen ökonomischen, sozialen und politischen Situation, Industrie und Landwirtschaft, ihrer Fabrik- und Wanderarbeiter vor 1933 stimmt die Verfasserin auf die folgenden Jahre ein: Das Widerstandspotential im März 1933 zeigte sich in den wenigsten Stimmen für die NSDAP, zumindest in ganz Bayern. Dennoch verliefen „Gleichschaltung" und Zerschlagung von Parteien und Organisationen wie Verfolgung derer, die die Gewalthaber als Gegner ansahen, wie anderenorts.[1]

In einem der umfangreicheren Kapitel, dem über die Kommunisten, dominieren denn Inhaftierung, Verurteilung, Einsperren, Ermordung und Hinrichtung, weswegen ihr organisierter Widerstand 1934, z. T. regional bis Frankfurt am Main übergreifend, seinen Kulminationspunkt erreichte: „der einzige organisierte Widerstand am gesamten Untermain" (S. 72 f.). Hingegen verharrten Sozialdemokraten in „schweigender kollektiver Resistenz", wie Schmittner zustimmend Martin Broszat zitiert (S. 142). Davon hob sich einer ab, der in einem kleinen Ort die jüdischen Bewohner vor dem Pogrom im November 1938 warnte, so daß sie sich außerhalb verbergen konnten. Mitglieder der Bayerischen Volkspartei zogen sich gleichfalls ins Privatleben zurück. Sie und andere Katholiken, achtzig Prozent der Bevölkerung, suchten ihr Wertsystem zu bewahren, ansonsten verhielten sie sich defensiv, auch trotz der ökonomischen und sozialen Enttäuschungen, so daß sich laut der Autorin in der von ihr untersuchten Region Nonkonformität und Resistenz lediglich abgeschwächt zeigten. Sie griffen schon gar nicht ein, um Menschenrechte zu verteidigen und Verfolgte zu unterstützen. Dies erweist sich gleichfalls an den achtzehn katholischen Geistlichen, die allein, meist aus kleinen Gemeinden, vorgestellt werden, während Laien nur am Rande erwähnt sind. Aschaffenburger protestantische Pfarrer wehrten sich gegen den Ansturm pronazistischer „Deutscher Christen". Ob sie diese dadurch in Bedeutungslosigkeit drängten, wie Schmittner meint, oder ob wie auch sonst NS-Führer sie Mitte der dreißiger Jahre nicht mehr brauchten?

Von den Beispielen individueller Zivilcourage ragen sowohl einige Beamte als auch Juristen heraus, während angezeigte „Delikte" zum allgemeinen Verhalten etlicher Deutscher gehörten. (Daß – wie eingangs unterstrichen – keine Anonymisierung erfolge, trifft auf die Denunzianten nicht zu.) Zum Ende des Krieges wüteten auch am Untermain Mordkommandos gegen Befehlsverweigerer, zur Kapitulation Geneigte und Fahnenflüchtige, darunter Offiziere.

Diesen und anderen Opfern gedachte zum 8. Mai 1985 die Aschaffenburger Grün-Alternative Liste mit einer Holztafel am Landgerichtsgefängnis. An deren Bezeichnung als Antifaschisten stieß sich der Denkmalsausschuß, der ebenso undifferenziert wie gestanzt von „Opfer des Totalitarismus" gesprochen wissen wollte. Erst fünf Jahre darauf ließ der Stadtrat eine Bronzetafel mit dem Text von 1985 anbringen.

Der Band, der Lokales und Regionales mit Allgemeinen verbindet, erschien erstmals in jenem Jahr. Seine nun vorliegende erweiterte dritte Auflage ist sicherlich ein Zeichen, daß entgegen landläufigen Auffassung weiterhin Interesse an der Thematik besteht.

1 *Am Rande: 1919 ausgesprochene Schutzhaft terrorisierte schon gezielt politische Gegner, meist Kommunisten, und galt nicht deren „Schutz" (S. 64). Die A-Kartei, im Zuge der forcierten Kriegsvorbereitungen angelegt, vermerkte als politische Gegner bekannte Personen, die bei Kriegsentfesselung („A-Fall") eingesperrt werden sollten und wurden (S. 103).*

*Klaus Drobisch*

**Konzentrationslager. Geschichte und Erinnerung. Neue Studien zum KZ-System und zur Gedenkstättenkultur.** Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager vom 12. bis 15. Oktober 2000 in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Hrsg. von Petra HAUSTEIN, Rolf SCHMOLLING und Jörg SKRIEBELEIT. – Ulm: Verlag Klemm und Oelschläger 2001. 185 S.

Der Workshop versammelt seit 1994 jüngere Wissenschaftler, meist Doktoranden, um ihre Projekte und Thesen wie ihre Ergebnisse darzulegen und erörtern zu lassen. Erstmals kann man sich über diesen hinaus in einem Tagungsband darüber informieren. Den ersten Teil, Umgang mit den Lagern und deren Relikten in der Öffentlichkeit nach 1945, eröffnet der Leiter der gastgebenden Gedenkstätte Flossenbürg, Jörg Skriebeleit, mit einem Abriß von deren Genesis. Nach 1945 auch Lager für gefangene SS-Leute, dann zum Teil abgerissen, zum Teil zivil genutzt und überbaut, fand Flossenbürg erst ab 1995 größere Aufmerksamkeit. Seitdem konnte die Gedenkstätte erweitert und über ihre Neukonzeption nachgedacht werden. Buchenwald existiert hingegen als Gedenkstätte seit 1958. Ihr jetziger stellvertretender Direktor Rikola-Gunnar Lüttgenau geht ebenfalls auf deren Vorgeschichte ein (dabei nennt er das sowjetische Internierungslager entgegen alliierten Entscheidungen erstaunlicherweise rechtswidrig) und denkt über die – von ihm überinterpretierten – Absichten nach, die von der DDR mit ihr verfolgt worden seien. Petra Haustein sucht nach den Gründen für die Kontroversen bei der Neukonzeption der Gedenkstätte Sachsenhausen.

Dabei differenziert sie zwischen Vertretern ehemaliger Häftlinge des Konzentrations- und des Internierungslagers sowie den Fachleuten, die letztendlich die Gedenkstättenarbeit leisten müssen. Um die familiäre und die offizielle Sicht auf die NS-Zeit und beide Lagertypen durch drei Generationen in Ost und West geht es Sabine Moller, wobei sie diametrale Unterschiede feststellt. Schließlich konstatiert Gerhard Fürmetz anhand des Landkreises Mühltal, wie dessen Bevölkerung in den Jahrzehnten nach 1945 mit den vormaligen Rüstungsbauten und ihren Opfern umging: fast ausschließlich mit Verweigerung und Ignoranz, nachdem sie die US-Besatzung 1945 darauf gestoßen hatte.

Der zweite Teil, NS-Verfolgungspraxis und die äußere und innere Struktur der Lager, beginnt mit einem Blick von Jan-Erik Schulte auf seine Dissertation über den SS-Wirtschaftskonzern, wobei er mehr die KZ-Betriebe denn die Ghettos und mit Zwangsarbeitern gefüllten Lager im besetzten Osteuropa anspricht. Nicole Warmbold reflektiert über Quellen zur Lagersprache: Deutsche Lagerfunktionäre hätten Verhalten wie Sprache geprägt. Doch ging m. E. nicht wenig vom SS-Jargon und beispielsweise in Auschwitz von den anfangs dominierenden polnischen Häftlingen aus? Christine Glauning kommt nach Betrachtung der Verhältnisse in Natzweiler-Außenlagern in Württemberg zur Vorbereitung von Ölschiefergewinnung zu der These: Arbeit und Vernichtung, während Rolf Schmolling bei der Untersuchung über die Auswahl von Facharbeitern in Auschwitz für Siemens und Osram für Produktionen in Borek und Niederoderwitz den Aspekt der Betreiber hervorhebt, sie für eine äußerst kriegswichtige Produktion zu erhalten. In der Zusammenschau beider Beträge tritt die unterschiedliche Behandlung von Häftlingsbaukräften, die in Naziaugen ersetzbar waren, und von Facharbeitern aus den KZ hervor. Tanja von Fransecky beschreibt die Verwaltungsstruktur des KZ Sachsenhausen, die in allem anderen Hauptlagern gleich war. Ebenfalls am Beispiel dieses Konzentrationslagers erläutert Irmtraudt Kuß ihr Projekt zu Funktionshäftlingen, wobei sie kräftig gegen die zurückliegende Herabsetzung der „roten Kapos" polemisiert. Aus den – wie den anderen Beiträgen – beigefügten Diskussionsnotizen ist allerdings zu schlußfolgern, daß es im Workshop um einen anderen Text ging. Schließlich wirft Thomas Weber kritisch die Frage auf, ob Photos aus dem Ghetto Litzmannstadt ausgestellt werden sollten, wenn sie Kollaboration und Szenen zeigen, die das vorherrschende Bild relativieren könnten.

Insgesamt bietet der Sammelband, ungeachtet unterschiedlichen Forschungsstandes und -ertrages bei den einzelnen Autoren, einen instruktiven Eindruck von überwiegend diskussionswürdigen Projekten und Problemen bei der KZ- und Gedenkstättenthematik, und wie sie von jüngeren Forschern bewältigt werden.

*Klaus Drobisch*

ADAMO, Hans, und Florence HERVÉ: **Natzweiler-Struthof. Regards au-delà de l'oubli – Blicke gegen das Vergessen.** Mit Fotografien von Martin GRAF. – Essen: Klartext Verlag 2002. 144 S.

Mit dem vorliegenden Buch wollen die Autoren eine seit langem fällige Darstellung des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof geben und damit einen vom Vergessen bedrohten zeitgeschichtlichen Ort wieder in das öffentliche Bewußtsein bringen.

Vom Inhalt und von der Ausstattung her ist der Band für ein breites Publikum gedacht. Im ersten Drittel des Buches erhält der Leser einen knappen Überblick zur Geschichte des Lagers und seiner Einbindung in das nationalsozialistische System der Konzentrationslager. Dies wird durch Auszüge aus Augenzeugenberichten ergänzt, die den grausamen Lageralltag schildern, aber auch Zeugnis ablegen von Selbstbehauptung, Solidarität und Aufbegehren der Häftlinge.

Den größeren Raum im Buch nimmt der heutige Umgang mit dem ehemaligen Lager ein. Anhand von Texten aus Prosaliteratur und Lyrik werden Beispiele für die literarische Rezeption des Themas vorgestellt. Sehr umfänglich und eindrucksvoll ist der fotografische Teil mit Arbeiten von Martin Graf. Es wird aber auch über das „Projekt eines europäischen Zentrums des deportierten Widerstandskämpfers im Nazi-Konzentrationslagersystem" berichtet, das auf dem ehemaligen Lagergelände errichtet werden soll. Im Anhang finden sich neben Literaturempfehlungen auch praktische Hinweise für den Besuch der im Elsaß gelegenen Gedenkstätte und anderer, in unmittelbarer Nähe gelegener Sehenswürdigkeiten. Die Texte im Buch sind in deutscher und in französischer Sprache abgefaßt.

Leider ist den Autoren entgangen, daß es seit Jürgen Zieglers Buch „Mitten unter uns. Natzweiler-Struthof: Spuren eines Konzentrationslagers"

aus dem Jahre 1986 auch neuere Veröffentlichungen zum Thema gibt. So ist 1992 unter dem Titel „Das Konzentrationslager als Institution totalen Terrors. Das Beispiel des KL Natzweiler" eine Dissertation von Wolfgang Kirstein erschienen. Auch hat die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg im Jahre 2000 die sehr kenntnisreiche Arbeit von Bernhard Brunner „Auf dem Weg zu einer Geschichte des Konzentrationslagers Natzweiler. Forschungsstand, Quellen, Methode" herausgegeben, dessen Berücksichtigung bei der Veröffentlichung des vorliegenden Buches wünschenswert gewesen wäre.

Zweifellos gebührt den Autoren das Verdienst, mit ihrem Buch einen verständlich geschriebenen, anschaulich dokumentierten Einblick in die Geschichte des KL Natzweiler-Struthof zu geben, der sich für die politische Bildungsarbeit bestens eignet. Was allerdings immer noch fehlt, ist eine wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung zur Geschichte des Lagers, aber das lag wohl auch nicht in der Absicht der Autoren.

*Manfred Warnecke*

SYDNOR, Charles W.: **Soldaten des Todes. Die 3. SS-Division „Totenkopf" 1933–1945.** Aus dem Englischen übersetzt von Karl Nicolai. Mit einem Geleitwort von Bernd WEGNER. – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2002. XIV, 320 S.

Die erste Ausgabe dieser bisher einzigen wissenschaftlichen Publikation über eine SS-Division erschien 1977 in Princeton. Nun liegt hier die Übersetzung vor. Davon sind wohl für diese Zeitschrift das erste und das letzte Kapitel von Interesse. Das eine handelt von Anfängen, Entwicklung und Struktur des KZ-Systems sowie dessen Wachmannschaften und dem Chef von beiden: Theodor Eicke. Sydnor charakterisiert den ehemaligen Kommandanten von Dachau, Inspekteur der Konzentrationslager und der SS-Totenkopfverbände ab 1934, dann bis 1942 Kommandeur der SS-Totenkopfdivision aus KZ-Personal als Einpeitscher von Haß auf tatsächliche und vorgebliche Feinde innen und außen. Das andere Kapitel knüpft daran an und hebt hervor, daß Drill und Indoktrination Waffen-SS-Angehörige und -Einheiten hemmungslos morden ließen, wobei diese Massaker ihre KZ-Untaten bis 1939 weit übertrafen. Hinzu trat eine Rotation zwischen Lagern und Truppe. Von daher polemisiert Sydnor gegen verharmlosende Aussagen, die Waffen-SS wäre lediglich eine kämpfende Truppe gewesen, die sich kaum von anderen unterschieden habe. Die weiteren sieben Kapitel beschreiben die Aufstellung der SS-Totenkopfdivision, ihre Kampfeinsätze in Frankreich mit ersten Kriegsverbrechen, dann in der UdSSR mit umfangreicheren Massenmorden und schließlich in Ungarn, immer an „Brennpunkten" stehend und sich fanatisch schlagend. Geleitworte von Bernd Wegner wie Vor- und Nachworte des Verfassers zur deutschen Ausgabe mit Verweisen auf jüngere Literatur lassen freilich nicht darüber hinwegsehen, daß die Darstellung über Jahrzehnte unverändert geblieben ist.

*Klaus Drobisch*

# Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

**Zum Todesdatum Hugo Eberleins**

Es ist bemerkenswert, daß in einem Heft der IWK – Jg. 38 (2002), H. 3 – für ein Faktum zwei verschiedene Daten angegeben werden: In der Besprechung des Buches von Werner Eberlein, „Geboren am 9. November. Erinnerungen", 3., korr. (!) und um ein Personenregister ergänzte Aufl., Berlin 2001, gibt Beate Ihme-Tuchel – dem Autor (leider oberflächlich) folgend – das Todesdatum von Hugo Eberlein mit dem 12. Januar 1944 an (S. 367). Im Artikel von Wladislaw Hedeler, „Besso Lominadses Aufenthalt in Deutschland vom Januar bis Mai 1927", steht in der Anmerkung 17 (S. 342): „Hugo Eberlein (4. Mai 1887–16. Oktober 1941). Also kann es kaum ein Druckfehler sein, nein, es ist die Fortsetzung eines langjährigen Durcheinanders, ein kleiner Ausschnitt aus einem Trauerspiel marxistisch-leninistischer Historiographie. Bekanntlich zählte Hugo Eberlein als „Volksverräter" (o.ä.) zu den „Unpersonen" der KPD-Geschichte. In den fünfziger Jahren bedeutete das z.B., daß sein Name bei den Gründungsakten der Partei wie der Komintern fehlen mußte, so daß das Präsidiumsbild des Gründungskongresses der Komintern nicht publiziert werden durfte (zumal auch noch die „Parteifeinde" Gustav Klinger und Fritz Platten zu sehen gewesen wären, also W. I. Lenin solo). Wollte man Plakate oder Flugblätter der KPD aus der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre in Ausstellungen oder Publikationen zeigen, mußte der häufige Name des Verantwortlichen (Hugo Eberlein, M.d.L.) abgedeckt werden (den doch in der DDR kaum einer kannte), der natürlich auch in Lexika und dergleichen mehr fehlte. Erstmalige Berücksichtigung fand er dann gleich mehrfach in der achtbändigen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" (Bde. 3 und 4) im Text und mit zwei Fotos; im Bd. 5 letztmalig erwähnt als Teilnehmer am VII. Weltkongreß der KI (1935 in Moskau); Lebensdaten im Register: 1887–1940.

Ausführliche Daten über Hugo Eberlein gab dann das „Biographische Lexikon. Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung", Berlin 1970: gest. 12. Januar 1944 in der UdSSR – steht im „Kopf" des Artikels. Letzter Satz (nach dem VII. Weltkongreß, 1935): „1937 wurde er unter falschen Anschuldigungen verhaftet." Schluß. Punkt. Hatte der Sohn Werner Eberlein, inzwischen längst zurück aus der Emigration in der UdSSR, Chefdolmetscher Ulbrichts, die Korrektur des Todesjahres veranlaßt? Er will, so seine Aussage nach über 40 Jahren, 1956 (!) die offizielle Sterbeurkunde des Vaters eingesehen haben. Übrigens das „Bio-Lex" mußte, 1970 gedruckt, noch einige Monate bis zur Auslieferung liegen. Offenbar gab es ein „Stopp" vom „Großen Haus" oder auch von der Parteihochschule, wo u.a. ehemalige Weggefährten Hugo Eberleins bestimmten. Es war wohl der Schlußsatz, der sich bei allen erstmalig erwähnten Schicksalsgenossen Eberleins stereotyp wiederholte, er soll „Bedenken" hervorgerufen haben. (Wer sich wirklich interessierte oder es genauer wissen wollte, hatte sich indessen längst bei Hermann Weber informiert – soweit zugänglich). Nur kleine Modifikationen konnte man in den Schlußformulierungen festhalten: z.B. bei Willy Budich (mit 1942 falsches Todesdatum) stand: „1936 unter falschen Anschuldigungen [...] zu einer Freiheitsstrafe verurteilt"; August Creutzburg, gest. 1938 Saratow (UdSSR); Arthur Golke, gest. vermutlich (!) Sept. 1939 (tatsächlich am 9. August 1938); aber alle, wie auch Hans Kippenberger, Hermann Remmele, Hermann Schubert, Fritz Schulte u.a. „unter falschen Anschuldigungen verhaftet" und dann irgendwann in der UdSSR „gest."

Etwa 20 Jahre (1997/98) später gab es dann genauere Mitteilungen aus den sowjetischen Archiven: Hugo Eberlein am 27./28. Juli 1937 verhaftet, am 30. März 1941 (!) verurteilt und am 16. Oktober 1941 hingerichtet. – Werner Eberlein hat in seinem Buch (1. Aufl. 2000, S. 69 f., S. 71 ff.) „viele Rätsel um meines Vaters Tod" aufgeklärt; kurz vor seinem Tode 2002 nach dem Schicksal seines Vaters und dem langen Schweigen befragt, meinte er: aus Scham. Das sollte der letzte Akt dieses Trauerspiels gewesen sein. – Beate Ihme-Tuchel müßte genau lesen.

Im übrigen: angesichts der Dominanz von Hitlers Frauen, Militärs usw. in Buch und Bild muß man sorgen, daß seine Gegner, die Verfolgten, Gefangenen, Emigranten und Ermordeten, die „Unpersonen", nicht zu „Nobodies" werden.

*Ingo Materna*

# IWK

## Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-70711, Telefax: 030/26995010

**MITTEILUNG über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit .... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
.....
Stipendium ..... ☐
..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
..... Bezeichnung und ggf. Anschrift

**9** (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

**10** ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

**11** ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

**12** **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

**13** Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

**14** Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

**15** **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

**16** **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... (Ort, Datum)

..... (Unterschrift)

WERNER KRAUSS

**Briefe 1922 bis 1976**

Herausgegeben von Peter Jehle unter Mitarbeit von
Elisabeth Fillmann und Peter-Volker Springborn

*2002. 1.054 Seiten*
*Kt einzeln € 74.-, im Abonnement € 66.60*
*ISBN 3-465-03182-2 Analecta Romanica 65*

Für diese Briefausgabe wurden aus einem umfangreichen Nachlaß 600 Schriftstücke von und an Werner Krauss ausgewählt. Sie zeigen ihn im Gespräch mit bekannten Wissenschaftlern, Emigranten wie solchen, die zwischen 1933 und 1945 im Land blieben oder erst in der Nachkriegszeit hervortraten – Erich Auerbach, Ernst Bloch, Herbert Dieckmann, Ernst Engelberg, Hans Robert Jauß, Erich Köhler, Herbert Marcuse, Claudio Sánchez-Albornoz, Albert Souboul, Leo Spitzer, Franco Venturi – aber auch mit Familienangehörigen und Weggefährten aus Deutschland, Frankreich und Spanien.

„Wohl nur noch den Romanisten und, womöglich, den Aufklärungsforschern ist der Name Werner Krauss geläufig. Einstmals aber gehörte Werner Krauss – neben Ernst Bloch und Hans Mayer – zu den drei Personen, die den Ruf der Universität Leipzig nach 1945 begründeten. Bloch wie Mayer freilich verließen die sowjetische Besatzungszone; Krauss blieb. Die Konditionen dieses „Bleibens", auch sie vermitteln sich am Rande und oftmals zwischen den Zeilen dieser monumentalen Briefausgabe, die Zeilen und Zeichen von und an Krauss über die historisch und biographisch einschneidenden Jahre zwischen 1922 und 1976 versammeln." *Neue Zürcher Zeitung*

„Wer den Wissenschaftler, Widerstandskämpfer und Romancier Werner Krauss – einen wirklichen *uomo universale* – kennenlernen will, lese die Briefe, die dieser genialische Intellektuelle ein halbes Jahrhundert lang mit Verwandten, Freunden, Lehrern, Schülern, Verlegern, Schriftstellern und Politikern tauschte. Bei der Lektüre werden schicksalhafte Momente der deutschen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts noch einmal ganz lebendig." *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

*www.klostermann.de*
*P.O. Box 90 06 01 60446 Frankfurt*
*Fax: (069) 70 80 38*
*E-Mail: verlag@klostermann.de*

VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin